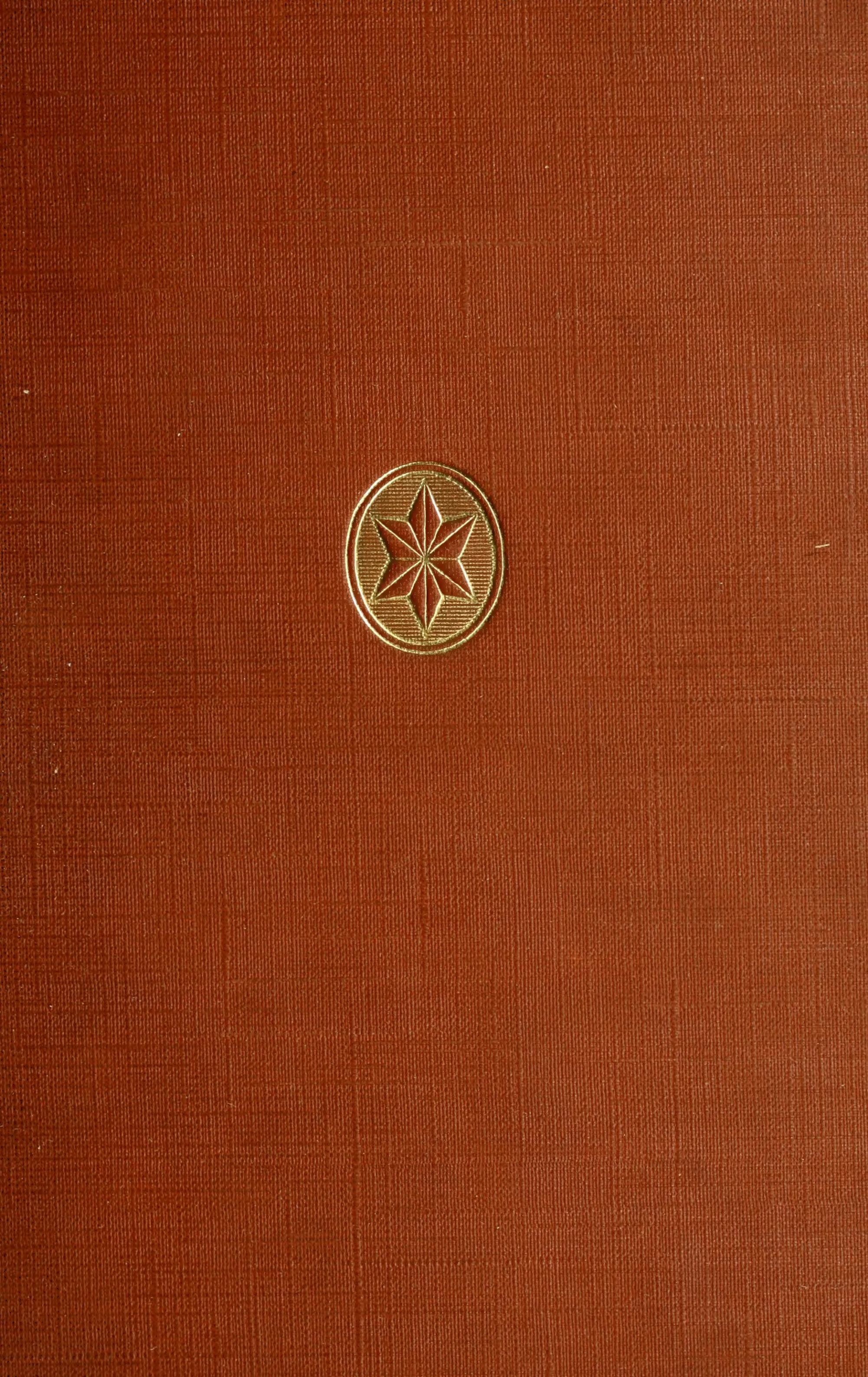




Letztes Bildnis August v. Goethes

Aquarellierte Zeichnung von Moritz Steinla, Rom 1830

# Jahrbuch
der
# Goethe-Gesellschaft

Im Auftrage des Vorstandes
herausgegeben
von
Max Hecker



Siebzehnter Band

Weimar / Verlag der Goethe-Gesellschaft
1931

Gegründet auf die kaum erschöpfbare Fülle der in Goethes Hinterlassenschaft ruhenden Lebens- und Schaffenszeugnisse des Dichters, deren Mitteilung und Auswertung dauernde Pflicht bleibt, hat sich das 'Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft' gleichwohl immer bemüht, von der Unterlage philologisch-historischer Arbeit her den Anschluß an das geistige Leben der Gegenwart zu gewinnen: auch der vorliegende Band, eingedenk jenes alten Wortes, daß der Mensch des Menschen eigentliches Studium sei, stellt in den Mittelpunkt seiner Betrachtung ein Problem, das das Kernstück neuzeitlicher Menschenkunde ist, das Problem des Unbewußten. Schon ein früherer Band (1927) hatte den Blick auf den neu aufgelebten Verkünder der Lehre vom Unbewußten, auf Karl Gustav Carus gelenkt; im diesjährigen Bande wird dargestellt, wie schon Goethe im Unerkennend-Unerkannten, im geheimnisvollen Untergrunde menschlichen Wesens den Geburtsschoß aller Produktivität gefunden hat und in folgenreicher Abkehr von der Methode rationaler Erkenntnis der Begründer eines neuen Weltbildes aus Erleben und Schauen geworden ist. Von der Lehre des Unbewußten aus hat die moderne Psychologie die neue Wissenschaft der Charakterologie ausgebildet; wir prüfen an ihr Goethes Menschenbegriff und Menschendarstellung in wichtigsten Zeiten seines Lebens: wir suchen den klügelnd bewußten Scheinwesen seiner konventionellen Frühzeit, den in leidvolle Wahlverwandtschaft verstrickten Gestalten reifer Künstlerschaft ins Innere zu schauen und erkennen aus seinen Gesprächen mit Eckermann, wie der Greis den Grundtrieb des Genies in den dämonisch un-

bewußten Drang der Produktionskraft setzt. Unsere Betrachtung wendet sich aber auch auf den Dichter selbst als auf ein Ziel der Charakterforschung zurück: die innerste Grundrichtung des Menschen offenbart sich nicht nur in Willen und Handlung, sondern auch in der Art, wie er mit Geist und Form der Sprache, mit dem lebendigen Leben des Wortes gebart, und so läßt der Aufsatz 'Goethe und die deutsche Sprache' im Spiegelbilde Goethischer Sprachbehandlung Goethes eigenstes Selbst erscheinen. Eine gedrängte Betrachtung: 'Goethe und die Stimmkunst' gibt in einigen Punkten fördersame Ergänzung.

Das Jahr 1930 hatte am 27. Oktober die hundertste Wiederkehr eines Tages gebracht, der für Goethe und Goethes Geschlecht von schmerzlichster Bedeutung geworden ist, die hundertste Wiederkehr des dunkeln Tages, an dem August v. Goethe fern der Heimat gestorben war. Das 'Jahrbuch' glaubt vor seinen Lesern ein Bild des Goethesohnes aufrichten zu müssen, ein zwiefaches: ein Werk der bildenden Kunst, das als letzte Darstellung des Unglücklichen seine zerstörten Züge vor Augen stellt, und in erschütterndem Gegensatz dazu den Bericht über einen Abschnitt seines Lebens, da er als schöner Jüngling heiter und zukunftsfroh die Schwelle des Mannesalters betrat.

Und so stehen wir denn auch unmittelbar vor jenem Tage, an dem sich des Dichters eigene Todesstunde zum hundertsten Male jährt: sie freilich war nicht wie die seines beklagenswerten Sohnes ein Ende, sondern der glorreiche Eingang zu erneuter und erhöhter Lebens- und Erdenwirksamkeit.

August 1931.

Max Hecker.

# Goethe und die deutsche Sprache

## Rede bei Eröffnung der Danziger Goethe-Woche am 5. Oktober 1930

Von Julius Petersen (Berlin)

Es ist bald vier Menschenalter her, daß ein aus dem deutschen Osten nach Weimar gelangender Huldigungsgruß den Empfänger Goethe seltsam bewegte. Das Schreiben der sechs Königsberger Studenten, die am 18. September 1815 vom Dichter eine Erklärung seines Fragmentes 'Die Geheimnisse' erbaten, begann mit den Worten: „Getrennt von den übrigen Völkern durch Sitte, Himmelsstrich und Regierung, fast in allem unter sich verschieden, wenn andere Völker einen eigentümlichen Sinn bewahren, sieht sich der Deutsche nur durch gemeinsame Sprache und literarische Bildung in einem höheren Sinne verbunden."

Das war die Stimmung der deutschen Jugend nach den Befreiungskriegen: Trauer um die auch im Siege nicht wiederhergestellte Einheit des Reiches verband sich mit Stolz auf den verbliebenen Gemeinbesitz. Es ist dasselbe Gefühl, das Friedrich Rückert später in seinem berühmten Sonett zum Ausdruck gebracht hat:

> Nur noch ein einziges Band ist euch geblieben,
> Das ist die Sprache, die ihr so verachtet;
> Jetzt müßt ihr sie als euer einziges lieben.

Wie stark muß uns, versammelt in dem in Fetzen gerissenen Osten Deutschlands, dieser Gedanke heute berühren unter einem weit unglücklicheren Geschick, das uns betroffen hat und noch weiter bedroht. Wenn wir auch nicht, wie in jener ästhetischen Periode vor 115 Jahren, die literarische Bildung, sondern mehr noch die Mächte der geschichtlichen Verbundenheit auf

heimatlichem Boden, des gemeinsamen Blutes und des Volkstums als unzerreißbare Bande empfinden, so bleibt gleichwohl die deutsche Sprache auch für uns das sinnlichste, allgemeinste und stärkste Element eines nicht lösbaren Zusammenhaltes. Und wenn jene Königsberger Jünglinge sich an Goethe wandten als den Meister, Gestalter und Schatzverwalter der deutschen Sprache, so gehen wir — das scheint mir der vornehmliche Sinn dieser Danziger Goethe-Woche zu sein — heute denselben Weg und wenden uns an ihn um Aufschluß über das Geheimnis seiner die Herzen beherrschenden Sprachgewalt.

Goethes Sprache, in der sich die Ganzheit seines Menschen- und Dichtertums als größtes Sinnbild deutschen Wesens ausspricht, bedeutet uns nicht nur nationales Symbol, sondern als solches einen unvergleichlichen Kulturwert der Menschheit. Für Hunderttausende Nichtdeutscher war und ist die deutsche Sprache schlechthin die Sprache Goethes, die es wert ist, um seinetwillen gelernt zu werden.

Lösen wir dieses Identitätsverhältnis auf, um in geschichtlicher Betrachtung die Beziehung zwischen diesen beiden Größen zu erkennen, zwischen dem Dichter und dem Ausdrucksmittel seiner Dichtung, das nicht totes Material, sondern lebendiges Medium seiner Phantasie und Gedankenwelt war, dann gehen die in Zusammenhang stehenden Fragen nach mehreren Richtungen auseinander.

Eine unermeßliche Aufgabe liegt in der Feststellung dessen, was die deutsche Sprache Goethe schuldet, zu was sie durch ihn geschaffen wurde und zu welchem Wirkungsbereich als poetische Weltsprache sie mit ihm sich auswuchs. Ein fast ebenso unbegrenztes Feld liegt in der Gegenrechnung, was Goethe der deutschen Sprache verdankte, zu was er in ihr geschaffen wurde, wie er in ihr schaltete und wirkte und wie weit er das Werkzeug war eines Sprachgeistes, der in seiner Dichtung zur höchsten Entfaltung und Auswirkung gelangt ist. Eine dritte Frage endlich betrifft das Bewußtsein, mit dem der Sprachkünstler dem Sprachgeist gegenüberstand. Welche Rolle spielt die deutsche Sprache selbst in Goethes Denken und Dichten? Wie hat er die Mitgift, die ihm in die Wiege gelegt war, das Pfund, mit dem

er wucherte, gewertet, und was hatte er in Anerkennung seiner Dankesschuld zum Preise der Muttersprache als ihr Herold zu singen und zu sagen?

Das Ergebnis dieser dritten Frage muß zunächst äußerst kärglich und beinahe peinlich erscheinen. In der Ruhmeshalle, die der Deutsche Sprachverein vor mehr als 30 Jahren errichtete, der Sammlung 'Deutscher Sprache Ehrenkranz', die das im Laufe eines Jahrtausends der Muttersprache von ihren Söhnen gespendete dichterische Lob in herrlichem Akkord zusammenklingen läßt, in diesem Chore würde Goethes Stimme so gut wie gar nicht vertreten sein, wenn nicht einige satirische Sprüche als Dornen in den Kranz aufgenommen wären. Nicht anders als schmerzhaft berührt uns die leidenschaftliche Klage Goethes über die Unzulänglichkeit des Instruments, das er als Dichter handhabt:

Vieles hab' ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen,
Öl gemalt, in Ton hab' ich auch manches gedruckt,
Unbeständig jedoch, und nichts gelernt noch geleistet;
Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meisterschaft nah:
Deutsch zu schreiben. Und so verderb' ich unglücklicher Dichter
In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst.

Noch erschütternder trifft ein anderes der 'Venetianischen Epigramme', worin das Schicksal des deutschen Dichters geradezu als ein tragisches betrachtet wird, weil sein hohes Streben an der Unzulänglichkeit der Sprache zu scheitern verurteilt ist:

Was mit mir das Schicksal gewollt? Es wäre verwegen,
Das zu fragen; denn meist will es mit vielen nicht viel.
Einen Dichter zu bilden, die Absicht wär' ihm gelungen,
Hätte die Sprache sich nicht unüberwindlich gezeigt.

Kann das etwas anderes heißen, als daß großes Dichtertum durch die Schranken der Sprache sich wie in einen Kerker gebannt fühlt und an der Freiheit, seine schöpferische Schau zur sinnlichen Vollendung zu führen, verzweifeln muß?

Immer wieder klingt es:

Denn ich Deutscher ich bin übel als Dichter geplagt.

Solche Klagen forderten schon die Zeitgenossen zu empörtem Widerspruch heraus, und der alte Klopstock ließ als priesterlicher

Hofdichter der Muttersprache die Angegriffene selbst auf die ihr widerfahrene Kränkung epigrammatisch antworten:

Goethe, du dauerst dich, daß du mich schreibest? Wenn du mich kenntest,
Wäre dies dir nicht gram; Goethe, du dauerst mich auch!

Ob dieser Widerspruch Eindruck gemacht hat, wissen wir nicht. Aber wohl sehen wir, daß alle ihn herausfordernden Aussprüche Goethes nur in eine bestimmte Periode seiner Dichtung fallen, in das Jahrzehnt von 1786 bis 96, das man als schwere Krisis des künstlerischen Schaffens bezeichnen kann. Es ist die Zeit der italienischen Reise, der ein drangvolles Sehnen nach fremdem Klang schon symbolisch vorausging in den Versuchen, für den Komponisten Kayser ein lyrisches Theater zu schaffen, im Wetteifer mit der italienischen Gesangskunst. Damals war es eine Art fixer Idee des deutschen Dichters, seine Sprache zur italienischen umzuschaffen: zu einer Sprache, die sich selbst dichtet und musiziert.

So bedauert er den Komponisten, der seine Musik an die barbarische Sprache der Heimat verschwenden müsse, und beklagt, daß er selbst nicht vor zwanzig Jahren schon sich das Italienische zwecks Arbeit für das lyrische Theater angeeignet habe. Als er dann hinter der Sprachgrenze Südtirols von italienischen Lauten umwogt wird, atmet er förmlich auf, „daß nunmehr die geliebte Sprache lebendig, die Sprache des Gebrauchs wird". Aber nicht nur „die edle Mundart der wohlklingenden römischen Sprache, die dem Allernatürlichsten, ja dem Gemeinen einen gewissen Adel verleiht", genießt sein Ohr in vollen Zügen, sondern er bleibt auf dem Boden des Altertums auch den toten Sprachen in Treue ergeben und freut sich an lateinischer Begriffsklarheit und griechischem Wohlklang immer mit leiser Geringschätzung der deutschen Sprache, der er gleiche Vorzüge nicht zuerkennen kann.

Am Dreikönigstage des Jahres 1787 hörte er in Rom im 'Collegio della propaganda fide' etwa dreißig Seminaristen, jeden in seiner Landessprache, Gedichte vortragen: malabarisch, epirotisch, türkisch, persisch, arabisch, syrisch, madagaskarisch, isländisch, ägyptisch usw. Da wurden für ihn die bar-

barischen Rhythmen und Töne überstrahlt durch den Wohlklang griechischer Verse, die ein junger Zögling zum Vortrag brachte, und die 'Italienische Reise' berichtet: „Das Griechische klang, wie ein Stern in der Nacht erscheint".

Diesem Erlebnis Goethes darf man nun einen Vorfall gegenüberstellen, der sich viele Jahrzehnte später an derselben Stelle abgespielt haben soll. Papst Pius IX. besuchte das Jahresfest derselben römischen Missionsschule, und wieder trugen nach altem Brauch die Zöglinge des Kollegs Gedichte in ihrer Muttersprache vor. Und als ein junger Deutscher begann:

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis ans Herz hinan,

da rief der Papst bewundernd aus: „Che lingua maestosa!" Und als auf seine Frage die Antwort lautete, es seien deutsche Verse, da wollte der Heilige Vater, der diese Sprache immer für rauh und schwerfällig gehalten hatte, sie nicht wiedererkennen in dem Wohlklang, den sie in den Worten ihres Dichters entfaltete.

Konnte Goethes Anklage gegen die deutsche Sprache mehr ins Unrecht gesetzt werden als durch diesen Triumph seiner eigenen Dichtung, die aus dem spröden Material bezaubernde Wirkungen des Wohllauts herausholte, indem sie für fremde Ohren als reiner Klang zu solcher Geltung kam? Das war es ja gerade, was Goethe als Künstler erstrebt hatte: sinnliche Wirkung des Wortes. In der Jugenddichtung der Sturm- und Drang-Zeit hatte er durch bewegtesten Rhythmus, durch ungeheure Steigerung der Wortballungen, durch hyperbolische Bilder und Gleichnisse solche Sprachsinnlichkeit zu erreichen gesucht. Jetzt war er in eine Periode der Beruhigung, der Abklärung, des Maßes, des Bedachtseins auf einfachste Wirkungen, auf Wiedergabe des Eigentlichen und Wesentlichen eingetreten. Und da stellte sich die Verzweiflung ein über die Unvollkommenheit der Sprache überhaupt, und die deutsche Sprache zog die Vorwürfe auf sich in einer Art stellvertretenden Leidens, weil gerade in ihr die beschränkte Ausdrucksmöglichkeit für den Dichter zur quälenden Erfahrung wurde.

Noch im Alter (1820) schrieb Goethe an seinen Freund Zelter: „Die reinste und höchste Malerei in der Musik ist die, welche du auch ausübst: es kommt darauf an, den Hörer in die Stimmung zu versetzen, welche das Gedicht angibt; in der Einbildungskraft bilden sich alsdann die Gestalten nach Anlaß des Textes, sie weiß nicht, wie sie darzu kommt.... Und so verwandle ich Ton- und Gehörloser, obgleich Guthörender, jenen großen Genuß in Begriff und Wort. Ich weiß recht gut, daß mir deshalb ein Drittel des Lebens fehlt; aber man muß sich einzurichten wissen."

Dreierlei Ansprüche an die Sprachkunst sind aus diesem sehr merkwürdigen Bekenntnis herauszuhören: 1. Wohllaut, 2. Anschaulichkeit, 3. begriffliche Klarheit.

Das erste, die reine Klangwirkung, kann vielleicht in fremder Sprache für den Unkundigen, der auf Erfassen des Sinnes verzichten muß, zu vollerer Geltung kommen als in der eigenen, weil es die einzige Wirkung ist. Je mehr verstandesmäßiges Begreifen und Reflexion ausgeschaltet sind, desto unbeeinträchtigter und ungehemmter bleibt der Gehörseindruck als ästhetischer Wert, als streichelndes, schmeichelndes Wohlgefühl des Klanges und Vermittlung einer Seelenstimmung. Von dem englischen Schauspieler Garrick, dem größten Sprecher seines Jahrhunderts, wird erzählt, daß er sich einmal vermessen habe, das ABC so hinreißend vorzutragen, daß seine Zuhörer zu Tränen geschmolzen würden, und daß die Wette von ihm gewonnen worden sei. Die Anekdote besagt nichts anderes, als daß die einzelnen Laute der Sprache sogar ohne jeden gedanklichen Zusammenhang und ohne bildliche Vorstellung zu einem musikalischen Ausdrucksmittel seelischer Bewegung erhoben werden können.

Goethe, der den Wohllaut fremder Sprachen bewunderte und sich in der eigenen nicht genugtun konnte, hat gerade in seinen einfachsten Liedern durch sprachliche Musik, d. h. durch melodische Folge der Vokale, solche Wirkung erreicht. Die beiden Nachtlieder des Wanderers aus der voritalienischen Weimarer Zeit sind Beispiele dafür, daß unter Verzicht auf alle anderen poetischen Mittel, wie Gleichnisse und Bilder, Handlungsvorgang oder gedankliche Problematik, ein musikalischer Gefühls- und Stimmungsausdruck in Schwingung gesetzt werden kann.

Die beiden Zeilen: „Süßer Friede, Komm, ach komm in meine Brust!“ und: „Über allen Gipfeln Ist Ruh’“ zeigen die Anwendung einer gleichen Tonskala, die von den hellen ü- und i-Lauten über a und o zum dunkeln u des Schlusses hinabgleitet. In umgekehrter Folge bringt dagegen der Eingang der 'Iphigenie' die Tonleiter zum Klingen im Aufstieg von dem dunkeln au zum helleren Diphthong eu und zu den immer leichter klingenden Vokalen a, e, i:

Heraus in eure Schatten, rege Wipfel,

so daß dieser eine Vers in reiner Tonfolge eigentlich schon den ganzen fünfaktigen Gang des Läuterungsdramas vorklingend versinnbildlicht. In der älteren Fassung von 1780 war der mittlere e-Laut durch die Doppelung „ēwig rēge“ zum Hauptton gemacht, während die zweite Zeile noch bei den durch Alliteration gebundenen ei-Lauten der vorangegangenen Prosafassung verweilte:

Des heil’gen Hains, hinein ins Heiligtum.

Aber diese Häufung wirkte als Mißklang, wenn nicht eine besondere sprachliche Ausdrucksgebärde damit beabsichtigt war. Deshalb ist diese Zeile in der Umarbeitung durch zweimaligen Anstieg vom Dunkleren zum Hellen in wiegende Melodik gebracht worden:

Des alten, heil’gen, dichtbelaubten Haines.

In Rom hatte Goethe, wie die Reisebriefe berichten, mit der Sprachtheorie des Karl Philipp Moritz, der ein Verstandes- und Empfindungsalphabet der Klangdeutung aufgestellt hatte, gespielt. Von da ist es nicht mehr weit bis zu der Lautsymbolik der Romantiker Bernhardi und Tieck, die später von den französischen Symbolisten weiter ausgebildet wurde, mit Festlegung jedes Vokals auf eine bestimmte Farbe und einen eigenen Gefühlston. „Süße Liebe denkt in Tönen, Denn Gedanken stehn zu fern,“ hat später Ludwig Tieck gesungen und damit die Gedankenlosigkeit der Klangspielerei rechtfertigen wollen. Goethe ist diesen Weg nicht weiter gegangen. Wenn er auch gerade den poetischsten Gestalten seines 'Wilhelm Meister', Mignon und dem Harfner, das Lied als Sprache gab, da sie anders ihr Innenleben nicht ausdrücken konnten, so hat er doch in eben dieser Schaffens-

periode die letzte Unvereinbarkeit von Vorstellung und Klang aufs quälendste empfunden. Und den geistesverwandten Musiker, der seine Lieder so vertont hätte, wie es seinem inneren Gehör entsprach, hat er Zeit seines Lebens gesucht, aber trotz Mozart und Beethoven nicht finden können. So ist er als ein Guthörender zu jener Resignation gelangt, von der der Brief an Zelter spricht.

Von Heinrich v. Kleist, der im Generalbaß die wichtigsten Aufschlüsse über die Dichtkunst finden wollte, ist Goethe als Antipode angesehen worden, weil er alle seine Gedanken über die von ihm geübte Kunst auf Farben bezogen habe. Das trifft, wie wir sahen, nicht völlig zu. Aber richtig ist, daß Goethe als ein Sehender sich an die Malerei wandte, um mit Hilfe dieser Kunst wenigstens ein zweites Drittel des Lebens für seine Anschauung gestaltend festzuhalten. Seine Sprache war von Jugend auf visuell eingestellt, aber die Wortkunst reichte für seinen Gefühls- und Naturdrang in der Jugend wie für sein Gegenständlichkeitsstreben im Alter nicht aus. Werther, für den die Sprache als Gefühlsausdruck versagt, sucht als Zeichner sich der Natur zu bemächtigen, und noch im Zweiten Teil des 'Faust' heißt es: „Das Wort bemüht Sich nur umsonst, Gestalten schöpferisch aufzubaun."

In einem Gespräch des Jahres 1809 (mit Falk) hat Goethe, wie später noch oftmals, die Unzulänglichkeit der Sprache besonders betont: „Wir sprechen überhaupt viel zu viel. Wir sollten weniger sprechen und mehr zeichnen. Ich meinerseits möchte mir das Reden ganz abgewöhnen und wie die bildende Natur in lauter Zeichnungen fortsprechen. . . . Je mehr ich darüber nachdenke, es ist etwas so Unnützes, so Müßiges, ich möchte fast sagen: Geckenhaftes im Reden, daß man vor dem stillen Ernste der Natur und ihrem Schweigen erschrickt, sobald man sich ihr vor einer einsamen Felsenwand oder in der Einöde eines alten Berges gesammelt entgegenstellt."

Wenn er nun in Italien wirklich versucht hat, die Malerei als Lebensberuf zu ergreifen, so betrachtete er diesen Schritt später doch als Abdrängung von Mittelpunkt und Basis seiner Existenz, die ihn nun einmal zum Wortkünstler bestimmte. In einem 1797 aufgezeichneten Selbstbildnis spricht er von den falschen

Tendenzen seines Lebens und nennt deren drei: die zur bildenden Kunst, die zum tätigen Leben und die zu den Wissenschaften. Zur einen habe er kein Organ, zur andern keine Biegsamkeit und zur dritten nicht genug Beharrlichkeit gehabt. Aber er verkennt wiederum nicht, was er diesen Irrwegen verdanke, durch die auch seine Sprachkunst und Spracheinsicht gefördert worden sei. In einem Briefe des Jahres 1804 (an Eichstädt) bezeichnet er das sogenannte falsche Streben sogar als einen ganz unentbehrlichen Umweg zum Ziele. Die Tendenz zur Bildkunst half, auch wenn das entsprechende Organ nach eigenem Geständnis fehlte, dem Organ, das zur Verfügung stand, der Sprache, zu bildhafter Anschaulichkeit, wie sie mit Metaphern, Gleichnissen und charakterisierenden Beiwörtern, den alten Mitteln aller malenden Poesie, erreicht wird.

Dem Streben zur Wissenschaft, das sich ihm gleichfalls als falsche Lebenstendenz darstellte, verdankte Goethes Sprachkünstlertum nicht geringeren Gewinn. Hier handelte es sich um die klare Fassung des Begriffes im Hauptwort. Der Dichter des 'Werther' hatte noch das garstige wissenschaftliche Wesen mit seinen gestempelten Kunstworten, weil es die Empfindung töte, verworfen. Zehn Jahre später zieht er selbst als Naturwissenschaftler den Jenaer Professor Loder heran, um mit seiner Hilfe eine lateinische Terminologie als Leitfaden seiner Studien aufzustellen. Beim Gebrauch der wissenschaftlichen Terminologie aber stellte sich nun erst recht die zwingende Erkenntnis heraus, daß alle Worte nur Surrogate seien und daß auf dingliche Wiedergabe der Wirklichkeit in der Sprache überhaupt Verzicht geleistet werden müsse.

Das Kernproblem aller Sprachphilosophie liegt ja darin, daß sich Wort, Vorstellung, Begriff und Ding nicht zu decken vermögen, und der Skeptiker Fritz Mauthner konnte in seiner 'Kritik der Sprache' gerade Goethe als Hauptzeugen für seine Anklage ins Feld führen. Nicht nur auf Grund der Verachtung des Wortes, die an vielen Stellen des 'Faust' ihren Ausdruck gefunden hat, sondern auch mit Berufung auf den Widerspruch, den das Sprachevangelium eines Hamann in 'Dichtung und Wahrheit' erfahren hat. Die Sprache, soweit sie nicht Poesie ist, kann nicht,

wie Hamann verlangte, aus allen vereinigten Kräften des Menschen entspringen; denn das Wort muß sich vereinzeln, muß sich ablösen, um etwas zu bedeuten. Der Mensch, indem er spricht, muß für den Augenblick einseitig werden; es gibt keine Mitteilung, keine Lehre ohne Sonderung.

Aber Goethe ist schließlich nicht bei dieser Negation stehengeblieben, sondern hat einen rettenden Ausweg gefunden. „Durch Worte sprechen wir weder die Gegenstände noch uns selbst völlig aus", beginnt ein kleiner naturwissenschaftlicher Aufsatz, der unter der Überschrift 'Symbolik' in Riemers Handschrift im Nachlaß erhalten ist. „Durch die Sprache entsteht gleichsam eine neue Welt, die aus Notwendigem und Zufälligem besteht. . . . Im gemeinen Leben kommen wir mit der Sprache notdürftig fort, weil wir nur oberflächliche Verhältnisse bezeichnen. Sobald von tiefern Verhältnissen die Rede ist, tritt sogleich eine andre Sprache ein, die p o e t i s c h e." So führt auch die naturwissenschaftliche Forschung in ihrer sprachlichen Vermittlung zur Poesie hin, aber von den vielerlei Arten symbolischen Sprachgebrauchs, die in diesem Aufsatz aufgezählt werden, erweist sich die vierte, die im Sinne der Mathematik identisch mit den Erscheinungen werden könnte, als undenkbar, weil die Sprache immer auf Anschauung beruht. Schon im didaktischen Teil der 'Farbenlehre' (1807) heißt es: „Man bedenkt niemals genug, daß eine Sprache eigentlich n u r symbolisch, n u r bildlich sei und die Gegenstände niemals unmittelbar, sondern nur im Widerscheine ausdrücke" (§ 751). In dieselbe Zeit mag Nr. 1113 der 'Maximen und Reflexionen' fallen: „Die Symbolik verwandelt die Erscheinung in Idee, die Idee in ein Bild, und so, daß die Idee im Bild immer unendlich wirksam und unerreichbar bleibt und, selbst in allen Sprachen ausgesprochen, doch unaussprechlich bliebe". In einem Spruch des Jahres 1818 ist dann dieser Gedanke bildhafter Klang geworden:

Worte sind der Seele Bild —
Nicht ein Bild! sie sind ein Schatten!
Sagen herbe, deuten mild,
Was wir haben, was wir hatten. —

Was wir hatten, wo ist's hin?
Und was ist's denn, was wir haben? —
Nun, wir sprechen! Rasch im Fliehn
Haschen wir des Lebens Gaben.

Es ist nichts anderes als das Faustische: „Am farbigen Abglanz haben wir das Leben." Damit ist der Grundsatz der symbolischen Sprachkunst des alten Goethe ausgesprochen und die Erkenntnis, durch die er seine Abneigung gegen die Sprache überwand, um in ihr schließlich das einzige Mittel zur Inbesitznahme der Welt zu erblicken.

Das Problem des Verhältnisses zwischen Wort und Begriff durchzieht Goethes ganzes Denken und künstlerisches Ringen. Daß Wort und Begriff nicht identisch sein können, wurde eigentlich schon dem Knaben klar, der in vielerlei Sprachen sich ausbildete, „mit einer angeborenen Gabe, leicht den Schall und Klang jeder Sprache, ihre Bewegung, ihren Akzent, den Ton und sonstige äußere Eigentümlichkeit zu fassen". Daß Gegenstände und Begriffe in jeder Sprache anderen Wortausdruck finden, beweist ja eben, daß höchstens ein sinnlicher Annäherungsversuch, aber keine vollgültige Wiedergabe des Begriffsinhaltes in sprachlicher Lautgebung möglich ist. Man müßte also die Ausdrucksmöglichkeit mehrerer Sprachen zur Hand haben, um den Dingen nahe zu kommen. Im Alter hat Goethe tatsächlich solche Polyglottie empfohlen, weil jede Sprache ihren eigenen Ideenkreis habe. „Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von seiner eigenen", heißt es in einem Spruch. Auch in der pädagogischen Utopie der 'Wanderjahre' wird Sprachübung und Sprachbildung gleichmäßig in verschiedenen Sprachen getrieben. „Damit jedoch keine babylonische Verwirrung, keine Verderbnis entstehe, so wird das Jahr über monatweise nur Eine Sprache im allgemeinen gesprochen."

Dabei wirkten vielleicht noch Erinnerungen an die eigene Jugendbildung nach: von einer mit Lust gepflegten babylonischen Verwirrung kann man wohl sprechen angesichts des spielerischen Charakters der Leipziger Briefe, die vom Französischen ins Englische, vom Englischen ins Deutsche überspringen, und

angesichts des geplanten Briefromanes, der sieben verschiedene Personen in siebenerlei Sprachen miteinander in Austausch treten lassen sollte. Aber in Straßburg, wo die Deutschheit hervorbrach, schrieb der junge Student in seine 'Ephemeriden': „Wer in einer fremden Sprache schreibt oder dichtet, ist wie einer, der in einem fremden Hause wohnt.“ Das sind Herdersche Gedanken, die auf ein Bild Hamanns zurückgehen: „Wer in einer fremden Sprache schreibt, der muß seine Denkart, wie ein Liebhaber zu bequemen wissen. . . . Wer in seiner Muttersprache schreibt, hat das Hausrecht eines Ehemanns, falls er dessen mächtig ist.“ Damit verband sich auch die Überzeugung, daß nur das gesprochene Wort wirklich Sprache sei, daß das stille Fürsichlesen nur ein trauriges Surrogat gehörter Redebilder darstelle, daß Schrift und Papier einen Sarg für die lebendige Sprache bedeuten.

Der junge Goethe wurde jetzt hineingerissen in den großen Lebensstrom, der die ganze Kunstauffassung der Zeit umstellte, indem er den Grundsatz der regelbestimmten Nachahmung durch den des freien Schöpfertums verdrängte. Gellert, der Lehrer der Leipziger Zeit, war noch von dem Gesetz der Naturnachahmung beherrscht, wenn er empfahl, sich von den Fesseln des Kanzleistils zu befreien, indem man so schreibe, wie man spreche. Wenn er glaubte, daß sich bei Natürlichkeit des Ausdrucks die Vorstellungen genau zur Sache und die Worte genau zu den Vorstellungen schicken müßten, so hatte er zu viel versprochen. Aber mit seiner Natürlichkeitsrichtung war gleichwohl der Boden bereitet für die Lehren Herders, der in Straßburg Goethes Führer wurde. Dieser geniale Erzieher und lebenweckende Anreger, der Schüler Hamanns, der selber nach Weitergabe seiner Lehren an bildbare Jünglinge hungert, wettert gegen die homiletische Schlachtordnung eines papierenen Satzbaues und predigt die Naturhaftigkeit der Sprache, die sich selbst gebar mit der ganzen Entwicklung der menschlichen Kräfte. Im Zeitwort erkennt er das stärkste und unmittelbarste dynamische Ausdrucksmittel sinnlicher Anschauung. „Der lebendige Laut, der in den **verbis** tönt, beweist, daß sie der älteste Teil der Sprache sind.“ Poesie ist die älteste Sprache des Menschengeschlechtes; das Verbum also, als Zeit- und Tätigkeitswort, das Urelement

poetisch-schöpferischen Ausdrucks. Der junge Goethe ist zwar von den Herderschen Lehren des natürlichen Ursprunges der Sprache nicht sogleich mitgerissen worden und neigte in seinem Enthusiasmus mehr zu dem Glauben an göttlichen Ursprung, an den Hamannschen Logos, das Zungenreden des Heiligen Geistes. Aber die praktischen Lehren, die aus Herders Sprachauffassung herzuleiten waren, haben seiner Ausdrucksform einen vollkommenen Umsturz bereitet. Zeugnis dafür ist jenes inhaltschwere Gedicht, das unter dem Titel 'Sprache' im Göttinger Musen-Almanach von 1774 erschien:

Was reich und arm? Was stark und schwach?
Ist reich vergrabner Urne Bauch?
Ist stark das Schwert im Arsenal?
Greif milde drein, und freundlich Glück
Fließt, Gottheit, von dir aus!
Fass' an zum Siege, Macht, das Schwert
Und über Nachbarn Ruhm!

Die dunkeln Schlagworte dieses Gedichtes sind nach Konrad Burdachs Deutung nur aus den Streitfragen der damaligen Zeit zu erklären. Den alten Erörterungen über Reichtum oder Armut, Stärke oder Schwäche des poetischen Ausdrucks hatte Hamann die Behauptung gegenübergestellt, daß durch Reinigkeit und Richtigkeit die Sprache ihres Reichtumes, ihrer Stärke und ihrer Mannheit beraubt werde. Hamann sowohl als Herder hatten die Worte als Gold oder Scheidemünze bezeichnet und die Sprache einem Schatzhaus verglichen, in dem der Gedankenschatz eines ganzen Volkes ruhe, den Schriftstellern der Nation zum Nutzen. Dies Bild nehmen Goethes Verse auf. Die Sprache lebt nur im lebendigen Gebrauch. Was hat ein vergrabener Schatz für einen Wert? Die in der Urne gesammelten Goldmünzen freigebig auszustreuen, das Königsschwert sieghaft zu schwingen, das ist die Gebärde eines jungen Siegfried, der in jugendlicher Heldenkraft nach Taten drängt. „Dreingreifen, packen ist das Wesen jeder Meisterschaft“, schreibt er aus Wetzlar an Herder, hingerissen vom siegdurchglühten Jünglingspeitschenknall Pindars und von der rhythmischen Sprachmusik Klopstocks, den Herder gleich einem Alexander von Mazedonien pries, weil er die

deutsche Sprache für sich zu eng finden mußte und sich in ihr Schöpfermacht anmaßte. Der stürmische Sprachgestalter packt die Worte bei ihrer Urkraft, indem er nach Klopstocks Vorbild die abschwächenden Vorsilben der Zeitwörter abstößt und ihnen transitive Bedeutung gibt: „Töne, Schwager, dein Horn, Raßle den schallenden Trab." Die prädikative Farbenbezeichnung aktiviert er im Verbum und gibt auch diesem eine transitive Bewegungsrichtung:

Fetter grüne, du Laub,
Am Rebengeländer
Hier mein Fenster herauf!

Das morgendliche Erwachen vor der Seefahrt wird durch eine kühne Neubildung zum akustischen Erlebnis:

Und dem Schlaf entjauchzt uns der Matrose.

Während das Zeitwort um seiner sinnlichen Bewegungskraft willen möglichst vereinfacht wird, ist das einfache Hauptwort, auf sich selbst gestellt, zu schwach. Mit Titanenkraft werden deshalb noch nie dagewesene Wortzusammensetzungen geballt („Myrthenhainsdämmerung", „Knabenmorgenblütenträume", „Brandschandemalgeburt"), und mit mythenbildender Phantasie wird das Leben und Weben der Natur in sinnlich sichtbare Handlung umgesetzt:

Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht.
Schon stund im Nebelkleid die Eiche
Wie ein getürmter Riese da,
Wo Finsternis aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Was ist das für eine gewaltige Aktivierung, daß sogar die Finsternis nicht gesehen wird, sondern sieht, indem sie mit glotzenden Augen aus der Tiefe hervordringt! Alle Anschauung ist Bewegung geworden durch das Übergewicht der metaphorisch gebrauchten Zeitwörter.

Darüber hinaus gibt es eigentlich nur noch ein Mittel der Bewegungssteigerung, nämlich Weglassung des Verbums, Ersatz der Bewegung durch Anruf, Ausruf, Befehls- und Beschwörungsform:

Frisch, den holpernden —
Stock, Wurzeln, Steine — den Trott
Rasch ins Leben hinein!

So werden in dem Gedicht 'An Schwager Kronos' die Hindernisse Stock, Wurzeln, Steine dem gleichmäßigen Lauf entgegengeschleudert. Dasselbe Mittel aber kann in dem gleichen Gedicht als Ausdruck unendlicher Ruhe und Erhabenheit angewandt werden:

Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings ins Leben hinein,
Vom Gebürg zum Gebürg
Über der ewige Geist,
Ewigen Lebens ahndevoll.

Hier liegt der Hauptnachdruck auf den Beiwörtern. War das Zeitwort sinnbildliche Kraftentladung unruhiger Bewegung, so schwelgen Hauptwort und Beiwörter in ruhender Anschauung und haften tieferdringend am Wesentlichen, Bleibenden, Eigentlichen. Als ewigen Gleichnismacher hat sich Goethe noch in Weimar bezeichnet, aber schon in Wetzlar hatte er (nach dem Zeugnis Kestners) erklärt, er drücke sich immer uneigentlich aus; wenn er aber älter werde, hoffe er die Gedanken selbst, wie sie wären, zu denken und zu sagen. Vor dem schon gekennzeichneten sprachphilosophischen Problem stehend, hat er damals schon eine Entwicklung vorausbestimmt, zu der die Abkühlung seines unruhigen Wesens, die innere Ordnung und Klarheit seines Schauens, der durchdringende Sinn für das Eigentliche und Wesentliche der Dinge, die leidenschaftslose Betrachtung des Weltzusammenhanges in der folgenden Periode seines Lebens gelangen mußte. Die Krise, zu der diese Umstellung führte, habe ich bereits dargestellt. Es kann nur kurz angedeutet werden, mit welchen Mitteln der klassische Sprachstil Goethes sich Ersatz schuf für die preisgegebene stürmische Erregtheit, die jagende Bilderfülle und die regellose Kühnheit des Wortgebrauches. Jetzt tritt eine durchgebildete Klarheit des Satzbaus, ein Gleichmaß der untergeordneten Glieder und der Wohlklang rhythmischer Harmonie an die Stelle des ausgebrausten Sturmes, und das Wort ist nicht mehr ein Werden, sondern ein Sein, nicht mehr

individuelle Schöpfung des Augenblicks, sondern nach neugewonnener Erkenntnis ein Sinnbild von allgemeiner Gültigkeit.

Nicht Bewegung, sondern Ruhe ist der Sprachcharakter der reifen Manneszeit. An die Stelle der dynamisch-aktiven Partizipia des Pindarisierenden Jugendstils wie: „silberprangend", „schlangenwandelnd", „reichhinstreuend", „ringsaufkeimend" tritt unter Homers Einfluß ein Übergewicht der passiven Vollendung wie: „schöngeordnet", „wohlgebildet", „prachtgebunden", „lieberwärmet", und die kosmisch-metaphysischen Lieblingsvorstellungen der Jugendsprache wie: „ewig", „unendlich" werden durch ethisch-normative Beiwörter wie: „edel", „schön", „groß", „gut", „würdig" verdrängt. Nicht die Zeitwörter sind jetzt die charakteristischsten Träger des Ausdrucks. Der tektonische und statische Stil, der sich an die Stelle des dynamischen setzt, ist nicht mehr Verbalstil, sondern Nominalstil. Die Hauptwörter, die das Sein in seiner festen Allgemeingültigkeit, ja abstrakten Geltung aussprechen, werden die Stützen des Satzbaus. Die Umarbeitung, die die Jugenddichtungen jetzt erfahren, geben zahllose Beispiele für die Umstellung der Mittel; namentlich der 'Werther' von 1787 und 'Wilhelm Meisters Lehrjahre' im Verhältnis zur 'Theatralischen Sendung' lassen die gewissenhafte Tendenz zur klaren Anschauung und zum rhythmischen Ausgleich erkennen. In der Normalisierung tritt nicht nur eine äußerliche Unterwerfung des Stürmers und Drängers in Erscheinung, der die Ungezwungenheit seiner südwestdeutschen Mundart darangibt und die Regelmäßigkeit der in Obersachsen geschaffenen Schriftsprache anerkennt. Es ist zugleich ein innerer Vorgang der Klärung und Reife.

Hatte es in 'Wilhelm Meisters theatralischer Sendung', der voritalienischen Gestalt des Romans, geheißen: „Und so ist es gewiß, daß Liebe, die selbst Rosen- und Myrtenwäldchen und Mondschein erst beleben muß, auch Hobelspäne und Papierschnitzeln beleben kann", so erregte das zweimalige „beleben" bei der Umarbeitung Anstoß. Der junge Goethe hätte, wenn er darauf aufmerksam geworden wäre, das eine Mal statt dessen eine gesteigerte Bewegung eingesetzt wie „erwecken", „entzün-

den", „erblühen lassen". Der reife Goethe ersetzt das zweite „beleben" durch die Worte: „einen Anschein belebter Naturen geben". Das ist gewissenhafter und eigentlicher. Die beiden Hauptwörter „Anschein" und „Naturen" ziehen nun in der klangvolleren Fülle des Ausdrucks alle Aufmerksamkeit auf sich, während der Bewegungscharakter der Vorstellung verlorengeht.

Ein Beispiel aus der Lyrik ist der Anfang des Weimarer Mondliedes:

Füllest wieder 's liebe Tal.

So lautete die Fassung, die Goethe an Frau v. Stein geschickt hatte. 's liebe Tal — das war das Ilmtal vor Goethes Gartenhaus, eine der Empfängerin wohlbekannte Landschaft, und dadurch, daß der Mond gerade dieses Stückchen Erde still mit Nebelglanz füllte, war die Bewegung personifiziert und individualisiert. Wenn nun in der Umarbeitung des Jahres 1789 „Busch und Tal" eingesetzt wird, so ist das Schwergewicht verschoben, der Schauplatz ist mit Unterdrückung des persönlichen Gefühlstons verallgemeinert, aber in seiner Bedeutung gesteigert; klanglich ist nach dem bereits charakterisierten sprachmelodischen Grundsatz durch den eingefügten tieferen u-Laut die Skala der Tonfolge bereichert; das Hauptwort in seiner Doppelung beherrscht aber nunmehr die ganze Zeile. Solche Doppelformen kannte Goethe in der Redeweise seiner Mutter, ohne in seiner Jugend viel davon Gebrauch zu machen. Die Briefe der Frau Rat sind mit volkstümlichen Zwillingsformeln gespickt wie: „Freude und Wonne", „Leib und Seele", „Liebe und Freundschaft", „Ort und Stelle", „Schimpf und Schande". Das von ihr besonders beliebte „Krieg und Kriegsgeschrei" (Markus 13, 7) wurde später auch in den 'Faust' aufgenommen. Im Volkston der Balladendichtung war schon früher solche Paarung nicht verschmäht worden; aber erst der Stil der mittleren Zeit macht die Nominalverdopplung auch in der Prosa zum gern gesuchten Mittel rhythmischen Ausgleichs. Namentlich in den Dichtungen, die von der Prosa zum Vers hindringen, wie 'Egmont' und 'Iphigenie', ist die Überhandnahme zu beobachten. Die Doppelform wird sogar verdoppelt im ersten Aktschluß des 'Egmont': „Sicherheit und Ruhe! Ordnung und Freiheit!" Dreifache Glie-

derung kommt häufig vor. Aber fünffache Gliederung wird paarweise geordnet, wenn der Satz der 'Theatralischen Sendung': „daß es bald lockend, drängend, treibend, hastig und vielversprechend war," in den 'Lehrjahren' harmonisiert wird: „daß es bald bittend und drängend, bald treibend und vielversprechend war". Derartige Gewichtsverteilung gibt dem Ausdruck nicht die drastische Anschaulichkeit der geballten Wortzusammensetzung, aber dafür mehr Fülle und ruhiges Gleichmaß, seelische Harmonie und musikalischen Wohlklang. Mittel der Alliteration und Assonanz können diese Wirkung noch steigern, wenn „Stufen und Steige", „Wetter und Wind", „Freie und Weite", „Sonne und Mond" statt früher gebrauchter einfacher oder zusammengesetzter Hauptwörter eingesetzt werden.

Der aufgeregtere Jugendstil hatte mehrere Hauptwörter zu sich steigernder oder abschwellender Anrufung zusammengestellt, wie in den Folgen „Gottheit, Muse, Freund" im Buch 'Annette' und „Göttin, Mädchen, Freund" in den 'Mitschuldigen'. Der Zweite Teil des 'Faust' kehrt mit der grandiosen Steigerung „Jungfrau, Mutter, Königin, Göttin" zu diesem Mittel zurück, nicht ohne daß vorher jeder der Begriffe durch eine prädikative Beifügung („rein im schönsten Sinn", „Ehren würdig") erläutert ist. In der Prosa des Altersstiles hat sich das System ordnender Aufzählung dann in gleicher Weise auf Haupt- und Zeitwörter ausgedehnt, wofür zwei Beispiele aus der 'Novelle' (1826) anzuführen sind: „daß alle Staatsglieder . . . in gleichem Wirken und Schaffen . . . erst gewinnen und dann genießen sollen", „als sie ein augenblickliches Stillhalten und Rückblicken mehr vermutete als gewahr ward". Die symmetrische Ordnung im Schaltwerk der Gedanken ist hier zur handgreiflichen Erscheinung geworden.

Herder, der in einem Jugendaufsatz die Lebensalter der Sprache denen des menschlichen Lebens gleichsetzte, hatte eine ähnliche Entwicklung als gesetzmäßig vorausgesehen. Auf das jugendliche, bloß poetische Zeitalter der Sprache, dem ein kindliches vorausging, ließ er das der Gesetztheit und ernsten Weisheit folgen, das der schönen Prosa, die den Reichtum der Jugend nur noch mäßig braucht, die Idiotismen einschränkt,

den poetischen Rhythmus zum Wohlklang herabstimmt und die vorher freie Anordnung der Worte mehr in die Runde einer Periode einschließt.

Auf diese dritte Phase der Sprachentwicklung ließ Herder noch eine vierte folgen, die des hohen Alters, das statt Schönheit nur noch die Richtigkeit kenne, statt der uneigentlichen eigentliche Wörter einführe und die Reize der Unordnung vermeide. Diese letzte Entwicklung nannte er das philosophische Zeitalter der Sprache. Darauf scheint Goethe in Wetzlar hinausgewollt zu haben, wenn er ankündigte, später einmal nur noch eigentlich sich auszudrücken. Die Sprache des alten Goethe aber entwickelte sich ganz anders, als nach solchem Vorhaben zu erwarten war. Die Behauptung eines bedeutenden französischen Sprachforschers unserer Zeit, daß nach dem 30. Jahre die Sprache eines Menschen sich nicht mehr zu ändern pflege, wird vollständig Lügen gestraft durch die überraschende Bereicherung, die Goethes Wortschatz und Ausdrucksform noch im Alter erlebt. Zwar könnte man, wie Jean Paul einmal andeutet ('Vorschule' § 83), in Neubildungen des Alters auch das schwerfällige Suchen der Wortarmut erblicken. Aber hier trifft doch besser Goethes eigener Satz zu, daß genialen Naturen eine mehrfache Pubertät gegönnt sei. Es ist eine Rückkehr zu jugendlicher Verschwendung, zu gedrängten Fügungen, zu gesteigerter Anschaulichkeit in Wortzusammensetzungen, die zwar bewußter und mehr gedacht als gefühlt, aber nicht minder kühn und ungewohnt sind. Was der klassische Stil der mittleren Zeit vermieden hatte, das findet sich wieder in Wortfügungen des Zweiten 'Faust': „Feuerwirbelsturm", „Pappelzittergang", „Flügelflatterschlagen". Wieder werden die Zeitwörter sinnlich aktiviert in verbaler Metaphorik:

Täler grünen, Hügel schwellen
Buschen sich zu Schattenruh'.

Wenn dadurch der Spott des Ästhetikers Friedrich Theodor Vischer herausgefordert wurde, der durch analoge Bildungen wie: „die Fläche grast sich", „der Berg baumt sich", „der Tisch tucht sich" die Vorstellung lächerlich machen wollte, so braucht man nur an das „Tischlein, deck' dich!" des Märchens zu erinnern,

um die Zulässigkeit dieser Veranschaulichung des Wunderbaren außer Zweifel zu setzen.

Mit der gesteigerten sinnlichen Vorstellung verbindet sich aber die musikalische Klangwirkung, die nicht aufgegeben wird. So konnte der klangmalerische Eindruck schon mit der Sprachvirtuosität der Romantiker wetteifern im 'Hochzeitliede', wo die Beweglichkeit der Heinzelmännchen prestissimo charakterisiert wird:

Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
Da ringelt's und schleift es und rauschet und wirrt,
Da pispert's und knistert's und flistert's und schwirrt.

Musikalität und Bildlichkeit sind hier vereinigt, und nicht nur der Wohllaut der Vokale, sondern das Schwirren der s-Laute setzt sich um in die anschauliche Vorstellung der huschenden Heinzelmännchen. Im Elfensang des Zweiten Teiles 'Faust': „Wenn sich lau die Lüfte füllen" aber wird wieder mit allen Mitteln des Gleichlautes das leise Friedenlispeln in süßen Düften und Nebelhüllen zum lieblichen Klang.

Neben der sinnlichen Charakteristik der Bewegung kommt zugleich die gesteigerte Veranschaulichung des Zuständlichen in der Häufung der Beiwörter, der Adjektiva und Partizipia zur Geltung. In der mittleren Periode des Nominalstiles war das Beiwort manchmal ganz verschmäht worden:

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,
Im Dampf der Klüfte,
Durch Nebeldüfte,
Immer zu! Immer zu!
Ohne Rast und Ruh'.

In diesem Gedicht 'Rastlose Liebe' finden sich 20 Zeilen ohne malende Beiworte, und der Eindruck der Bewegung wird ohne Anwendung des Verbums nur durch die hastige Folge der Nomina erzeugt. Im Alter dagegen wird das Beiwort immer wichtiger; es bleibt nicht bei stereotypen Lieblingswörtern wie: „angenehm", „erfreulich", „reinlich", „tüchtig", sondern durch eine Fülle von Neubildungen mit -haft und -sam wird das Gewicht gehoben: „tüchtighaft", „treusam", „bewegsam". Zu-

gespitzte Doppelungen wie: „dunkelhell", „starrzäh" werden substantiviert („die Gute-Schöne"), und substantivierte Adjektiva: wie „das Wahre", „das Tüchtige", „das Allzuflüchtige" treten an die Stelle der Wörter auf -heit und -keit, womit begriffliche Abstraktion durch mystische Unbestimmtheit, numinose Vorstellung und metaphysischen Tiefblick ersetzt ist. Eine bewußt schwere Unsinnlichkeit stellt sich dem immer auf Anschaulichkeit gerichteten Sprachschöpfertum der Jugend entgegen.

War der Jugendstil individualisierend, der Stil der mittleren Zeit typisierend, so steht der Altersstil im Zeichen der Universalität und Totalität, der freischaltenden Herrschaft über alle Formen. Trotz gelegentlichen Rückfällen in kanzleihaft steife Schwerfälligkeit und trotz der kühleren Temperatur besteht die Meisterschaft in der Beherrschung aller Register der Sprache, und das Instrument wird in seinen Mitteln zum riesigen Umfang eines Orgelkonzertes gesteigert.

Von Herders naturalistisch-dynamischer Sprachtheorie ist Goethe jetzt weit entfernt. Eher kann man sagen, daß er der Auffassung Hamanns, der die Worte als „Allegorien der Gedanken oder Bilder derselben" bezeichnet hatte, sich wieder annäherte. Aber der Sprachphilosoph, der seinem Alter am nächsten steht, ist Wilhelm v. Humboldt, der 1805 bereits die Sprache ein Vehikel nannte, um das Höchste und Tiefste und die Mannigfaltigkeit der ganzen Welt zu durchfahren. In seine Sprachphilosophie ist der Goethische Gedanke aufgenommen, daß das Wort nicht Abdruck des Gegenstandes an sich sein könne, sondern daß es das von dem Gegenstand in der Seele erzeugte Bild wiedergebe. Seiner Aufnahme des Organismusgedankens als der Vereinigung von Notwendigem und Zufälligem und seiner Anwendung des Totalitätsbegriffes auf die Sprache hat Goethe ausdrücklich zugestimmt. Die Skepsis der 'Xenien':

Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen?
Spricht die Seele, so spricht, ach! schon die Seele nicht mehr.

ist in der Sprachtheorie des Alters überwunden.

Der Altweibersommer der Goethischen Alterssprache hat vielerlei Widerstand bei der zeitgenössischen Jugend gefunden. Aber wenn Heinrich Heine zunächst von einer „Rokokostaatskutsche"

sprach, in der die Weimarer Exzellenz daherfahre, so hat er später in der 'Romantischen Schule' wundervolle Worte für die Anmerkungen des 'West-östlichen Divans' gefunden: „Diese Prosa ist so durchsichtig wie das grüne Meer, wenn heller Sommernachmittag und Windstille und man ganz klar hinabschauen kann in die Tiefe, wo die versunkenen Städte mit ihren verschollenen Herrlichkeiten sichtbar werden; manchmal ist aber auch jene Prosa so magisch, so ahnungsvoll wie der Himmel, wenn die Abenddämmerung heraufgezogen, und die großen Goethischen Gedanken treten dann hervor, rein und golden wie die Sterne."

Der Weg zur unbedingten, alle Formen beherrschenden Meisterschaft, der die Berührung mit dem Genius fremder Sprachen und Dichtungen in wetteifernder Nachbildung durchlief, bedeutet zugleich eine ständig weiterdringende Durchbildung deutscher Formen. Auch die Ausscheidung der Fremdwörter, die man bei der Umarbeitung des 'Werther' und 'Wilhelm Meister' beobachten kann, ist der selbstverständliche Vorgang eines sich immer mehr verfeinernden Sprachgefühls, das auf Gegenständlichkeit und Sinnlichkeit der Wortwahl hindrängte.

Trotzdem haben die 'Xenien', für die Goethe mit Schiller die Verantwortung teilt, eine gemeinsame Gegnerschaft gegen die Bemühungen der rabiaten Sprachreiniger ausgesprochen in dem Sinngedicht, das die Überschrift 'Der Purist' trägt:

Sinnreich bist du, die Sprache von gallischen Wörtern zu säubern;
Nun, so sage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutscht.

Im Vergleich mit anderen vernichtenden Spitzen des Weimarer Strafgerichts ist diese Selbstverteidigung gegen eine an der 'Iphigenie' sich austobende puristische Kritik nur ein harmloser und gutmütiger Scherz, der zudem sein Recht behielt, insofern es dem getroffenen Opfer, Joachim Heinrich Campe, in der Tat nicht gelingen wollte, mit seiner Neubildung „Steifling" einen glücklichen Ersatz für das Fremdwort zu schaffen.

Im Alter bekannte Goethe sich zwar gegen den negativen Purismus, der den Gebrauch eines Wortes verbietet, das in einer anderen Sprache unübertrefflich gebildet ist, aber dafür zu einem affirmativen Purismus, „der produktiv ist und nur

davon ausgeht: wo müssen wir umschreiben und der Nachbar hat ein entscheidendes Wort?" Wir sollen es aber „herausetymologisieren und formieren." Vielfach hat er versucht, aus den Gesetzen der deutschen Sprache heraus Analogiebildungen zu Fremdworten zu schaffen, und er hat beispielsweise das französische „faiseur" durch „Mächler" ersetzt, ohne zu wissen, daß dieses Wort im Bayrischen und Kärntnischen für einen Verrichter kleinerer Arbeiten vorhanden war.

Die Muttersprache zugleich zu reinigen und zu bereichern, hat er als das Geschäft der besten Köpfe bezeichnet; aber Reinigung ohne Bereicherung erwies sich ihm als geistlos. Goethes Tätigkeit als Wortschöpfer, der den Schatz der deutschen Sprache in einem kaum übersehbaren Maße bereicherte, setzt im Alter neu ein. Seine eigenen Grundsätze der Neubildung hat er 1804 in einer Besprechung der 'Lyrischen Gedichte' von Johann Heinrich Voß, dem Homer-Übersetzer, ausgesprochen, worin er diesen Dichter, der als Niederdeutscher der Ursprache näherstehe, rühmt, weil er gewohnt sei, auf die Abstammung der Worte zu merken und so manches Gehaltvolle wiederherzustellen und Mißbrauchtes wieder in den vorigen Stand zu setzen. Dies waren auch Goethes Richtlinien für sein eigenes Sprachschöpfertum.

Ein fast unerschöpfliches Material an Wortbildungen, die sich vor Goethe nicht nachweisen lassen, hat der Goethe-Lexikograph Otto Pniower gesammelt. Es gelang dem Sprachgefühl Goethes, verlorengegangene Worte der mittelalterlichen Sprache wiederherzustellen, wie das Adjektivum „rosen" und Zusammensetzungen mit -tum. Die größte Zahl seiner Neuschöpfungen aber besteht in kühner Zusammensetzung gebräuchlicher Wörter, wobei das Gefühlselement entweder im ersten Teil („Freudeleben", „Frohgenuß", „Hochgedanke") oder im zweiten („Weltfrömmigkeit", „Vollentzücken") zum Ausdruck kommt. Gelegentlich werden auch mehrgliedrige Kompositionen zu grotesker Wirkung gebracht wie: „Fettbauchkrummbeinschelm", „Kaufmannsdieneraufmerksamkeit", „Weltgeschichtsinventarienstück". Manche Neuschöpfungen Goethes wie das Wort „Anempfinderin" sind so in die Umgangssprache übergegangen, daß wir uns gar nicht bewußt sind, es mit einer willkürlichen Schöpfung zu tun zu

haben. Manche gute Neubildung wie „Urfaser" für das Wort „Molekül" vermochte sich wiederum nicht durchzusetzen.

Im übrigen hat Goethe sich nicht damit begnügt, deutschen Ersatz für gangbare Fremdwörter zu schaffen, sondern er hat auch neue Fremdwörter ins Leben gerufen. So ist das Wort „Morphologie", soweit wir sehen, durch ihn erst geschaffen worden.

Die Einengung und Inzucht, die auf förderliches Ringen mit den fremden Sprachen verzichtet, vergleicht ein Gedicht: 'Die Sprachreiniger' mit dem Napoleonischen Kontinentalsystem. Im Gegensatz dazu steht vor dem alten Goethe die Idee einer Weltliteratur, in der gerade dem Deutschen eine hervorragende Rolle bestimmt sein muß; denn „die deutsche Sprache ist auf einen so hohen Grad der Ausbildung gelangt, daß einem jeden in die Hand gegeben ist, sowohl in Prosa als in Rhythmen und Reimen sich dem Gegenstande wie der Empfindung gemäß nach seinem Vermögen glücklich auszudrücken".

Das ist ein vollkommener Widerruf der früheren Ablehnung. Es kommt jetzt weder auf die Kraft allein noch auf die Schönheit, sondern auf das Vermögen an. Keine andere Sprache, so heißt es jetzt, besitzt den Reichtum, die Werke aller Nationen in einer dem Urbild entsprechenden poetischen Form nachzubilden. Goethe sieht deshalb voraus, daß die anderen Nationen schon deshalb Deutsch lernen müssen, weil sie sich damit das Lernen fast aller anderen Sprachen ersparen können: „denn von welcher besitzen wir nicht die gediegensten Werke in vortrefflichen deutschen Übersetzungen?" Diese Worte berühren sich seltsam mit dem Schillerschen Entwurf eines Gedichtes 'Deutsche Größe'. „Das köstliche Gut der deutschen Sprache," heißt es da schon 30 Jahre früher, „die alles ausdrückt, das Tiefste und das Flüchtigste, den Geist, die Seele, die voll Sinn ist." Und gipfeln sollte dieses Preislied in dem triumphierenden Ausblick: „Unsre Sprache wird die Welt beherrschen." Schillers Fragment nennt die Sprache den Spiegel einer Nation. „Wenn wir in diesen Spiegel schauen, so kommt uns ein großes, treffliches Bild von uns selbst daraus entgegen. Wir können das Jugendlich-Griechische und das Modern-Ideelle ausdrücken."

Am Ende des 18. Jahrhunderts gibt dieser Dichtungsentwurf dem Stolze Ausdruck, mit dem das Gelingen der Voßschen Homerübersetzung und der Schlegelschen Shakespeareübertragung begrüßt werden konnte, und beide Unternehmungen stehen mit Goethes Sprachleistung im Zusammenhang: Voßens Übersetzung hat ihm den Weg gewiesen, aber das Wunderwerk des Schlegelschen Shakespeare hätte nach Eingeständnis des Urhebers nicht gelingen können, wenn nicht Goethes Dichtung die Sprache bereitet hätte.

Durch solche Erfolge wurde der alte Goethe von seiner Geringschätzung der Sprache bekehrt. Er reichte ihr nicht allein die Palme vor allen anderen Ausdrucksmitteln des Menschen, sondern er erkannte sie als sein eigenstes Organ, dem er verpflichtet sei. „Ich bin auf Wort, Sprache und Bild im eigentlichsten Sinne angewiesen und völlig unfähig, durch Zeichen und Zahlen, mit welchen sich höchst begabte Geister leicht verständigen, auf irgendeine Weise zu operieren“ (Briefe 40, 264). Er erkannte, wie er gerade an den Widerständen, die ihm die deutsche Sprache geleistet hatte, erstarkt und gewachsen war, und seine Resignation hat nicht mehr das Gepräge des Mißmuts. Er verzichtete auf die erfolglose Bemühung um Aussprache des Eigentlichen, um Wiedergabe der Wirklichkeit, um die Identität von Wort und Begriff. Aber dafür schuf er sich in seiner Sprache eine eigene Welt, die den Reichtum seines Innern in allen Strahlenbrechungen spiegelte, eine bunte Welt, die hinter ihrer Anschaulichkeit auch die tiefsten Rätsel und dunkelsten Geheimnisse verbarg und erraten ließ.

Blicken wir auf die Entwicklung seines Verhältnisses zur Sprache zurück, so gleicht sie dem Ringen Fausts um die Übertragung des dunkel erahnten Logos in greifbaren Ausdruck. Früh erkannte Goethe, daß das Wort an sich so hoch unmöglich zu schätzen sei; er ergab sich der Kraft und suchte dann den Sinn, um schließlich mit der Tat zu enden. Auch die sprachschöpferische Leistung der Folgezeit (es seien die Namen Heine, Nietzsche, George genannt) ging in der von ihm eingeschlagenen Richtung weiter, so wie Goethe selbst auf Luthers und Klopstocks Schultern stand. Er war der von den Romantikern besungene Zau-

derer Merlin, dessen Grab noch weithin klang und tönte. In ihm erfüllte sich die Weissagung, mit der der Magus des Nordens, Hamann, die kommende Erscheinung vorausgesagt hatte: „Einmal aber in Jahrhunderten geschieht es, daß ein Geschenk der Pallas, ein Menschenbild, vom Himmel fällt, bevollmächtigt, den öffentlichen Schatz einer Sprache mit Weisheit . . . zu verwalten oder mit Klugheit . . . zu vermehren."

Ebenso prophetisch sind die Worte, die der 70jährige Goethe selbst sprach: „Die Zeit wird kommen, wo der Deutsche wieder fragt, auf welchem Wege es seinen Vorfahren wohl gelungen, die Sprache auf den hohen Grad der Selbständigkeit zu bringen, dessen sie sich jetzt erfreut." Diese Zeit ist längst da. Wir wissen, was die deutsche Sprache Goethe dankt; aber für die, denen das große Erbe zugefallen ist, gilt auch der mahnende Ruf: „Erwirb es, um es zu besitzen!"

## Literatur:


Rich. Beitl, Goethes Bild der Landschaft. Berlin u. Leipzig 1929.

E. A. Boucke, Wort und Bedeutung in G.s Sprache. Literarhist. Forsch. XX. Berlin 1901.

Konr. Burdach, D. Sprache des jungen G. Verhandl. d. 37. Versamml. deutsch. Philologen u. Schulmänner in Dessau (1884). Leipzig 1885, S. 166—180. Wiederholt: Vorspiel Bd. 2 (1926), S. 38—60.

—, Aus d. Sprachwerkstatt d. j. G. Zeitwende II (1926), Heft 2 u. 3, S. 123—146. 253—273.

R. v. Carlowitz, D. Impressionistische bei G. Jb. d. G.-G. 3, 41—99.

Alb. Fries, Beobachtungen zu G.s Stil u. Metrik. Ztschr. f. d. österr. Gymnasien Heft XII, 1906, S. 1057—75.

H. G. Heun, D. Satzbau i. d. Prosa d. j. G. Palaestra 172. Leipzig 1930.

Paul Knauth, G.s Sprache u. Stil im Alter. Leipzig 1898.

Woldemar Masing, Sprachliche Musik in G.s Lyrik. Straßburg 1910.

Otto Pniower, G. als Wortschöpfer. Euphorion XXXI (1930), S. 362—383.

Herm. Pongs, D. Bild i. d. Dichtung. Bd. 1. Marburg 1927.

Georg Rausch, G. u. d. deutsche Sprache. Leipzig u. Berlin 1909.

Johannes Seiler, D. Anschauungen G.s von d. dt. Sprache. Stuttgart u. Berlin 1909.

Klara Trenkler, Studien über d. Gebrauch d. Partizips in G.s Dichtersprache. Warschau 1927.

# Goethe als Begründer eines neuen Weltbildes

## Eine Skizze

von Werner Deubel (Affolterbach, Odenwald)

. . . . Denn es hallt hinab
Am Berge das Gewitter, sieh! und
Klar wie die ruhigen Sterne gehen
Aus langem Zweifel reine Gestalten auf.
(Hölderlin.)

### Die Widersprüche in Goethes Weisheit.

Die Beachtung, die man neben dem dichterischen Werk Goethes frühzeitig seinem persönlichen Leben zuwandte, hat eine Vermengung der Begriffe des Dichters und des Weisen zur Folge gehabt, welche, ihrerseits tief begründet im christlich-idealistischen Weltbild des nachgoethischen Jahrhunderts, die beiden Legenden gewoben hat vom „größten deutschen Dichter" und vom harmonischen „Olympier" Goethe. Sein Weistum wurde in den Hauptzügen eben jener christlich-idealistischen Weltanschauung zugeordnet und dem Kulturgang des 19. Jahrhunderts eingepaßt. Hieran hat sich auch dadurch wenig geändert, daß sich heute die naturwissenschaftlichen Schriften Goethes, die man fast ein Jahrhundert lang für den unbegreiflichen Eigensinn eines Dilettanten gehalten hatte, einer neuen Wertschätzung erfreuen, und erst recht nicht durch geistreiche Deutungsversuche seines Lebensganges und seiner Gesamtgestalt, die zwar mit der schönfärbenden Auffassung von Goethes „Harmonie" brechen wollen, ohne aber zu erweisbar letzten Grundkräften vorzustoßen, die es erlauben würden, nun auch die Struktur seiner Weisheit aufzuhellen. Wo man diese aber philosophisch zu deuten und einzuordnen trachtete, da erging es ihr ähnlich wie der Lehre Friedrich

Nietzsches. Denn auch hier zeigte es sich, daß die geläufigen Kategorien der Schulphilosophie wie Idealismus, Realismus, Skeptizismus usw. nicht ausreichen, auch nur den Blickpunkt seines Denkens zu ermitteln, geschweige ihre verbindlichen Befunde und Ein-Sichten dem Erkenntnisbestand der „Wissenschaft" einzugliedern. Allein ehe wir hierauf näher eingehen, weisen wir auf einen Sachverhalt hin, der eine so ungewöhnliche Zerklüftung des Goethischen Denkens anzeigt, daß er allein schon genügen würde, die Fabel von der Goethischen Harmonie zu zerstören. Wir meinen die innere Widersprüchlichkeit der Goethischen Weisheit, eine Widersprüchlichkeit nicht nur der Lebensstimmung, sondern eine echte Antithetik der Einsichten und Wahrheiten, die auch dem bescheidensten Bedürfnis nach logischer Ordnung Verlegenheit bereitet.

Dem männlichen Imperativ des gewandelten Werther: „Sei ein Mann und folge mir nicht nach!" hallt es melancholisch nach: „Zum Bleiben ich, zum Scheiden du erkoren, Gingst du voran — und hast nicht viel verloren." — Dem Jubelruf: „Je mehr du fühlst ein Mensch zu sein, Desto ähnlicher bist du den Göttern!" antwortet die Strophe des venezianischen Elegikers vom Treiben und Schreien des Volkes: „. . . es will sich ernähren, Kinder zeugen und die nähren, so gut es vermag. . . . Weiter bringt es kein Mensch, stell' er sich, wie er auch will." — Dem Bekenntnis, „daß so viel Selbstisches in der Liebe ist: und doch, was wäre sie ohne das?" tritt die echte Erotik des Philine-Satzes gegenüber: „Und wenn ich dich liebe, was geht's dich an?" — „Dieser Erdenkreis", der eben noch „Raum gewährt zu großen Taten", ist im anderen Augenblick „das verfluchte Hier! das eben leidig lastet mir". — „Was wäre alle Bildung, wenn wir unsre natürlichen Richtungen nicht wollten zu überwinden suchen!" heißt es einmal; aber das andremal: „Nur die ungebildete Seite an uns ist es, von der her wir glücklich sind." Und: „Die Forderungen der Natur sind rechtmäßig und gewaltsam, sie stehen mit unserer Vernunft beständig im Streite und tragen gewöhnlich den Sieg davon." — Hier heißt es: „Wer die Weiber haßt, ist im Grunde galanter gegen sie, als wer sie liebt"; und dort: „Wer die Weiber haßt, wie kann der leben?" — Oder: „Der Aberglaube . . . verliert sehr leicht an seiner Gewalt, wenn er, statt unsrer Eitelkeit zu schmeicheln, ihr in den Weg tritt . . .; wir sehen alsdann recht gut, daß wir ihn loswerden können, sobald wir wollen." Dagegen: „Der Aberglaube gehört zum Wesen des Menschen und flüchtet sich, wenn man ihn ganz und gar zu verdrängen denkt, in die wunderlichsten Ecken und Winkel, von wo er auf einmal wieder hervortritt."

— Oder: „Alle, die dem Euripides das Erhabene abgesprochen, waren arme Heringe . . . oder . . . unverschämte Scharlatane.“ Dagegen: „In der Poesie einer jeden Nation ist etwas Konventionelles, so bei Euripides. Zu seiner Zeit, die schon rhetorisch war, wollte man das sehn und hören. Es ist nicht zu leugnen, daß die Art des Sophokles und Aeschylus etwas hat, was näher an die Natur geht.“ — Aussprüchen wie diesen: „Jeder hat sein eignes Glück unter den Händen wie der Künstler eine rohe Materie, die er zu einer Gestalt umbilden will,“ und: „Das Sicherste bleibt immer, daß wir alles, was in und an uns ist, in Tat zu verwandeln suchen,“ stehen andere gegenüber: „Wir müssen das Rad dahinrollen lassen und abwarten, wie es uns streift und quetscht, wenn es uns nicht gar zerquetscht,“ und: „Es glaubt der Mensch, sein Leben zu leiten, sich selbst zu führen. Und sein Innerstes wird unwiderstehlich nach seinem Schicksale gezogen.“ — Heißt es hier: „Die Welt kann nur durch die gefördert werden, die sich ihr entgegensetzen“, so tönt es anderswo dagegen: „Ich habe mich nie im Leben gegen den übermächtigen Strom der Menge oder des herrschenden Prinzips in feindliche, nutzlose Opposition stellen mögen.“ — Und ein andermal: „Der jetzige Zustand der Welt . . . ist dem Individuum sehr förderlich. . . . Ich meinesteils möchte in keiner andern Zeit gelebt haben.“ Dagegen: „Es geht uns alten Europäern übrigens mehr oder weniger allen herzlich schlecht; unsere Zustände sind viel zu künstlich und kompliziert. . . . Man sollte oft wünschen, auf einer Südsee-Insel als sogenannter Wilder geboren zu sein, um nur einmal das menschliche Dasein ohne falschen Beigeschmack durchaus rein zu genießen.“ — Oder ähnlich: „Das Wichtigste jedoch bleibt das Gleichzeitige, weil es sich in uns am reinsten abspiegelt, wir uns in ihm.“ Aber dagegen: „Die Gegenwart stimmt selten zu dem Gegenwärtigen. Was nebeneinander existiert, scheint nur zum Streite berufen zu sein.“ — Oder endlich: „Der Haß ist parteiisch, aber die Liebe ist es noch mehr.“ Dagegen: „Man lernt nichts kennen, als was man liebt.“

Seite um Seite vermöchte man mit solchen Gegenüberstellungen zu füllen, und dann könnte wohl ein advokatorischer Verstand darangehen, diese Widersprüche wo nicht aufzulösen, so doch zu „erklären“, wozu denn die hinlänglich zerredeten „zwei Seelen“ in der einen und selben Brust oder die Selbstbezeichnung Goethes als „Kollektivwesen“ die bequeme Handhabe böte zur — Oberflächlichkeit. Da wird versucht, die Spannung der Gegensätze durch die Erläuterung zu entkräften, die Dissonanz zwischen Spruch und Widerspruch rühre her aus dem natürlichen Gegensatz zwischen gefühlsweicher Jugend und männlicher Reife. Oder es rede einmal der Dichter, das andremal

der Weltmann, einmal der Kämpfer, der Vertrauende, der Täter, das andremal der Skeptiker, der Hamletisch Desillusionierte, hier der Überschwängliche, dort der Resignierte, hier der Warme, dort der Kalte, hier der Ernste, dort der Übermütige, hier der Moralist, dort der Zyniker, hier der sinnliche, dort der übersinnliche Freier. Schließlich sage bei dem großen Selbstbeherrscher und Erzieher kein Satz das, was er sage, sondern seine Bedeutung lasse sich ablesen erst an der Situation, aus der er entsprungen, oder gar an dem Partner, für den er gesagt sei. — Aber alles das (unerachtet es sogar hie und da zutreffen mag!) ist nur Spiegelfechterei mit dem verhohlenen Ziel, die zu nichts verpflichtende — Relativität einer Weisheit zu unterstreichen, deren Wahrworte sich gegenseitig aufheben. Dergleichen „psychologische" Erklärungen bleiben flach und verschütten nur den Zugang zu einer Tiefe, in der eine Dissonanz von metaphysischer Art hörbar wird.

Obwohl diese metaphysische Dissonanz noch in den leichtesten der oben angeführten Antithesen mitschwingt, so möchte sie doch nur einem äußerst empfindlichen Ohre vernehmlich werden. Deutlicher schon klingt sie aus den gegensätzlichen Äußerungen über ein eschatologisches Thema, mit denen wir jetzt die oben aufgeführten Widerspruchspaare ergänzen.

„Ich zweifle nicht an unsrer Fortdauer", heißt es einmal. „Möge dann der ewig Lebendige uns neue Tätigkeiten, denen analog, in welchen wir uns schon erprobt, nicht versagen." Und demgegenüber: „Beschäftigung mit Unsterblichkeitsideen ist für vornehme Stände und besonders für Frauenzimmer, die nichts zu tun haben." Dazu erinnere man sich an die Szene vom 12. Februar 1829, die Eckermann beschreibt: „Goethe lieset mir das frisch entstandene, überaus herrliche Gedicht: 'Kein Wesen kann zu nichts zerfallen' usw. 'Ich habe', sagte er, 'dieses Gedicht als Widerspruch der Verse: Denn alles muß zu nichts zerfallen, wenn es im Sein beharren will usw., geschrieben, welche dumm sind'."

Hier tritt es nun klar zutage, daß bei diesen (wie bei allen) gegensätzlichen Äußerungen jeweils nur die eine Seite zu den Überzeugungen des christlich-idealistischen Weltbildes paßt. Nimmt man aber alle Wahrworte der anderen Seite zusammen, so erweisen sie sich bei näherem Zusehen nicht als zufällige Selbstwidersprüche, als gelegentliche Abweichungen

oder spielerische Inkonsequenzen eines „Menschen in seinem Widerspruch“, sie sind nicht ein Haufe unzusammenhängender Gedankensplitter, sondern sie deuten wie Prismenstrahlen auf eine gemeinsame Lichtquelle und bilden ein einheitliches System von Wahrworten, die alle miteinander im Zusammenhang stehen und — Zug um Zug der christlich-idealistischen Weltauffassung entgegengerichtet sind.

## Die Lebensreligion.

Wollte man das metaphysische Fundament des christlich-idealistischen Weltbildes, das die neueuropäische Kultur heraufgeführt hat und bis zur Gegenwart beherrscht, in äußerster Kürze kennzeichnen, so wäre folgendes festzuhalten.

Gott ist Geist und als solcher der Gesetzgeber aller Dinge. Innerhalb der Schöpfung ist nur das Spiegelbild dieses Gottgeistes, der Menschengeist, wichtig, wertbetont und, als bewußt und willensfähig, Träger fortschreitender Erkenntnis, Gegenstand des Erlösungswerkes und somit Spitze und Sinn der geschaffenen Welt. Das unbegeistete Leben der übrigen Schöpfung ist nur der Sockel des Menschen. Die Natur mit ihren Mächten, die Erde mit ihren Schätzen und Geschöpfen, ja der gesamte außergeistige Kosmos ist dem Menschen gegeben, auf daß er ihn sich untertan mache als rationalen oder faktischen Besitz. Die unbegeistete Natur ist das Prinzip des Chaotischen und als solches Stoff der ordnenden Tat des Menschengeistes, und da der Geist das einzig produktive Element der Welt ist, so ist die unbegeistete Natur grundsätzlich tot. Die Naturnotwendigkeit ist wesenlos vor der Gesetzgeberschaft des Geistes und, soweit sie als Schicksal in den geistigen Bereich des Menschen herüberragt, nur ein Widerstand für den moralischen Charakter, an dem dieser die eigene sittliche Freiheit zu bewähren hat. Auch bewußtloser Leib und unbewußte Seele, Triebe, Wallungen, Leidenschaften, mit denen der Mensch an der Natur teilhat, sind unproduktiv und chaotisch und damit rohstoffliches Objekt des ordnenden Bewußtseins und des beherrschenden Willens.

Diese religiöse Grundgesinnung scheidet klar die beiden meta

physischen Mächte der Welt: Geistgott — Natur, begeistetes Leben — unbegeistetes Leben, Gesetz — Chaos, sittliche Freiheit — Schicksal, Bewußtsein und Wille — unbewußte Leibseele. Für den christlichen Idealismus hat ausschließlich die geistige Seite Wert. Für Goethes religiöses Gefühl wird die andere, die Leben-Seite, zur Quelle der schöpferischen Kräfte und obersten Werte. (Auf gewisse Abweichungen von dieser religiösen Akzentsetzung kommen wir weiter unten ausführlich zurück.) Im Außergeistigen findet er den göttlichen Urgrund. Er wälzt die Wesensdeutung des Menschen völlig um und gibt ihm Wert und religiösen Rang nach Maßgabe seiner Teilhabe an diesem außergeistigen Urgrund und gerade nicht nach Maßgabe seiner Geistigkeit. Seine Skepsis gegenüber der metaphysischen Doppelnatur des Menschen richtet sich durchaus gegen jeden Glauben, der die Vollkommenheit des Daseins vom Bewußtsein und Willen erwartet, und gerade nicht gegen seine Natürlichkeit. Dies letztere festzuhalten ist wichtig, weil es nicht an Versuchen gefehlt hat, es zu verschleiern und umzudeuten.

Ein Hauptmotiv, das sich durch das ganze Goethische Leben und Denken zieht, ist der Widerwille gegen die geistige, kulturelle, gesellschaftliche und moralische Verkünstelung der Menschenwelt. Schon der Knabe ist auf der Suche nach dem Urwesen „Mensch", aus dem, noch von keiner Vergeistigung geschwächt, zersetzt, verwirrt und verfeinert, das Leben elementar hervorbricht; früh regt sich in Goethe die bezeichnende Ahnung, daß sich nur von dort, von der Verwurzelung in der Natur her, das menschliche Wesen deuten lasse und nicht von seiner Beziehung zu einem Geistgott her, die ihn aus der bloß lebendigen Natur heraushebt. Er möchte sich eine Vorstellung machen von der Ursprache und sucht sie in einem bewundernswerten Instinkt (der in der Tiefe mit seinem Dichtertum zusammenhängt), im singenden und sagenden Überwallen der Seele, in der Inspiration der „heiligsten, tiefsten Empfindung", der Ekstasis. In dem begnadeten Augenblick des Übermächtigtwerdens redet der Mensch „die Sprache der Geister, und aus den Tiefen der Gottheit flammte seine Zunge Leben und Licht". Schon hier blitzt die Erkenntnis auf, daß alles Schöpferische sich der willensmäßigen Bemühung

entziehe, ja von ihr, und sei sie moralisch die beste, gerade gestört und gehindert werde. So heißt es von den pfingstlichen Ekstatikern: „Sie verschlossen sich in sich selbst, hemmten den reinen Fluß der Lebenslehre, um die Wasser zu ihrer ersten Höhe zu dämmen, brüteten dann mit ihrem eignen Geiste über der Finsternis und bewegten die Tiefe. Vergebens! Es konnte diese geschraubte Kraft nichts als dunkle Ahndungen hervordrängen; sie lallten sie aus, niemand verstund sie." — Gottesdienst ist es, sich der Natur mit der Ehrfurcht des Kindes vor der Mutter zu nahen, nicht mit dem Hochmut des Geistes, der ihren „toten Stoff" nach Belieben glaubt ausbeuten oder durch „Vermählung mit der Idee" beleben und veredeln zu müssen. Sie ist das schöpferische Quellengeheimnis der Welt, nicht der Geist, weder der des Menschen noch der, den er als „seinesgleichen über Wolken dichtet". Sie, die Urkraft des kosmischen Lebens, ihrer eigenen Notwendigkeit folgend, erbarmungslos und mütterlich zugleich, sie ist das göttliche Prinzip. Und wie hinter ihr kein geistiges Gesetz, so steht über ihr, jenseits ihrer keine göttliche Offenbarung. Sie selbst ist die vollendete Offenbarung des Göttlichen. „Wer die Natur als göttliche Offenbarung leugnen will, der leugne nur gleich alle Offenbarung." Gegen den Anspruch des Evangeliums, eine göttliche Offenbarung zu sein, wendet sich Goethe insonderheit darum, weil es die Herrlichkeit des Geistgottes gerade in seiner angeblichen Macht feiert, die Notwendigkeit der Natur zu brechen. „Du hältst das Evangelium . . . für die göttlichste Wahrheit; mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt und das Feuer löscht, daß ein Weib ohne Mann gebiert und daß ein Toter aufersteht; vielmehr halte ich dies für große Lästerung gegen den großen Gott und seine Offenbarungen in der Natur."

Es ist eine Religion des Lebens, die sich deutlich gegen die Geistreligion abhebt. In ihr will der Mensch Offenbarungen nicht mehr glauben, sondern erleben. „Wenn du sagst, man könne an Gott nur glauben, so sage ich dir, ich halte viel aufs Schauen!" (Auf den wichtigen Begriff des Schauens kommen wir unten ausführlich zurück.) Da aber, wo der religiöse Zustand der Schau zur höchsten Flamme geschürt ist, da erblickt die Seele des

Dichters, nun selbst das „Herz der Welt" (Eichendorff) geworden, im Weltgrunde das Geheimnis des „Ewig-Weiblichen", offenbart sich ihm im glühenden Augenblick das Wunder des weltenschöpferischen Eros:

> So leuchtet's und schwanket und hellet hinan:
> Die Körper, sie glühen auf nächtlicher Bahn,
> Und ringsum ist alles vom Feuer umronnen;
> So herrsche denn Eros, der alles begonnen!

In der Lebensreligion, und nur in ihr, gründet jeder Immoralismus, der Goethes so gut wie der Nietzsches. Im Reiche des Lebendigen bestimmt sich der Rang des Einzelgeschöpfes nicht nach den geistigen Kategorien Nützlich-Schädlich oder Gut-Böse. Denn in der Natur besteht dies „alles mit gleichem Rechte nebeneinander". „Alle deine Ideale", heißt es an Lavater, „sollen mich nicht irreführen, wahr zu sein und gut und böse wie die Natur." (Bei Nietzsche lautet derselbe Gedanke: „Die Natur ist weder gut noch böse, sie verfährt nicht nach Zwecken.")

Das Wesen des Allgeschehens aber, von keinem Geistgott gelenkt und keinem Menschengeist enträtselbar, ist: Notwendigkeit! „Hier ist Notwendigkeit, hier ist Gott!" lautet ein Kernsatz der Goethischen Religion. In der ganzen dunklen Größe der antiken Anangke sieht er das Schicksal, das wie jeder geistigen, so erst recht jeder moralischen Bemächtigungsbemühung spottet. Keiner Vorsehung unterstellt, keiner Vorsicht erreichbar, wirft es dem Menschen seine Lose hin; es mißt ihm Art und Grenze seines Wesens zu im unentrinnbaren „So mußt du sein . . . wie die Sterne wollten" und zertrümmert ihn zu unvorhersehbarer Stunde. Auch und gerade der schöpferische Mensch muß, sobald seine „Sendung" erfüllt ist, „wieder ruiniert werden".

Der Mensch hat innerhalb der Natur keine Vorzugsstellung und kann sie nicht haben. Vor einer Religion, welche die Göttlichkeit der Welt im Lebendigen ansetzt, das der Mensch mit allen Bildungen und Geschöpfen des Kosmos teilt, erhält er wegen seiner allein ihn auszeichnenden Teilhabe am Geiste gerade den Charakter der Fragwürdigkeit. Der tragische Adel des Prometheus befähigt ihn zwar zu der kleineren Wunderschöpfung der Kultur, bedroht ihn aber auch mit dem Fluch,

von der Natur bis zum Verdorren abgespalten zu werden. Und wie die Natur immer richtig ist, so ist allein der Mensch gerade darum dem Irrtum ausgesetzt, weil er nicht nur Natur ist. „Verfälscht ist alles, was uns von der Natur trennt"; „Die Natur . . . hat immer recht, und die Fehler und Irrtümer sind immer des Menschen."

Damit ist ein Quellgrund wieder ausgegraben, der in Europa während nahezu zweier Jahrtausende verschüttet war. Im Gegensatz zu derjenigen Religion, die im Bunde mit der philosophischen Überzeugung von Plato bis Kant gerade im Geist den Lebensrichter, ja sogar den Lebenshervorbringer verehrte, befindet sich Goethe auf dem Wege zu den „Müttern".

Diesem Quellgrund entspringen nun zwei mächtige Ströme der Goethischen Weisheit: eine neue Auffassung vom Menschen und ein neues Verhalten des nach Wesenserkenntnis der Wirklichkeit trachtenden Geistes.

## Das Menschenbild.

Das in Anlehnung an Hamann und Herder von Goethe geschaffene neue Menschenbild beruht auf der entscheidenden Einsicht, daß jenes Bildeprinzip des bewußtlosen Lebens, welches die ganze Erscheinungswelt von den Gestirnen bis zu den Gesteinen durchwaltet, auch in den Menschen hineinreicht als bewußtlose Leib-Seele. Damit wird Goethe zum Entdecker des Unbewußten, das nun nicht, wie das „Unbewußte" der Rationalisten von Leibniz bis Freud, ein zweites Bewußtsein ist, nur mit umgekehrtem Vorzeichen und in der Dämmerung eines bloßen „Nochnicht" oder „Nichtmehr". Sondern sein Unbewußtes ist der Geburtsschoß aller menschlichen Produktivität und die Grundlage auch aller Bewußtheit. Der Verlagerung des religiösen Akzents vom Geist auf das Leben entspricht in Goethes Menschenbild die entschiedene Betonung der Vorzugsstellung des Unbewußten vor allem bewußten Denken und Wollen.

„Das Beste im Menschen ist formlos." „Ich glaube, daß alles, was das Genie als Genie tut, unbewußt geschieht." „Der Mensch kann nicht lange im bewußten Zustande verharren; er muß sich wieder ins Unbewußte stürzen; denn darin lebt seine Wurzel."

Diese tief in das menschliche Wesen hinunterleuchtenden Sätze wiesen der romantischen Philosophie z. B. des K. G. Carus den Weg zu einer ersten umfassenden Seelenkunde. Um so mehr sollte es zu denken geben, daß ihre fundamentalen Einsichten erst seit 1910 in unserem Denkbereich wieder auftauchen, zunächst hartnäckig bekämpft, dann mit Verfälschung bedroht von einer Psychologie, der die Goethische Entdeckung des Unbewußten bis zum heutigen Tage entgangen ist.

Betrachtet man das aus dieser Entdeckung entwickelte Goethische Menschenbild näher, so drängt sich sogleich der wichtige Zug auf, daß das Unbewußte am mächtigsten in der Jugend waltet und nicht „fortschreitet" wie der Geist, der seinen Gipfel erst im Alter erreicht. Wieder setzt Goethe den Akzent gerade umgekehrt wie der Fortschrittsglaube.

„Jede göttliche Erleuchtung . . . werden wir immer mit der Jugend und der Produktivität im Bunde finden." „Man muß jung sein, um große Dinge zu tun." „Man meint immer, man müsse alt sein, um gescheit zu sein; im Grunde aber hat man bei zunehmenden Jahren zu tun, sich so klug zu erhalten, als man gewesen ist. Der Mensch wird in seinen verschiedenen Lebensstufen wohl ein andrer, aber er kann nicht sagen, daß er ein besserer werde, und er kann in gewissen Dingen so gut in seinem zwanzigsten Jahre recht haben als in seinem sechzigsten."

Mit den alten Menschen aber, soweit sie gleichwohl noch produktiv sind, hat es die „eigene Bewandtnis" der „wiederholten Pubertät". Demzufolge kann es nicht wundernehmen, an einem Menschenbilde, das seine entscheidende Prägung durch die neuentdeckte Vorzugsstellung des Unbewußten empfängt, Züge ausgesprochener Pathik (im Gegensatz zur Ethik) zu finden.

„Jede Produktivität höchster Art, jeder große Gedanke, der Früchte bringt, steht in niemandes Gewalt. Dergleichen hat der Mensch als unverhoffte Geschenke . . . zu betrachten. Es ist dem Dämonischen verwandt, das übermächtig mit ihm tut, wie es beliebt, und dem er sich bewußtlos hingibt, während er glaubt, er handele aus eigenem Antriebe." „Mein Rat ist daher, nichts zu forcieren und alle unproduktiven Tage und Stunden lieber zu vertändeln oder zu verschlafen." Jenes Dämonische ist „durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen", es bildet „eine der moralischen Weltordnung wo nicht entgegengesetzte, doch sie durchkreuzende Macht". „Der Mensch scheint nur sich zu gehorchen, sein eignes Wollen walten zu lassen, seinem Triebe zu frönen,

und doch sind es Zufälligkeiten, die sich unterschieben, Fremdartiges, was ihn von seinem Wege ablenkt; er glaubt zu erhaschen und wird gefangen, er glaubt gewonnen zu haben und ist schon verloren."

Im pathischen Menschentum aber und seiner düstern oder lichten Schicksalsinbrunst liegen die Wurzeln so des tragischen wie des heroischen Menschentums, das wiederum außerhalb des Kreises des Moralischen steht. So wird es verständlich, wenn sich in Goethes ausdrücklich immoralischer Bewertung des Heldischen, ja des Verbrecherischen als einer großartigen Naturerscheinung gewisse Züge der Dionysischen Philosophie Nietzsches bereits anzukündigen scheinen.

„Byrons Kühnheit, Keckheit und Grandiosität, ist das nicht alles bildend? Wir müssen uns hüten, es stets im entschieden Reinen und Sittlichen suchen zu wollen. Alles Große bildet." „Ehe die römische Republik ausgeartet, fuhr er fort, als jahrhundertelang kein Ehebruch vorgekommen, gegen den Vatermord kein Gesetz nötig geschienen usw., sei es doch übrigens so langweilig und nüchtern hergegangen, daß kein honetter Mensch sich dort gelebt zu haben wünschen möchte." „Außerordentliche Menschen .... treten aus der Moralität heraus. Sie wirken zuletzt wie physische Ursachen, wie Feuer und Wasser."

Das ethische Menschenbild (von Sokrates und Christus bis Descartes und Kant) setzt alle menschliche Macht und Würde im wachen, willensmächtigen Geiste an. Forschen wir nun nach dessen Bewertung im Goethischen Menschenbilde, so entspricht der Fragwürdigkeit, in deren Licht dem Pathiker der bewußte Wille erschien, die Skepsis gegen die Bewußtheit überhaupt. „Das Bewußtsein ist keine hinlängliche Waffe, ja manchmal eine gefährliche für den, der sie führt." Das Bewußtsein reißt aus dem Strome des Lebens heraus, und wie Nietzsche es später als eine „Krankheitserscheinung" des Lebens gekennzeichnet hat, so finden wir von Goethe zum erstenmal in der neueren Geistesgeschichte angedeutet, daß es eine Störung des Lebens sei. Solange die Weltanschauung des nachklassischen Jahrhunderts auf dem „selbstverständlichen" Axiom vom Primat des Geistigen beruhte, so lange mußte die Bedeutung einer solchen Ahnung, mußte z. B. unter d er anmutigen Hülle der Tiefsinn der Strophe übersehen werden:

All unser redlichstes Bemühn
Glückt nur im unbewußten Momente.
Wie möchte denn die Rose blühn,
Wenn sie der Sonne Herrlichkeit erkennte!

Wodurch es aber möglich wurde, die Bedeutung dieser Verse in ihrer ganzen Tragweite aufzuschließen, werden wir weiter unten dartun.

Auch diejenigen Denkmotive, die später bei Nietzsche so große Bedeutung gewonnen haben (Entstehung der Ideale aus Selbsttäuschung und Lebensneid), klingen unverkennbar bei Goethe schon an. Man erwäge in diesem Zusammenhang die folgenden Sätze:

„Wir sind nicht glücklich durch unsre Tugenden, sondern durch unsre Fehler und Schwachheiten. Wer da meint, daß er durch die Erfüllung einer Tugend glücklich sei, irrt sich. Es ist die Eitelkeit, die ihm noch beiwohnt, eine solche Tugend auszuüben." „Diese Selbstbeherrschung . . . gewöhnt uns sogar einen gemeinen Fall mit Verstellung zu behandeln, macht uns geneigt, indem wir so viel Gewalt über uns selbst üben, unsre Herrschaft auch über die andern zu verbreiten, um uns durch das, was wir äußerlich gewinnen, für dasjenige, was wir innerlich entbehren, gewissermaßen schadlos zu halten. An diese Gesinnung schließt sich meist eine Art Schadenfreude über die Dunkelheit der andern, über das Bewußtlose, womit sie in eine Falle gehn." „Diese guten Leute bringen am Gürtel einer Venus ein Feigenblatt oft nur deshalb an, um einen geeigneten Vorwand zur genaueren Betrachtung zu haben." „Je moralischer, je vernünftiger ein Mensch ist, desto lügenhafter wird er, sobald er irrt, desto ungeheurer muß der Irrtum werden, sobald er darin verharrt." „Gegen große Vorzüge eines andern gibt es kein Rettungsmittel als die Liebe."

## Die Wissenschaftslehre.

Die Frage, deren Beantwortung durch Goethe eines der wichtigsten Bestandstücke des neuen Weltbildes darstellt, lautet: Wie kommt Erkenntnis zustande? Wonach fragt das Erkenntnisstreben und wonach nicht? Wieder finden wir Goethe außerhalb der Lehrmeinungen und Denküberzeugungen seiner Zeit, ja der neueuropäischen Wissensüberlieferung. Wir fahnden nicht danach, ob und wo Goethes Forschungsweise Vorläufer gehabt habe. Sicher ist es, daß innerhalb der für uns in Frage kommenden Denkgeschichte des Abendlandes seit Descartes mit Goethe

etwas völlig Neues auf den Plan tritt, ohne daß freilich die europäische Wissenschaft je eine Verpflichtung zur Nachfolge verspürt hätte.

Welche Rolle man am Formulieren einer Erkenntnis dem aktiven, begrifflichen Denken zumessen möge, der eigentliche Herd der Erkenntnis ist nach Goethe das Erleben und Schauen. Gedacht werden Tatsachen: Tatsachen sind Leistungen des Geistes; angeschaut aber werden Erscheinungen: Erscheinungen sind Runen der Wirklichkeit. Das rationale Denken setzt an die Stelle unzähliger Erscheinungen eine Tatsache, die jedoch nur ein neues Rätsel ist, indem sie eine Ursache fordert, die, abermals eine Tatsache, wiederum eine weitere Ursache voraussetzt, und so fort in infinitum. Das Schauen hingegen überläßt sich dem Bilde, bis sich ihm dessen Sinn enthüllt: das ist die Wahrheit des Schauens. Diese Wahrheit betrifft nicht die Welt der Tatsachen, sondern die erlebte Wirklichkeit und vermittelt etwas vom Wesen der Welt, vom Leben, das den Erscheinungen innewohnt, von den „Urphänomenen".

Der Zustand, der zum Erkennen befähigt, beruht auf dem Eros zur Welterscheinung. Echte Forschung ist daher Erscheinungsforschung und zielt auf das in den wechselnden Bildern sich offenbarende Leben. Wenn nun auch Goethe die Befähigung dazu im Anschluß an Kategorien der zeitgenössischen Philosophie gern „Vernunft" nennt, so meint er damit doch die Gabe, sich von der Wirklichkeit befruchten zu lassen. Nicht zuletzt, weil er um die Mißverständlichkeit dieses Wortgebrauchs wußte, ist er über die „Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort" beglückt, über die Feststellung eines Autors nämlich, daß sein Denken „sich von den Gegenständen nicht sondere", vielmehr von ihnen „auf das innigste durchdrungen werde", ja eigentlich „ein Anschauen sei". — Er weiß, daß das scheinbar „objektive" rationale Denken die Wirklichkeit menschenmäßig verfälscht, und stellt darum „bei Betrachtung der Natur im Großen und Kleinen" „unausgesetzt die Frage: ist es der Gegenstand oder bist du es, der sich hier ausspricht."

An einer Reihe von Belegen sei dargetan, daß Goethe mit der Aufstellung einer neuen Methode und der grundsätzlichen

Verschiebung der Fragestellung den Weg zu einer Wissenschaft von den lebendigen Erscheinungen tatsächlich beschritten hat.

„Man lernt nichts kennen, als was man liebt, und je tiefer und vollständiger die Kenntnis werden soll, desto stärker, kräftiger und lebendiger muß Liebe, ja Leidenschaft sein.“ „Alles, was wir Erfinden, Entdecken im höheren Sinne nennen, ist die bedeutende Ausübung ... eines originalen Wahrheitsgefühles, das, im stillen längst ausgebildet, unversehens, mit Blitzesschnelle zu einer fruchtbaren Erkenntnis führt. Es ist eine aus dem Innern am Äußern sich entwickelnde Offenbarung. ... Es ist eine Synthese von Welt und Geist ...“ Der Künstler „mag die Werkstätte eines Schusters betreten oder einen Stall; er mag das Gesicht seiner Geliebten, seine Stiefel oder die Antike ansehen, überall sieht er die heiligen Schwingungen und leisen Töne, womit die Natur alle Gegenstände verbindet. Bei jedem Tritt eröffnet sich ihm die magische Welt ...“ Jeder Mensch hat „die Gewalt dieser Zauberei gefühlt, ... durch die ihm die Welt ringsumher belebt wird. Wer ist nicht einmal beim Eintritt in einen heiligen Wald von Schauer überfallen worden? Wen hat die umfangende Nacht nicht mit einem unheimlichen Grausen geschüttelt? ... Das ist es, was ... durch die Seele des Künstlers webt, was in ihm zum verstandensten Ausdrucke drängt, ohne durch die Erkenntniskraft durchgegangen zu sein.“ „Die Blumen haben mir wieder gar schöne Eigenschaften zu bemerken gegeben. Bald wird es mir gar hell und licht über alles Lebendige.“ „Es drängt sich mir alles auf, ich sinne nicht mehr darüber, es kommt mir alles entgegen, und das ungeheure Reich simplifiziert sich mir in der Seele, daß ich bald die schwersten Aufgaben weglesen kann. So viel Neues ich finde, find' ich doch nichts Unerwartetes, es paßt alles und schließt sich an, weil ich kein System habe und nichts will als die Wahrheit um ihrer selbst willen.“ „Die Natur spricht nichts aus, was ihr selbst unbequem wäre; desto schlimmer, wenn sie einem Theoretiker unbequem wird.“ „Unsre ganze Aufmerksamkeit muß darauf gerichtet sein, der Natur ihr Verfahren abzulauschen, damit wir sie durch zwängende Vorschriften nicht widerspenstig machen.“ „Jede Kreatur ist nur ein Ton, eine Schattierung einer großen Harmonie, die man auch im Großen und Ganzen studieren muß; sonst ist jedes einzelne ein toter Buchstabe.“ „Wir würden gar vieles besser kennen, wenn wir es nicht zu genau erkennen wollten.“ „Die Franzosen würden vieles besser begreifen, wenn sie weniger Verstand hätten.“ „Man suche nur nichts hinter den Phänomenen; sie selbst sind die Lehre.“ „Alles, was im Objekt ist, ist im Subjekt.“ „Die Urphänomene sind das nicht etwa Abstrakte, sondern Urlebendige, von innen heraus Bildende.“ „Vor den Urphänomenen ... fühlen wir eine Art von Scheu, bis zur Angst. Die sinnlichen Menschen retten sich ins Erstaunen; geschwind aber kommt der tätige Kuppler Verstand und will auf seine Weise das Edelste mit dem Gemeinsten vermitteln.“

„Das Höchste, wozu der Mensch gelangen kann, ist das Erstaunen, und wenn ihn das Urphänomen in Erstaunen setzt, so sei er zufrieden; ein Höheres kann es ihm nicht gewähren, und ein Weiteres soll er nicht dahinter suchen; hier ist die Grenze. Aber den Menschen ist der Anblick des Urphänomens gewöhnlich noch nicht genug; sie denken, es müsse noch weiter gehen, und sie sind Kindern ähnlich, die, wenn sie in einen Spiegel geguckt, ihn sogleich umwenden, um zu sehen, was auf der andern Seite ist." „Es gibt in der Natur ein Zugängliches und ein Unzugängliches. Dieses unterscheide und bedenke man wohl und habe Respekt. Es ist uns schon geholfen, wenn wir es überall nur wissen, wiewohl es immer sehr schwer bleibt zu sehen, wo das eine aufhört und das andre beginnt. Wer es nicht weiß, quält sich lebenslänglich am Unzugänglichen ab, ohne je der Wahrheit nahezukommen." „Wer dem Gange einer höheren Erkenntnis und Einsicht getreulich folgt, wird zu bemerken haben, daß Erfahrung und Wissen fortschreiten und sich bereichern können, daß jedoch das Denken und die eigentlichste Einsicht keineswegs in gleichem Maße vollkommener wird, und zwar aus der ganz natürlichen Ursache, weil das Wissen unendlich und jedem neugierig Umhersehenden zugänglich, das Überlegen, Denken und Verknüpfen aber innerhalb eines gewissen Kreises der menschlichen Fähigkeiten eingeschlossen ist; dergestalt, daß das Erkennen der vorliegenden Weltgegenstände, vom Fixstern bis zum kleinsten lebendigen Lebepunkt, immer deutlicher und ausführlicher werden kann, die wahre Einsicht in die Natur dieser Dinge jedoch in sich selbst gehindert ist und dieses in dem Grade, daß nicht allein die Individuen, sondern ganze Jahrhunderte vom Irrtum zur Wahrheit, von der Wahrheit zum Irrtum sich in einem stetigen Kreise bewegen." „Der Verstand reicht zu ihr [der Natur] nicht hinauf, der Mensch muß fähig sein, sich zur höchsten Vernunft erheben zu können, um an die Gottheit zu rühren, die sich in Urphänomenen . . . offenbart. . . . Die Gottheit ist wirksam im Lebendigen, aber nicht im Toten; sie ist im Werdenden und sich Verwandelnden, aber nicht im Gewordenen und Erstarrten. Deshalb hat auch die Vernunft in ihrer Tendenz zum Göttlichen es nur mit dem Werdenden, Lebendigen zu tun; der Verstand mit dem Gewordenen, Erstarrten, daß er es nütze."

Die letzte Wendung, die uns zur Goethischen Kritik an der rationalen Wissenschaftslehre überleiten mag, enthüllt am klarsten die lebenswissenschaftliche Position Goethes; denn nur von ihr aus ist es möglich, die geheime Triebfeder der bloßen Sachwissenschaften zu enthüllen. Diese Triebfeder ist nicht Erkenntnisdurst, sondern Verlangen nach Inbesitznahme der Natur. Die „Wissenschaft" sucht darum nicht Offenbarungen des Lebens,

sondern Begriffe, um die Natur packen und berechnen, Formeln, um sie ausbeuten zu können. „Man glaubt nicht, wieviel Totes und Tötendes in der Wissenschaft ist . . ., und durchaus scheint mir die eigentlich wissenschaftlichen Menschen mehr ein sophistischer als ein wahrheitsliebender Geist zu beleben." Der Lebensforscher Goethe bekennt sich als „unempfänglich, ja unleidsam gegen jede Denkweise, die eine tote, . . . auf- und angeregte Materie als Glaubensbekenntnis aufstellte".

Wenn ein Gleichnis erlaubt ist, so ist dem Lebensforscher die Erscheinungswelt ein Antlitz, in dem jeder Zug mit jedem andern im Zusammenhang steht; es gilt, das Wesen zu erkennen, das sich in diesen Zügen offenbart, in seinen Proportionen das lebendige, auferbauende Bildegeheimnis zu schauen und im Wandel seiner beseelten Anschauungsbilder den Wandlungsgrund, das ihm innewohnende Leben, zu erkennen. Dahingegen bestünde das Verfahren der nur geistig interessierten Wissenschaft darin, Teil für Teil zu sezieren, die Haut, das Fleisch, die Blutgefäße abzulösen, schließlich Knochen, Zähne und Wirbel zu atomisieren, um am Ende einen Mechanismus übrigzubehalten, in dem sich nur gerade das Leben nicht befände. „Dergleichen Behandlung erschien mir immer als eine Art von Mosaik, wo man einen fertigen Stift dicht neben den andern setzt, um aus tausend Einzelheiten den Schein eines Bildes hervorzubringen, und so war mir die Forderung in diesem Sinne gewissermaßen widerlich."

Goethe durchschaut den der Wissenschaft selbst verborgenen Zusammenhang zwischen der Subjektivität des vorgeurteilten Glaubens an die Gesetzmäßigkeit der Welt und der Tendenz, die Natur zu überlisten und in die Gewalt zu bekommen. Diejenige Natur, welche die „Wissenschaft" in ihrem toten Mosaik von Tatsachen findet, ist nur der in die Natur projizierte Menschengeist. Und so findet man, was man in sie hineingelegt hat: ihre Zweckmäßigkeit. Nach dem Zweck fragen heißt: nach dem Nutzen fragen, und hinter dieser Frage wieder steht das Interesse der Ausnutzung. Denn: etwas Unnützes finden heißt: etwas im Zweckverbande Schädliches finden, heißt: die Korrekturbedürftigkeit der Natur feststellen und das Ausrottungsrecht des Men-

schen im Namen der Wissenschaft befestigen. Auch der Zweckgedanke ist ein menschenmäßiges Prinzip, vor dem sich nach Auffassung der „Wissenschaft" die Natur zu rechtfertigen hat. Über diese Zusammenhänge äußert sich Goethe folgendermaßen:

„Ich bin nämlich als beschauender Mensch ein Stockrealiste, so daß ich von all den Dingen, die sich mir darstellen, nichts davon und dazu zu wünschen imstande bin." „Im organischen Leben wird selbst das Unnütze, ja das Schädliche selbst in den notwendigen Kreis des Daseins aufgenommen." „Die Frage nach dem Zweck, die Frage: Warum? ist durchaus nicht wissenschaftlich." „Und wie der Mensch im allgemeinen denkt, so denkt er auch im besonderen, und er unterläßt nicht, seine gewohnte Ansicht aus dem Leben auch in die Wissenschaft zu tragen und auch bei den einzelnen Teilen eines organischen Wesens nach dem Zweck und Nutzen zu fragen. Dies mag auch eine Weile gehen, und er mag auch in der Wissenschaft damit eine Weile durchkommen; allein gar bald wird er auf Erscheinungen stoßen, wo er mit einer so kleinen Ansicht nicht ausreicht und wo er ohne höheren Halt sich in lauter Widersprüche verwickelt. Solche Nützlichkeitslehrer sagen wohl: Der Ochse habe Hörner, um sich damit zu wehren. Nun frage ich aber: Warum hat das Schaf keine? und wenn es solche hat, warum sind ihm um die Ohren gewickelt, so daß sie ihm zu nichts dienen? Etwas anderes aber ist es, wenn ich sage: Der Ochse wehrt sich mit seinen Hörnern, weil er sie hat."

Die Naturforschung seit der Renaissance, zumal seit Kant, ist keine Erkenntniswissenschaft mehr, sondern ein zweckgerichtetes Verfahren, das vom Erleben absieht und die unausschöpfbare Fülle der Anschauungsbilder auf das unanschauliche Zahlengerüst rein quantitativer Bezüge zurückzuführen trachtet. Dazu äußert Goethe:

„Es ist eine unbestrittene Wahrheit, daß, so rein und sicher die Mathematik in sich selbst behandelt werden kann, sie doch auf dem Erfahrungsboden sogleich bei jedem Schritte periklitiert und ebensogut wie jede andre ausgeübte Maxime zum Irrtum verleiten, ja den Irrtum ungeheuer machen und sich künftige Beschämungen vorbereiten kann." „Die lebhafte Frage nach der Ursache ist von großer, nicht zu entwickelnder Schädlichkeit." „Mikroskope und Teleskope verrücken beide den eigentlich menschlichen Standpunkt." „Mathematische Tendenz der Franzosen, überall Gleichungen zu suchen und zu verlangen . . ., da ja das Leben in dem Bruche besteht, der überall der Gleichung sich entzieht." „Die Mathematiker, welche ungeheure Vorteile haben, der Natur zu Leibe zu gehen, [sind] auch oft in dem Falle, das Interessan-

teste zu vertuschen." „Mehrere Männer dieser Art regieren das wissenschaftliche Gildewesen, welches . . . immer schlechter wird, je mehr man das eigentümliche Schauen und das unmittelbare Denken vernachlässigt."

Wer aus dem Vorangegangenen auch nur einigermaßen die Umrisse der neuen Wissenschaftslehre wahrgenommen hat, die Goethe begründete, der sieht auch, daß von dieser Sicht aus der alte metaphysische Gegensatz zwischen Idealismus und Materialismus unwesentlich wird. Ob der Idealist die Welt vom Geistgott auferbaut denkt und den Logos, die Idee, d. h. den Begriff für ihr Wesen hält, oder ob der Materialist aus dem Mechanismus des Stoffes den Logos als Gesetzlichkeit wieder herausliest: Geist wie Stoff, begriffesetzendes Subjekt wie begrifflich vertatsächlichtes Objekt sind aufeinander bezogene Wechselbegriffe. Idealismus wie Materialismus verkennen beide die Wirklichkeit und befehden, von verschiedenen Seiten her, was weder Geist noch Stoff ist: das Leben. Ihre Feindschaft ist ein Bruderzwist, und ihr Gegensatz ist, metaphysisch gesehen, eine Scheinantithese. Hingegen steht Goethe auf dem anderen Ufer, auf der Seite des Bios, und ob er die dort waltende Notwendigkeit bisweilen auch „Gesetz", ob er den Zugang zu ihm außer „Anschauung" auch gelegentlich „Vernunft" und sein innerstes Wesen „Geist" nennt, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß damit durchaus das Gegenteil des Logos gemeint ist.

„Mir will immer dünken, daß, wenn die eine Partei von außen hinein den Geist niemals erreichen kann, die andere von innen heraus wohl schwerlich zu den Körpern gelangen wird und daß man also immer wohl tut, in dem philosophischen Naturstande zu bleiben und von seiner ungetrennten Existenz den besten möglichen Gebrauch zu machen, bis die Philosophen einmal übereinkommen, wie das, was sie nun einmal getrennt haben, wieder zu vereinigen sein möchte." „Ich konnte so recht in die Werkstätte des Naturphilosophen und Naturforschers hineinsehen und habe mich in meiner Qualität als Naturschauer aufs neue bestätigt gefunden." „So ruhen meine Naturstudien auf der reinen Basis des Erlebten."

## Goethes Untergangsstimmung.

Damit leiten wir zum Ausgangspunkt des Goethischen Weltbildes zurück. Es ist Wesen und Vorzug der von Goethe eröffne-

ten Erscheinungsforschung, daß sie dem Religiösen gleichgerichtet ist und also den Kampf nicht kennt, der auf dem Boden der Logosreligion seit dem ausgehenden Mittelalter ausgebrochen ist und heute noch nicht ruht: die Entzweiung von Glauben und Wissen. Denn Goethes Forschen führt in dieselbe Wesensschicht hinunter, welche die Lebensreligion unterm Bilde des Mythus meint; während die rationale Wissenschaft zu allen Zeiten und im weitesten Verstande der Todfeind des Mythus war und ist. „Die großen Ansichten des Lebens waren damals in Gestalten, in Götter gebracht; unseres [unser Jahrhundert] bringt sie in Begriffe.“ Goethes Wissenschaft vom Leben und seine natürliche Religion begreifen beide das Mythische in sich. „Hier werden wir vor allen Dingen bekennen und aussprechen, daß wir . . . uns in der Region befinden, wo Metaphysik und Naturgeschichte übereinandergreifen, also da, wo der ernste, treue Forscher am liebsten verweilt.“ Und wie das Erkennen der einen ein Schauen ist, so bedarf die andere keines Credo an etwas, was vor dem Wissen ein Absurdum wäre. „Die allgemeine, die natürliche Religion bedarf eigentlich keines Glaubens“; denn sie ist nur eine „Überzeugung“, die aus dem Schauen der erlebten Wirklichkeit entspringt. Erst eine an Dogmen gleichwie an rationale Lehrsätze gebundene Religion ist „auf den Glauben gegründet“.

„Jeder Zweifel gegen eine solche Religion ist ihr tödlich. Zur Überzeugung kann man zurückkehren, aber nicht zum Glauben.“ Denn „eine solche Überzeugung dringt sich einem jeden auf, ja wenn er auch den Faden derselben, der ihn durchs Leben führt, manchmal fahren ließe, so wird er ihn doch gleich und überall wieder aufnehmen können“. Erinnert man sich, daß die Erscheinungsforschung das Wesen der Wirklichkeit sucht, das in den Anschauungsbildern erscheint, also dieselbe „magische Welt“, welche „durch die Seele des Künstlers webt“ und „in ihm zum verstandensten Ausdruck drängt“, so versteht man, daß für Goethe Wissenschaft, Kunst und Religion teilweise zusammenfallen. „Religion, Kunst und Wissenschaft befriedigen das dreifache Bedürfnis des . . . Menschen: anzubeten, hervorzubringen, zu schauen; alle drei sind eins, zu Anfang und am Ende, wenngleich in der Mitte getrennt.“

Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
Hat auch Religion;
Wer jene beiden nicht besitzt,
Der habe Religion.

Es liegt im Wesen der Dinge, daß eine Religion, die den Geistgott bekennt, den Menschen als sein Spiegel- und Ebenbild betrachten und in die geistige Zucht und Schule nehmen muß, ferner aber auch, daß der solcherart Hochgezüchtete einmal der Schule entrinnt, sich selber als Logos der Wissenschaft zum Thronfolger Gottes erklärt und die geistgöttlichen Attribute der Allmacht, der Allwissenheit und Allgegenwärtigkeit an sich selber zu verwirklichen trachtet, indem er das Gesetz, dem zuvor die eigene Menschennatur unterworfen worden, als Waffe gegen das Leben der außermenschlichen Schöpfung richtet. So entsteht folgerichtig aus der alten, noch mythologisch ausgeschmückten Geistreligion der rationale Wille zur Macht und Allmacht. Allmacht, Allwissenheit, Allgegenwärtigkeit sind Wunschziele des menschlichen Logos selber. Die Bewegung der christlichen Völker auf diese Ziele zu ist der sogenannte Fortschritt. Die Grundüberzeugung ihrer Wissenschaft ist der Glaube an die restlose rationale Aufhellbarkeit der Welt und ihrer Lebensgeheimnisse. Aber wie die Aufhellung eines Geheimnisses eben seine Zerstörung ist, so führt der wissenschaftliche Machtwille alsbald ein rasendes Gewitter von Erfindungen herauf, die, mit dem einhelligen Zweck: die räumliche und zeitliche Ferne zu vernichten, die Welt zertrümmern und das Leben unterwühlen.

Es gab seherische Augenblicke, da Goethe dies wußte. Den „höchsten Augenblick“ seines Ingenieursieges über die Natur genießt Faust, ergötzt vom Geklirr der Spaten, die in Wahrheit sein Grab ausheben. Diesem größten Symbol, mit dem ein Dichter den Sinn des „Fortschritts“ deutete, reihen sich Aussprüche an wie diese:

„Wie zahm und schwach ist seit den lumpigen paar hundert Jahren nicht das Leben selber geworden! Wo kommt uns noch eine originelle Natur unverhüllt entgegen!“ „Die früheren Jahrhunderte hatten ihre Ideen in Anschauungen der Phantasie; unseres bringt sie in Begriffe. Die großen Ansichten des Lebens waren damals in Gestalten, in Götter gebracht; unseres bringt sie in Begriffe. Dort war die Produktionskraft größer, heute die Zerstörungskraft oder die Scheidekunst.“ „Das zunehmende Maschinenwesen quält und ängstigt mich.“ „Alles . . . ist jetzt ultra, alles transzendiert unaufhaltsam, im Denken wie im Tun. Niemand kennt sich mehr, niemand begreift das Element, worin er

schwebt und wirkt.... Von reiner Einfalt kann die Rede nicht sein; einfältiges Zeug gibt es genug. Junge Leute werden zu früh aufgeregt und dann im Zeitstrudel fortgerissen. Reichtum und Schnelligkeit ist, was die Welt bewundert und wonach jeder strebt. Eisenbahnen, Schnellposten, Dampfschiffe und alle möglichen Fazilitäten der Kommunikation sind es, worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbilden und dadurch in der Mittelmäßigkeit zu verharren. Und das ist ja auch das Resultat der Allgemeinheit, daß eine mittlere Kultur allgemein werde; dahin streben die Bibelgesellschaften, die Lancastersche Lehrmethode und was nicht alles. Eigentlich ist es das Jahrhundert für fähige Köpfe, für leichtfassende, praktische Menschen, die, mit einer gewissen Gewandtheit ausgestattet, ihre Superiorität über die Menge fühlen, wenn sie gleich selbst nicht zum höchsten begabt sind. Laßt uns soviel als möglich an der Gesinnung halten, in der wir herankamen; wir werden mit vielleicht noch wenigen die Letzten sein einer Epoche, die so bald nicht wiederkehrt." „Ich danke dem Himmel, daß ich jetzt in dieser durchaus gemachten Zeit nicht jung bin. Ich würde nicht zu bleiben wissen. Ja, selbst wenn ich nach Amerika flüchten wollte, ich käme zu spät; denn auch dort wäre es schon zu helle." „Ich sehe die Zeit kommen, wo Gott keine Freude mehr an ihr [der Menschheit] hat und er abermals alles zusammenschlagen muß zu einer verjüngten Schöpfung. Ich bin gewiß, es ist alles danach angelegt, und es steht in der fernen Zukunft schon Zeit und Stunde fest, wann diese Verjüngungsepoche eintritt." „'Und der Lebende hat recht'. — Ein niederträchtiges Recht, schlechter zu sein als die vor uns lebten." „Denkt man sich recht tief in das Elend unsrer Zeit hinein, so kommt es einem oft vor, als wäre die Welt nach und nach zum Jüngsten Tage reif." „Ich bin alt genug, um Ruhe zu wünschen. Ich habe keinen Glauben an die Welt und habe verzweifeln gelernt."

Der Grund dieser Verzweiflung ist die Einsicht in das unbelehrbare Vordringen des gegnerischen Weltbildes. Die Opposition gegen ein fremdes Weltbild aber setzt mindestens als spontanen Instinkt des seherischen Herzens ein eignes Weltbild voraus, dessen Äußerung im Wort, sei es zur direkten Bekundung der eignen Gesinnungen und Erkenntnisse, sei es zur Bestreitung der gegnerischen, ein System zusammenhängender Züge darstellt. Die einzelnen Züge des hier gemeinten Goethischen Systems — dieses Wort im weitesten Sinne verstanden — sind seit langem bekannt. Weder seine lebensreligiöse Grundstimmung noch seine seelenkundliche Entdeckung des Unbewußten noch endlich die Eigentümlichkeit seiner Naturforschung sind der

Goethewissenschaft entgangen. Aber das ist ja nicht das Entscheidende. Aller dieser Einzelzüge hat sich eine historische Betrachtung bemächtigt und hat ihr Lebendigstes, ihre gemeinsame Dynamik, zu Tode geforscht. Indem man hier nach Vorläufern, dort nach Anlehnungen und Anklängen fahndete, hat man alles getan, die „geistesgeschichtliche Stellung" dieses oder jenes Gedankens zu ermitteln, und die Hauptaufgabe in der bestmöglichen Klärung des historischen Phänomens Goethe gesucht. Es handelt sich hier aber um die Gewinnung einer weltanschaulichen Sicht, und wenn es denn schon um die Erfassung eines historischen Phänomens gehen soll, so bleibt jede noch so richtige Einzelfeststellung flach, die sich aus Ängstlichkeit oder Voreingenommenheit um das Entscheidende herumdrückt. Das Entscheidende ist aber: die Zusammenschau jener oben dargelegten Züge zu einem Weltbild, darin eines das andere bedingt und jedes mit jedem in einer organischen Verbindung steht, und die Erkenntnis, daß dieses Weltbild als ein System sich gegen ein Gegnersystem richtet. Solange die gemeinsame metaphysische Wurzel jener Züge nicht erkannt ist, mag es mit einiger Dialektik möglich sein, bald diese, bald jene Goethische Einzelanschauung in ein Netz historischer Bezüge einzuspinnen und sie der Weltanschauung des christlich-rationalistischen Kulturgangs einzufälschen oder denn als bloße Merkwürdigkeit des historischen Phänomens Goethe für sich stehenzulassen. Genau in diesem Sinne ist die Naturwissenschaft des 19. Jahrhunderts mit Goethes Wissenschaftslehre, seiner neuen Methodik, seiner Neuformulierung der wissenschaftlichen Fragestellung, ist die akademische Psychologie bis auf den heutigen Tag mit seinen seelenkundlichen Befunden verfahren, ohne daß man auf seiten der Goethewissenschaft von einem leidenschaftlichen Widerspruch gehört hätte. Allein vor der geschlossenen Einmütigkeit eines alle Einzelzüge umfassenden Weltbildes von durchgehends metaphysischer Gegenrichtung geziemt nur die Redlichkeit der Erkenntnis: daß es die Revolution gegen das Logos-Weltbild und die Einleitung einer in ihren Folgerungen noch gar nicht absehbaren Wende des europäischen Denkens bedeutet.

## Goethes Nachfolge.

Dies meinte Nietzsche, wenn er Goethe das nachfolgelose Ereignis unter den Deutschen nannte. Gleichwohl gab es eine Gefolgschaft Goethes, deren Bedeutung erst in unsern Tagen wieder hie und da voll erfaßt wird: die Wissenschaft der Romantik. Die Romantik (man braucht nur an das Lebenswerk eines Forschers wie K. G. Carus zu denken) hat Ahnungen Goethes zur Gewißheit erhoben, seine Entdeckungen systematisch ausgebaut und ist mit beharrlicher Anwendung seiner Methodik zu Ergebnissen gelangt, vor deren Breite und Tiefe Goethe selber in die bewundernden Worte ausbricht:

„Ich gedenke, wie ich seit einem halben Jahrhundert auf eben diesem Felde aus der Finsternis in die Dämmerung, von da in die Hellung unverwandt fortgeschritten bin, bis ich zuletzt erlebe, daß das reinste Licht, jeder Erkenntnis und Einsicht förderlich, mit Macht hervortritt, mich blendend belebt und, indem es meine folgerechten Wünsche erfüllt, mein sehnsüchtiges Bestreben vollkommen rechtfertigt."

Aber nicht nur Männer wie Burdach, Carus, Oken, Baer, Malfatti, Kieser, Schubert, Treviranus, Troxler, sondern ebenso Arndt, die Brüder Grimm, Görres, Ranke, Bachofen, wie aber auch die Dichter: Hölderlin, Eichendorff, Kleist, Hoffmann, Lenau, Mörike zeigen, daß die Romantik daran war, den in Goethes Weltbild enthaltenen Kulturentwurf zu verwirklichen. In ihnen allen war das deutsche Wesen auf dem Wege, sich aus der Umklammerung des Logos-Weltbildes zu befreien, einen neuen, von keiner Vergeistigungstendenz metaphysisch verdorbenen Begriff von der Wirklichkeit und vom Leben wiederaufzufinden und von dorther sowohl die unbegeistete Natur als auch den Wesensaufbau des Menschen zu verstehen und seine Leistungen, die Kulturen, zu bewerten. Wie jedermann weiß, ist dieser erste Ansturm der Geister und Seelen vor der Zeit zusammengebrochen, nicht aus inneren, sondern aus brutalen äußeren Gründen: er wurde von der Logos-Religion des deutschen Idealismus gelähmt, vom mechanistischen Materialismus des technischen Jahrhunderts überrannt und von beiden feindlichen Brüdern unter der gemeinsamen Devise des „Fortschritts" überlärmt, schließlich totgeschwiegen und vergessen.

Der zweite deutsche Ansturm geschah unterm Namen Nietzsches. Es kann hier nicht ausgeführt werden, welche Positionen Nietzsche im Vergleich zur Ausgangsstellung Goethes und den Errungenschaften der Romantik neu hinzueroberte. Würde man aber über die Kluft der Irrsale von zwei Jahrtausenden hinweg nach demjenigen antiken Genius fragen, dessen Ahnenschaft der Romantik und Nietzsche gemeinsam ist, so müßte man denselben Namen nennen, den im Grunde auch sämtliche oben angeführten Weisheitsworte Goethes beschwören, und es stiege nicht der Schatten Platos, wohl aber die Gestalt Heraklits aus der Tiefe der Vergangenheit. Es ist die Heraklitische Entscheidung, wenn Nietzsche, entschlossener noch als Goethe, auf der Seite des Bios Stellung nimmt. Von dort hat er den ganzen künstlichen Wertbereich des Bewußtseins kritisch zersetzt und hat damit einen Weg beschritten, den Goethes Wort gewiesen hatte: „Das Bewußtsein ist keine hinlängliche Waffe, ja manchmal eine gefährliche für den, der sie führt.“ Am Ende dieses Weges aber erschließt sich eine Sicht, die wir bei Nietzsche mit folgenden Sätzen geschildert finden:

„In irgendeinem abgelegenen Winkel des in zahllosen Sonnensystemen flimmernd ausgegossenen Weltalls gab es einmal ein Gestirn, auf dem kluge Tiere das Erkennen erfanden. Es war die hochmütigste und verlogenste Minute der ‘Weltgeschichte’, aber doch nur eine Minute. Nach wenigen Atemzügen der Natur erstarrte das Gestirn, und die klugen Tiere mußten sterben. — So könnte jemand eine Fabel erfinden und würde doch nicht genügend illustriert haben, wie kläglich, wie schattenhaft und flüchtig, wie zwecklos und beliebig sich der menschliche Intellekt innerhalb der Natur ausnimmt.“

Wir haben bei der Darlegung des hier gemeinten Goethischen Weltbildes wiederholt Anlaß genommen, auf Parallelen in Nietzsches Philosophie hinzuweisen. Es entspricht dem eben wiederholten Urteil Goethes über das Bewußtsein als unzulängliche, ja gefährliche Waffe der Ausspruch Nietzsches: „Geist ist das Leben, das selber ins Leben schneidet,“ oder: „Das Bewußtsein ist etwas essentiell Fälschendes“; es entspricht dem Goethischen (mit Bezug auf Jacobi gesagten) Satz: „Mit dem bißchen Moral allein läßt sich doch keine große Weltansicht fassen“. Nietzsches Äußerung: „Moral ist vor der Natur eine Wichtig-

tuerei des Menschen". „Verfälscht ist alles, was uns von der Natur trennt," sagt der eine; „vom Tiere und von den Pflanzen müssen wir lernen, was Blühen ist," sagt der andere. Man könnte zahllose solcher gleichsinnigen Sätze zusammenstellen, um eine Gemeinsamkeit zu erweisen, deren Erkenntnis heute wichtiger ist denn je zum Verständnis der deutschen Geistesgeschichte und zur Beurteilung der gegenwärtigen Krise. Es muß in Nietzsches Leben mindestens einen Augenblick gegeben haben, da ihm diese Gemeinsamkeit aufleuchtete. In seinem Nachlaß fand sich der Satz: „Meine Vorfahren: Heraklit, Empedokles, Spinoza, Goethe!"

### Das „biozentrische" System.

Erst nach Nietzsches entschlossen Heraklitischer Entscheidung geriet eine neue Hauptaufgabe in Sicht: die leib-seelische Polarität des Lebens im Menschen als vitalen Ermöglichungsgrund der geistigen Akte des Bewußtseins zu erforschen. Denn dies wiederum erst würde es möglich machen, einen philosophisch haltbaren Begriff des Lebens wie des Bewußtseins zu bilden und darauf ein alle Gebiete umfassendes System zu errichten, in dessen Mittelpunkt eine Metaphysik des Menschen (Anthropologie) stünde. Ein Menschenalter nach Nietzsches Tod sehen wir die Bewältigung dieser Aufgabe geleistet. Damit hat der Pfeil, den Goethe schoß, sein Ziel erreicht. Wir sehen nach dem Grundriß seines Kulturentwurfes den Boden ausgeschachtet, die Fundamente gelegt und so haltbar wie möglich vermörtelt. Was Schau war, ist Bau geworden. Eine Schau ist wehrlos, kann unbeachtet bleiben, angezweifelt oder überrannt werden; ein Bau ist eine Festung und müßte erst erstürmt und entwaffnet werden, ehe er als „widerlegt" gelten soll.

Dieser Baumeister ist Ludwig Klages, und wo immer wir heute in der Philosophie, vornehmlich in der Psychologie und im Grenzgebiet der Psychopathologie, aber auch in der Kunstwissenschaft, Geschichte und Sagenkunde auf „Goethische" Züge stoßen, da ist mit Sicherheit zu schließen, daß dort vom Geiste jenes Baumeisters ein Hauch verspürt worden ist. Denn große, umwälzende Gedanken liegen nie „in der Luft"; vielmehr entdeckt

man bei selbst eifrigster Vernebelung durch den „wissenschaftlichen“ Zeitgeist (wovon schon Goethe ein Lied zu singen wußte, wie sein Gespräch mit Eckermann vom 30. Dezember 1823 zeigt) immer den einen originalen Anreger, der den Gedanken fand und prägte. Trotz allen persönlichen Unterschieden des Charakters und Lebensganges ist den großen selbständigen Befruchtern der Geistesgeschichte der gemeinsame Zug eigentümlich, daß sich schon in dumpfer Jugend das Wesen ihrer Seele offenbart und, wie ein elementarer Strom hervorbrechend, die Richtung eines Dranges anzeigt, dem sie alles verdanken, was sie später finden; woher denn die überraschende Einheitlichkeit stammt, die das Werk des schöpferischen Entdeckers vor dem noch so gelehrten Stückwerk auszeichnet. So kennen wir aus Goethes Jugend das symbolische Ereignis, da der Knabe dem „Gott, der mit der Natur in unmittelbarer Verbindung stehe,“ aus Steinen und Mineralien einen Altar baut, auf dem er bei Sonnenaufgang Räucherkerzen in einer Opferschale entzündet. „Die Andacht war vollkommen. Der Altar blieb . . . stehen. Jedermann sah darin nur eine wohlaufgeputzte Naturaliensammlung; der Knabe hingegen wußte besser, was er verschwieg.“ So deuten die Verse des Jünglings Nietzsche: ‘Dem unbekannten Gotte’ auf den Dionysos, den seine späteren Schriften wieder beschwören. So stammt bei Klages aus den dichterischen Überwältigungen und dem ekstatischen Anheimfall der jungen Seele an die „Wirklichkeit der Bilder“ das Grundpathos, das ihn später zum leidenschaftlichsten Bestreiter der Machtansprüche des Geistes, aber auch zum positivsten Ausdeuter der Seelenunterwelt des Schöpferischen werden ließ. Das in dieser Hinsicht wichtigste Werk: ‘Vom kosmogonischen Eros’ wandelt auf Spuren Bachofens und stützt wiederholt eigene Befunde mit esoterischen Weisheiten des Zweiten ‘Faust’. Es ist mehr als eine Zufälligkeit, daß wie der junge Goethe auch Klages in elementarem Drange nach den Spuren der Volkspoesie und den Ossianischen Schauern früher Dichtung gesucht hat und daß auch sein erster Forschungstrieb in das Gebiet der Physiognomik vorstieß. An den Runen der Ausdrucksbewegungen enthüllte sich dem schauenden Denken des Graphologen die komplizierte Struktur des Charakters, so daß von hier

aus der Ausbau zweier neuer Wissenschaften möglich wurde: der Ausdruckswissenschaft und der heute bahnbrechend gewordenen Charakterkunde. Allein wie an beiden das Entscheidende ist, daß sie als Teile einer umfassenden Wissenschaft des Lebens ihr schattenwerfendes Licht von einem metaphysischen Grundgedanken erhalten, so setzt ihren Begründer erst dessen Anwendung auf alle menschlichen Wissensgebiete (Philosophiegeschichte, Sagenkunde, Menschen- und Tierpsychologie, Logik, Erkenntnistheorie so gut wie Mathematik, Biologie und Physik) instand, jenes System zu schaffen, von dem wir oben gesprochen haben. Dieser Grundgedanke, einer jener großen Funde, die „in niemandes Gewalt" stehen und „dergleichen der Mensch als unverhoffte Geschenke" zu betrachten hat, ist das Wissen um die Gegensätzlichkeit der beiden metaphysischen Urmächte: Leben und Geist. Es ist, als habe hier der Dionysische Blitz zum dritten Male in unsere Denkgeschichte eingeschlagen, um das Feuer jener deutschen Revolution zu entfachen, die nach Goethe erstickt wurde und nach Nietzsche auf halbem Wege erlosch oder nur unmerklich weiterschwelte. Dieses Bild ist mehr als ein Gleichnis. Denn wenn man erwägt, daß weder Nietzsche an Goethe noch Klages an Nietzsche in jenem Sinne „anknüpft", in dem ein Vertreter der rationalen Philosophie die „Ergebnisse" seines Vorgängers übernimmt und in einer bestimmten Richtung weiterführt, daß vielmehr Nietzsche die Ahnenschaft Goethes nur undeutlich, zumindest unvollkommen erkannt, Klages aber die Ahnenschaft beider erst nachträglich auf der Suche nach Schwurzeugen entdeckt hat, so kann man sich des Eindrucks einer dämonischen Absichtlichkeit nicht erwehren.

In welcher Klarheit die Gegensätzlichkeit der beiden metaphysischen Grundmächte bei Klages dasteht, das mögen einige Prägungen dartun, deren Anklingen im Goethischen Weltbilde man nun unschwer bemerken wird. „Der Geist ist — das Leben vergeht. Der Geist urteilt — das Leben erlebt. Das Urteil ist eine Tat — das Erleben ein Pathos. Der Geist erfaßt das Seiende — das Leben erlebt ein Geschehen. Die Urteilstat bedarf des erlebenden Lebens, worauf sie sich stütze — das Leben bedarf nicht des Geistes, damit es erlebe."

Sind Geist und Leben derart wesensgegensätzlich, so leuchtet es ein, daß bald die eine, bald die andere der beiden Mächte die Führung haben muß. Aus diesen Gedanken heraus entwirft Klages ein Bild der Triebkräfte der abendländischen „Weltgeschichte". Er zeigt, daß sowohl in bezug auf den Einzelmenschen unterschieden werden könne als auch seit den frühesten Griechen im Ablauf der Geschichte unterschieden werden müsse die Phase der Lebensabhängigkeit des Geistes von der Phase der Geistesabhängigkeit des Lebens. Er führt damit in die Geistesgeschichte selbst zwei Neubegriffe ein, die bald zu ihren Schulbegriffen gehören werden: die Begriffe Biozentrisch und Logozentrisch, denen gemäß alle bisher dagewesenen Systeme in zwei ganz andersartige Gruppen zerfallen als bisher. Wir kommen noch darauf zurück, was diese Begriffe zu leisten vermögen, welche Aufgaben daraus jeder Wissenschaft zuwachsen, die es mit geistesgeschichtlichen Werten zu tun hat. So viel aber sei hier schon bemerkt, daß es ihre Prägung gewesen ist, die uns allererst befähigt hat, die Zusammengehörigkeit der religiösen Grundhaltung Goethes, seines Menschenbildes und seiner Erscheinungsforschung zu erkennen. — —

Der Bewußtseinszustand der Menschheit löst sich aus ursprünglicher Lebensnähe und treibt unaufhaltsam äußerster Geistesnähe zu. Die erste Phase nennt Klages (in tiefer Ausdeutung eines antiken Mythensymbols) die „Prometheische": es ist die Phase der Lebensabhängigkeit des Geistes. Aber erst im wollenden Ich triumphiert die Obergewalt des Geistes über das Leben. Bruch mit der Lebensbindung, Ausbeutung des Erlebens im Dienste souveräner Willenszwecke bestimmen die zweite Phase, die Klages die „Herakleische" nennt. „Die Tätigkeit des Denkens ist fortan das Werkzeug des Willens zur Macht."

Der nicht mehr vom Leben geführte, sondern aktiv dem Leben entgegengerichtete „Herakleische" Geist bemächtigt sich der Welt, indem er sie zunächst „logozentrisch" verbegrifflicht, um sie dann mit seiner „Begriffsgrammatik des Toten" auszubeuten. Demgegenüber hebt Klages die lebendige Urwirklichkeit wieder ans Licht und stellt sie gegen alle „logozentrischen" Fehlauslegungen sicher.

Der religiöse Grundcharakter dieser Philosophie ist unverkennbar. Aber erst indem die lebensreligiöse Grundhaltung die Kraft fand, sich selbst wieder begriffliche Waffen zu schmieden, mit andern Worten: erst indem sie Lebensphilosophie wird, vermag sie die logozentrischen Weltkonstruktionen zu zertrümmern, nämlich: zu widerlegen. Denn derjenige hätte die „Umwertung aller Werte", die Nietzsche wie Klages vertreten, völlig mißverstanden, der Geist und Leben für reziproke Größen hielte, dergestalt daß einer um so „lebendiger" sei, je „weniger" Geist er habe. Vielmehr ist die Zweiwesenhaftigkeit die Definition des Menschseins und innerhalb ihrer dies das Entscheidende, welche Macht im Menschen über die andere herrscht und welche der anderen dient. Die beiden Gegensätze, um die es sich dabei handelt, lauten verständlicherweise nicht mehr „Leben ohne Geist" oder „Geist ohne Leben", sondern: „geistbeherrschendes Leben" und „lebenbeherrschender Geist" oder, in Form zweier Parolen ausgedrückt: Mit geistigen Waffen für den Geist gegen das Leben! und: Mit geistigen Waffen gegen den Geist für das Leben!

Klages ist wohl der erste Denker, der den Willen eindeutig definiert hat. Er wies seine Zugehörigkeit zum Logos nach und hat damit zum erstenmal unverwechselbar seine Wesensgegensätzlichkeit gegen die Triebantriebe und Gefühle dargetan, die beide Erlebnisse und das heißt „Icherleidnisse" sind. So wiederholt sich in diesem Menschenbild, nun aber bis zum Tragischen vertieft, jene Spannung, die in Goethes Sätzen über Bildung und Natur, über Bewußtsein und Unbewußtes, über den Willen und das Dämonische hervorgetreten war. Klages selbst ist es denn auch gewesen, der in der Abhandlung 'Goethe als Seelenforscher' ('Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts' 1928) die Bedeutung Goethes als des ersten Erscheinungsforschers und Entdeckers des Unbewußten aufgewiesen hat. Die menschliche Persönlichkeit, als die einzige Form der Verknüpfung von Leben und Geist, erscheint nun im Lichte einer Walstatt eines bald heftigen, bald pausierenden, grundsätzlich aber nie zu schlichtenden Kampfes zwischen zwei metaphysischen Gegnern mit wechselnden Siegen und Niederlagen.

Unerachtet Goethes Wissenschaftslehre gleichsam das einheitlichste Bestandstück seines neuen Weltbildes darstellt, so scheint doch gerade ihr die Anerkennung versagt zu bleiben. Denn inzwischen ist die gegengoethische Naturwissenschaft zu einer riesigen Festung erstarkt, bestückt mit den Kanonen der technischen Tatbeweise ihrer Mächtigkeit. Goethes Wissenschaftslehre trat aus dem Dunkel des Aufklärungsjahrhunderts jählings ans Licht und wurde, kaum daß sie erste Früchte getragen, vom einbrechenden Mechanismus verschüttet. Sie konnte nur sagen, was sie sei und wolle; aber sie konnte den gegnerischen Ring nicht durchbrechen, konnte trotz aller unerschütterlichen Selbstgewißheit sich in der Sprache der Wissenschaft nicht beweisen und den Gegner mit ebenbürtigen Waffen nicht widerlegen. Nietzsche hinwiederum hat zwar gegen sämtliche geistigen Wertsatzungen den Strahl seiner Kritik gerichtet, nicht aber den Bau bloß rationaler Urteilssysteme abgetragen. — Wenn wir im folgenden einige Phasen des Prozesses zeigen, in dem Klages die „Wissenschaft" und die Metaphysik (= Erscheinungsforschung, Wissenschaft vom Leben) zum erstenmal als ebenbürtige Gegner zur Verhandlung lädt, so wird man unschwer bemerken, daß hier die Sache des Naturforschers Goethe ausgefochten wird.

„Wir nennen . . . Wissenschaft das System der Urteile, soweit es in Tatsachen seine Stütze findet." „Mit jeder Tatsache, die es findet, hat sich das findende Ich in die geurteilte Welt hinausverlegt." Das denkende Ich trägt „sein eignes Gegenstück in die Wirklichkeit." „Die Objekte sind entfremdete Subjekte, und das Sein überhaupt ist entfremdeter Geist. Danach wäre 'Erkenntnis' das Ergebnis einer logozentrischen Umdeutung des Wirklichen. . . . Der Tatsachenglaube auf der einen und der Begriffsglaube auf der andern Seite wären nur stellenverschiedene Formen einer logistischen Weltbegeistung, im Verhältnis zu der die sog. animistische Weltbeseelung von seiten des vorgeschichtlichen Lebenszustandes weitaus weniger 'subjektiv' erschiene. Der Mythos könnte eher die Wissenschaft als diese jemals ihn widerlegen. . . . Nur darum bemüht, in der Richtung des kleinsten Widerstandes möglicher Versachlichung auf überlieferten Sätzen weiterzubauen, kehrt sich die Wissenschaft von jeder Wirklichkeit ab, sobald sie nur kaum dafür eine verknüpfungstaugliche Formel besitzt, um fortan nun die zu betrachten, als ob sie ein Wirkliches wäre. Damit indes hat sie einen Weg eingeschlagen nicht sowohl auf Vertiefung des Wissens als vielmehr auf Steigerung der Abstraktheit des Wissens. . . . Die heute

verfügbare Menge mechanischer, optischer, akustischer Kenntnisse steht in geradezu schreiendem Mißverhältnis zur Dürftigkeit unsres Wissens vom Wesen der Bewegung, der Farbe, des Klanges . . ., und wer möchte leugnen, daß Wissenschaft auch wohl lebenzerquetschender Ballast sei, wenn er mit dem bergetürmenden Schutt tagtäglich wachsender Geschichtsüberlieferung die hoffnungslose Unwissenheit zu vergleichen wagt, in der wir uns bis zur Stunde über die treibenden Mächte des Völkerlebens befinden und über Sinn und Gang des Kulturvorganges! Man wolle das nur aber nicht für ein noch nicht Erreichtes halten: es ist überhaupt nicht erreichbar an der Hand der Fragestellungen und Forschungsweisen üblicher 'Wissenschaft', und es wäre erreichbar gewesen auch schon vor Jahrhunderten mit tausendfach kleinerem Aufwand von Kenntnismitteln an der Hand einer lebengesättigten Kontemplation." Jedem Urteil überhaupt, sei es wahr oder falsch, liegt „bald eine flache, bald eine tiefe Besinnung zugrunde, und es graviticrt demzufolge die Wissensentwicklung entweder nach der Seite der Vermehrung der Kenntnisse oder nach der Seite der Vertiefung der Einsicht. — Die bisherige Logik und Wissenschaftslehre weiß nichts von tiefer und flacher Besinnung, weil sie als selber logozentrisch gerichtet auch nichts vom Lebensquell des Entdeckens weiß, und bleibt darum gänzlich außerstande, ein Kennzeichen zur Bewertung von Wahrheiten aufzufinden. Man . . . hat die Frage nie auch nur aufgeworfen, geschweige beantwortet, ob hinter dem angeblich unparteiischen 'Suchen nach Wahrheit' nicht völlig verschiedene Forschungsbeweggründe stehen, aus denen heraus sich erst entscheiden lasse, welcher Grad von Wesentlichkeit den Befunden innewohnt. Wir behaupten nun, daß bisher nur die flache Besinnung als 'Wissenschaft' sich einrichten konnte, wohingegen die tiefe Besinnung — aus der Geistesentwicklung abgedrängt und gleichsam ungesetzlich gemacht — in zunehmend größere Gefahr gerät, des Anspruchs auf Allgemeinverbindlichkeit ihrer Sätze überhaupt verlustig zu gehn und für das vernunftgläubige Bewußtsein auf die Stufe eines schmückenden Spiels mit beliebig ausschweifenden und allenfalls persönlich befriedigenden Vermutungen herabzusinken. . . . Die Bruno und Carus haben höchst selten das Wissen der Newton und Darwin vermehrt; wir meinen indes, es sei das Gegenteil ebenso selten der Fall gewesen. . . . Der geschichtliche Mensch steht unter dem doppelten Zwang: entweder das Leben im Geiste zu binden oder den Geist im Leben zu lösen. Je nachdem in ihm über das Leben der Geist oder über den Geist das Leben herrscht, geht sein fragendes Trachten darauf aus, entweder im Geschehen das Sein zu finden oder, gestützt auf die Zeichensprache des Seins, von ihm sich zurückzufinden in die allerdings unbegreifliche Welt des Geschehens. Auf jenem Wege werden aufgelesen und eingesammelt die Tatsachen und ihre Beziehungen; dieser mündet von Fall zu Fall in die Entdeckung ihres Wesens. Wer

auf die erste Art vorgeht, der baut am geradlinig aufsteigenden Eiffelturm der Wissenschaft, der niemals fertig zu werden die Bestimmung hat; wer auf die zweite Art, der hat ein Labyrinth betreten mit unzähligen Gängen unzähliger Richtung, die aber sämtlich zusammenlaufen in dem einen und selben Mittelpunkt: dem nur zu erlebenden Wesen der Wirklichkeit. Jener ist fortschrittlich und logozentrisch gesinnt, dieser beschaulich und biozentrisch. . . . Die vermeintliche Unparteilichkeit des 'Suchens nach Wahrheit' ist ein frommer Betrug, von der flachen Besinnung ausgeheckt, um der tiefen Besinnung den Anspruch auf Wissenschaft abzuschneiden. Es gibt so wenig ein unabsichtliches Fragen, daß vielmehr der Zustand des Fragens der reinste Ausdruck des geistigen 'Tendierens' ist, und dieses steht unausweichlich im Dienste entweder des Lebens oder des Logos. Mit dem Entweder-Oder des 'Wahr' oder 'Falsch' hat man noch gar nichts darüber entschieden, von welchem Bedürfnis das System der Befunde ein Werkzeug sei: ob des Willens zur Vergegenständlichung der Welt und zur Inbesitznahme ihrer durch den erfassenden Geist oder aber des Willens zur Wiederentmischung des Nurgegenständlichen und zur Erzeugung des Bewußtseins vom unbesitzbaren Wesen." (Aus: 'Der Geist als Widersacher der Seele'.)

## Hyperion und Werther.

Wenn wir nunmehr formeln: es sei das biozentrische Weltbild Goethes, das, zwar „folgenloses Ereignis" für den offiziellen Kulturgang des 19. Jahrhunderts, mit magischer Macht über Nietzsche bis in unsere Zeit herüberwirke, so will das nicht dahin mißverstanden sein, als sei der „Klassiker" — und das will in diesem Zusammenhange heißen: der Logozentriker — Goethe nur ein Mißverständnis des deutschen Idealismus gewesen. Überdenken wir noch einmal, welche Grundüberzeugungen es denn sind, deren metaphysischen Herkunftsort wir durch das Begriffspaar „Biozentrisch — Logozentrisch" ermitteln können, so finden wir und haben es ja schon mehrfach dargetan: es vertrete der Biozentriker eine Lebensreligion im Sinne der Ehrfurcht vor der Beseeltheit der Wirklichkeit, der Logozentriker hingegen den Glauben an einen über den trüben Schleiern des natürlichen Lebens thronenden Geistgott oder denn an einen in Naturgesetzen sich ausdrückenden Weltgeist. Biozentrisch ist der Glaube an die blinde Allgewalt des Schicksals, logozentrisch der Glaube an die Vorsehung eines allmächtigen Geistes; biozentrisch ist der Glaube

an die dauerlose Verwandlung alles Kreatürlichen, logozentrisch der Glaube an die Fortdauer der unsterblichen Person; biozentrisch ist das Wissen um die Vollendung des Erlebens im Seelenüberschwang glühender Augenblicke und der Pessimismus gegenüber der fortschreitenden Geistigkeit, logozentrisch der Glaube an den Lebenswert des ichbehauptenden, widerstandbrechenden Willens und an den Fortschritt; biozentrisch ist die seelische Hinwendung zum lebendigen All, logozentrisch die Hinwendung zum begeisteten Ich; biozentrisch ist der immoralische Glaube an die Vollkommenheit der bewußtlos bildenden Wachstumskräfte, logozentrisch der Glaube an den „Geist, der sich den Körper baut".

Die Erinnerung an die eingangs erwähnte Widersprüchlichkeit der Goethischen Weisheit läßt uns nun bemerken, daß durchaus nicht jedes ihrer Bekenntnisse in die Bios-Richtung zielt, daß vielmehr viele ihrer Aussprüche über den Menschen und über religiöse Fragen auch den logozentrischen Standpunkt vertreten. Indem wir uns dem Problem zuwenden, wie es denn möglich sei, daß in *einem* Menschen *zwei* einander ausschließende Weltbilder nebeneinander entstehen und bestehen können, so stoßen wir alsbald auf ein Zentralgeheimnis der Goethischen Persönlichkeit.

Wohl kennt auch er die echt biozentrische Verzweiflung des Mysten, die weiß und hundertfach erlebt, daß immer der „Morgen" wiederkommt; nie endet „des Irdischen Gewalt" (Novalis), selbst nach dem weitesten Sternenflug erwacht die Seele wieder in der Fessel des Ichs, des „dunklen Despoten" — und sofort *zerklafft* die Welt wieder in Subjekt und Objekt.

„Eines zu sein mit allem, was lebt! Da legt die Tugend den zürnenden Harnisch, der Geist des Menschen den Zepter weg, und alle Gedanken schwinden vor dem Bilde der ewig einigen Welt. . . . Auf dieser Höhe stehe ich oft, aber ein Moment des Besinnens wirft mich herab. . . . Ein Gott ist der Mensch, wenn er träumt; ein Bettler, wenn er nachdenkt!" ('Hyperion'). Ganz ähnlich lautet schon in einer Jugendschrift Goethes ein bezeichnender Satz: „Auf der Höhe der Empfindung erhält sich kein Sterblicher", und noch einmal tönt es leidenschaftlich: „Was ist der Mensch? der gepriesene Halbgott! Ermangeln ihm nicht ebenda die Kräfte, wo er sie am nötigsten braucht? Und wenn er in

Freude sich aufschwingt oder in Leiden versinkt, wird er nicht in beiden ebenda aufgehalten, ebenda zu dem stumpfen, kalten Bewußtsein wieder zurückgebracht, da er sich in der Fülle des Unendlichen zu verlieren sehnte?"

Aber wenn vor Hölderlin „die Natur ihre Arme verschließt" und er wie ein „Fremdling" vor ihr steht, so bleibt sie auch da noch in ihrer Herrlichkeit, was sie vordem war, und er sehnt nur den neuen Augenblick herbei, da sie die Arme wieder öffnet. Und „sie kommen, sie wägen Äonen des Kampfes auf, die Augenblicke der Befreiung, wo das Göttliche den Kerker sprengt, wo die Flamme vom Holze sich löst und siegend emporwallt über der Asche".

Bei Goethe aber bleibt noch im höchsten Überschwang glühenden Erlebens ein unschmelzbarer Rest, wird der Seele das Aufjubeln letzter Entschränkung verwehrt. Wohl weiß seine „selige Sehnsucht", daß nur der „Flammentod" des Ichs den Eintritt in die lebendigste Wirklichkeit verbürgt. Aber eben dieses Ich kann und will sich nicht aufgeben. Und so bleicht und zerfällt vor dem eisigen Strahl seines Geistblicks die Pracht des kosmischen Lebens. Denn wo das begeistete Ich die Position ist, da erscheint das All als Negation, als Nichts; da grinst dem Ich aus dem Spiegel des lebendigen Gestaltenwandels nur die Gorgo des eignen Todesgrauens entgegen.

„Wie oft habe ich mich mit Fittichen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemessenen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken und nur einen Augenblick . . . einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich hervorbringt." Dies Wertherwort ist Hyperions Seelenklang. Aber während der nun zum Ganymedischen Fluge sich hinüberhebt, „vergessen der Leiden, der Knechtsgestalt, im Triumphe zurück in die Hallen der Sonne . . . und darüber hinaus zu den andern Inseln des Himmels, an des Sirius goldene Küsten, in die Geistertale des Arkturs", hat es sich vor der Seele Goethe-Werthers „wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offnen Grabs". — Erinnern wir uns an Klages' kristallene Formel: „Der Geist ist — das Leben vergeht", so wissen wir, wer hier fragt: „Kannst du sagen: das ist! da alles vorübergeht? da alles mit der Wetterschnelle vorüberrollt, so selten die ganze Kraft seines Daseins ausdauert, ach! in den Strom fortgerissen, untergetaucht und

an Felsen zerschmettert wird?" — Aber wo Hyperions strömende Hingabe des eignen Ichs vergißt vor der „seligen Natur": „Ich weiß nicht, wie mir geschieht, wenn ich mein Auge erhebe vor deiner Schöne, aber alle Lust des Himmels ist in den Tränen, die ich weine vor dir, der Geliebte vor der Geliebten. Mein ganzes Wesen verstummt und lauscht . . . Verloren ins weite Blau, blicke ich . . . hinauf an den Äther und hinein ins heilige Meer, und mir ist . . ., als löste der Schmerz der Einsamkeit sich auf ins Leben der Gottheit", da reckt sich bei Werther in schmerzhafter Starre das Ich und wirft die Qual seiner Vereinzelung der Natur in angstvollen Fragen nach der eigenen Sicherheit entgegen: „Da ist kein Augenblick, der nicht dich verzehrte. . . . Mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt, die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Und so taumle ich beängstigt! Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her: ich sehe nichts als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer."

Was sich aus solchen medusischen Augenblicken zur Lebensstimmung verdichtet, das ist die Angst des Geistes, der dauern möchte in „der Erscheinungen Flucht", und der Ekel vor der Monotonie des entzauberten Lebens. Es ist der „tiefe Gram" nicht des liebenden, eher des „forschbegierigen", sicher aber des kalten, ichbezüglichen, ichgebundenen Blickes hinter den Schleier der großen Göttin. Dieser „Weltschmerz" ist logozentrischer Herkunft, und es beweist nur einen unbegreiflichen Mangel an Unterscheidungsvermögen in seelischen Fragen, daß man mit ihm je zu verwechseln vermochte das kosmische Heimweh des Romantikers. Wie konnte man den Dionysischen Triumphklang der Seele überhören, mit dem ein Hölderlin die Flügel hebt, wenn er auch die Götternähe mit Ikarischem Sturze büßen muß: „Einmal lebt' ich wie Götter, und mehr bedarf's nicht"!

Nun, o Unsterblichkeit, bist du ganz mein!
Du strahlst mir durch die Binde meiner Augen
Mit Glanz der tausendfachen Sonne zu!

Und: „Ein Glück von nie empfundener Seligkeit hat mich ergriffen." So tönt es vom Grabe Kleists. — Damit vergleiche man, was Goethe berichtet: „Unter einer ansehnlichen Waffensammlung besaß ich auch einen kostbaren, wohlgeschliffenen Dolch. Diesen legte ich mir jederzeit neben das Bett, und ehe ich das Licht auslöschte, versuchte ich, ob es mir wohl gelingen

möchte, die scharfe Spitze ein paar Zoll tief in die Brust zu senken. Da dieses aber niemals gelingen wollte, so lachte ich mich zuletzt selbst aus", und man fühlt: hier drängt nicht die „Not der Fülle und Überfülle" (Nietzsche); hier spielt nur ein grilliges Ich mit der Möglichkeit, dem Ekel an der eignen Lebensausgeschlossenheit zu entrinnen.

„Der Wechsel von Tag und Nacht, der Jahreszeiten, der Blüten und Früchte, und was uns sonst von Epoche zu Epoche entgegentritt, damit wir es genießen können und sollen, diese sind die eigentlichen Triebfedern des irdischen Lebens. Je offener wir für diese Genüsse sind, desto glücklicher fühlen wir uns; wälzt sich aber die Verschiedenheit dieser Erscheinungen vor uns auf und nieder, ohne daß wir daran teilnehmen, sind wir gegen so holde Anerbietungen unempfänglich: dann tritt das größte Übel, die schwerste Krankheit ein, man betrachtet das Leben als eine ekelhafte Last." Aber sich vom Leiden zum Tun aufraffend, warf Goethes Ich die „wunderliche Krankheit" des Taedium vitae als „hypochondrische Fratzen" hinweg „und beschloß zu leben". „Das Sehnsüchtige, das in mir lag, das ich bei fortschreitendem Leben kräftig zu bekämpfen trachtete, wollte dem Manne nicht mehr ziemen, und er suchte deshalb die volle endliche Befriedigung."

Damit wendet er dem All, dem „schäumenden Becher des Unendlichen" entschlossen den Rücken, die Fülle des Lebens wird eingetauscht gegen die stilisierte Haltung, die Selbstbehauptung der „Persönlichkeit". Die Seele aber, sehnsüchtig und in Haft gehalten, schwankt zeitlebens und bleibt ungewiß, welcher Wert der lebendigere und vollkommenere sei.

Aus dem Erlebnis der Unmöglichkeit heraus, sich völlig einschmelzen zu lassen, ganz nur — Dichter zu sein, wird Goethe der Weise. „Das ungeheure Streben, alles zu sein, das, wie der Titan des Aetna, heraufgezürnt aus den Tiefen unsres Wesens — wer wollt' es nicht lieber in sich fühlen wie ein siedend Öl, als sich gestehn, er sei für die Geißel und das Joch geboren. Ein tobend Schlachtroß oder eine Mähre, die das Ohr hängt, was ist edler?" So fragt der tiefer entzündete Dichter Hölderlin. Aber dem tragischen Menschentum des Dionysikers setzt Goethe die Forderung der Selbstsicherung entgegen: „Die Sehnsucht verschwindet im Tun und Wirken. . . . Wo genug zu schaffen ist, bleibt kein Raum für Betrachtung."

Was euch nicht angehört,
Müsset ihr meiden;
Was euch das Innre stört,
Dürft ihr nicht leiden.
Dringt es gewaltig ein,
Müssen wir tüchtig sein.

Hier liegt die Wurzel der Goethischen Entsagung und all seines Moralisierens, hier aber auch die Wurzel des immer wieder aufbegehrenden Lebensüberdrusses, der Skepsis und beißenden Kälte Mephistos. Denn wer die Weltachse einmal im bewußtlosbildendenLeben, dann aber wieder im begeisteten Menschsein ansetzt, der muß als weltanschaulicher Opportunist von Fall zu Fall seine Position wechseln. Logozentrische Bindung — und das heißt hier: egozentrische Selbstbewahrung — streitet mit biozentrischer Grundstimmung.[1])

Die logozentrische Herkunft der Goethischen Entsagung erkannte bereits Carus, der dem bewunderten Führer und Vorbild als echter Sachwalter des Lebens und der Religion des Lebens an dieser einzigen Stelle die Gegenrechnung macht:

„Es fehlte ihm gerade durch diese große Selbständigkeit, durch dieses Prinzip der Entsagung die Gewalt und Macht der hingebenden Liebe." Carus betont gerade den religiösen Charakter des Sich-Verströmens und der „schenkenden Liebe" (Nietzsche), sieht als ein Wissender Dionysos und Eros im engsten Bunde und spricht es aus, „daß die Liebe, selbst als Liebesleidenschaft, gerade dann einen höheren Sinn gewinnt, wenn wir bedenken, wohin sie eigentlich deutet. — Wir meinen aber, sie deute allerdings auf das Vernichten alles Selbstischen und auf das höchste Aufgehn — man könnte auch in einem andern und höhern Sinne sagen: Verwesen im Göttlichen, und wenn der Mensch schon im gewöhnlichen Leben es für ein Höchstes nimmt, wenn er sagt, 'er sei außer sich', so ist es die Liebe des einen Wesens zum andern, an welchem es gleichsam lernt, außer sich zu sein, sich zu jener Höhe zu steigern, wo es sich selbst nichts mehr ist und wo sein Wesen ganz und gar in einem andern und zuhöchst im Göttlichen aufgeht. . . . Diese

[1]) Vgl. zu dem hier sich eröffnenden Problem der „zwei Frömmigkeiten" (deren eine indessen eine religiöse Selbsttäuschung ist) meinen Aufsatz 'Hölderlin und der deutsche Genius' ('Die Horen' V, 11) und zu dem ganzen Abschnitt den Aufsatz 'Bemerkungen über die Schranken des Goetheschen Menschen' in 'Mensch und Erde' von Ludwig Klages (Diederichs, Jena, 3. Aufl.).

Liebe nun, die ihrer selbst ganz vergißt, die von allen andern Entsagungen, nur nicht gegen die Geliebte wissen will und wissen kann, diese Liebe, die in ihrer Stufenfolge, von der Wurzel irdischer Verhältnisse bis zu dem Aufgehn im Göttlichen, ebenfalls ein ganzes Leben durchdringen kann, diese Liebe als Bestimmungsgrund der ganzen Existenz — von ihr dürfen wir wohl sagen, sie war der Individualität Goethes nicht bestimmt, und dieser Mangel ist es, welcher ihn jener Entsagungen fähig machte, die, so nötig wir sie auch . . . für die Möglichkeit seiner ganzen späteren Entwicklung erkennen mögen, uns immer ein gewisses herbes Gefühl zurückläßt."

## Das Doppel-Weltbild.

Erst mit der Erkenntnis des Nebeneinanders der biozentrischen und logozentrischen Blickpunkte begreifen wir die tiefe Widersprüchlichkeit in Goethes Wesen, verstehen wir aber auch erst seine Bedeutung für das Weltbild vor Nietzsche und zugleich für das Weltbild nach Nietzsche. Den Opportunismus der praktischen Ausbalancierung beider Standpunkte könnte man folgendermaßen formulieren. Innerhalb der großen Antithese „Natur und Mensch" oder „Seele und Geist" liegen alle Vollkommenheiten auf der Seite der Natur und der Seele, und dem Geiste gebührt es, sich ehrfürchtig in Schranken zu halten und führen zu lassen. Wird aber der Durst der Seele zum „schäumenden Becher des Unendlichen" so brennend, daß er die menschliche Persönlichkeit zu gefährden droht, dann treten Geist und Wille als „Widersacher der Seele" aus den Schranken und zwingen sie zum Verzicht zugunsten des persönlichen Gleichgewichts. Das bekannteste Beispiel dafür, daß Goethe so verfährt, ist seine Kennzeichnung des Dionysischen Überschwangs als „krank". Vor dem verwandten Phänomen des Tragischen[1]) zeigt sich aufs deutlichste seine Zerklüftung in biozentrisches Wissen und logozentrische Praxis.

Er bekennt, daß es ihm ohne ein „pathologisches Interesse" nie gelungen sei, „irgendeine tragische Situation zu bearbeiten, und ich habe sie daher lieber vermieden als aufgesucht. . . . Ich kenne mich zwar selbst nicht genug, um zu wissen, ob ich eine wahre Tragödie schreiben könnte,

---

[1]) Vgl. hierzu meinen Aufsatz 'Das Tragische im Drama' in 'Thespis, Das Theaterjahrbuch 1930'.

ich erschrecke aber bloß vor dem Unternehmen und bin beinahe überzeugt, daß ich mich durch den bloßen Versuch zerstören könnte." Er spricht es unumwunden aus: „Ich bin nicht zum tragischen Dichter geboren, da meine Natur zu konziliant ist; daher kann der rein tragische Fall mich nicht interessieren, welcher eigentlich von Hause aus unversöhnlich sein muß."

Gleichwohl tat der Biozentriker in Goethe tiefere Einblicke in das Wesen des Tragischen als Lessing und der späte Schiller. Neben dem nornischen Schicksalswort: „Der Mensch muß wieder ruiniert werden!" tönen Sätze von nahezu Kleistischem Klang: „Der Mensch scheint nur sich zu gehorchen, sein eignes Wollen walten zu lassen, . . . und doch sind es Zufälligkeiten, die sich unterschieben, Fremdartiges, was ihn von seinem Wege ablenkt; er glaubt zu erhaschen und wird gefangen, er glaubt gewonnen zu haben und ist schon verloren." Über das Verhältnis der alten zur neueren Tragödie endlich fällt er das kerntreffende Urteil: „Die alte Tragödie beruht auf einem unausweichlichen Sollen, das durch ein entgegenwirkendes Wollen nur geschärft und beschleunigt wird. . . . Alles Sollen ist despotisch. Es gehöre der Vernunft an: wie das Sitten- und Stadtgesetz, oder der Natur: wie die Gesetze des Werdens, Wachsens und Vergehens, des Lebens und Todes. Vor allem diesem schaudern wir . . . Das Wollen hingegen ist frei, scheint frei und begünstigt den einzelnen. Daher ist das Wollen schmeichlerisch und mußte sich der Menschen bemächtigen, sobald sie es kennen lernten. Es ist der Gott der neuern Zeit; ihm hingegeben, fürchten wir uns vor dem Entgegengesetzten, und hier liegt der Grund, warum unsre Kunst so wie unsre Sinnesart von der antiken ewig getrennt bleibt. Durch das Sollen wird die Tragödie groß und stark, durch das Wollen schwach und klein. Auf dem letzten Wege ist das sogenannte Drama entstanden, indem man das ungeheure Sollen durch ein Wollen auflöste; aber eben weil dieses unsrer Schwachheit zu Hilfe kommt, so fühlen wir uns gerührt, wenn wir nach peinlicher Erwartung zuletzt noch kümmerlich getröstet werden."

Gleichwohl bleibt der Logozentriker in ihm taub für den Seelenklang Hölderlins, für die Dionysische Glut der 'Penthesilea'-Tragödie; er erwägt gelegentlich die Auslegung, ob nicht die antike Tragödie „auch nur ästhetisches Spiel" gewesen sei und begrüßt einige harmlose 'Hamlet'-Illustrationen, weil sie die Tragödie „in reizenden Bildern unter erheiternden Gestalten und bequemen Umständen anmutig vorführen."

Zur alten, mit Geistes- und Willenswerten überfruchteten Europakultur steht Goethes biozentrisches Weltbild im äußersten

Gegensatz. Wie aber sein Moralismus der Entsagung und des täterischen Strebens die eine Stelle bezeichnet, da seine logozentrischen Züge in die Wertwelt dieser alten Europakultur münden, so bezeichnet seine zuletzt angedeutete Auffassung der Tragödie und damit der Antike eine zweite. Denn während unter seinen Zeitgenossen Kleist und Hölderlin (wie auch Creuzer, Görres und später Bachofen) unterm trügerischen Schein der „edlen Einfalt und stillen Größe" den Dionysisch-barbarischen Menschen der Antike entdeckten, verwehrte sich Goethe auch hier den Blick in die Abgründe und hielt an einem ästhetisch verstandenen, humanistisch geglätteten Altertum fest, das für die Deutschen in erster Linie die erzieherische Rolle einer Bildungsvorlage zu spielen berufen sei und das sich darum in der idealistischen Bildung des 19. Jahrhunderts so reibungslos mit der christlichen Erziehung vertrug. Erst seit Nietzsche das Trugbild dieser gedämpften Antike zerstört und zumal die „präexistente" Christlichkeit des Sokrates und Plato aufgedeckt hat, ist es möglich geworden, die Bedeutung Hölderlins und Kleists für das immer deutlicher heraufsteigende Bild einer „umgewerteten" Antike in voller Klarheit zu erkennen; genau so wie erst durch Klages die Bedeutung Bachofens für die neue Welt- und Menschenauffassung erschlossen worden ist.

Seit der Renaissance kommt die abendländische Kultur von der Antike nicht los. Aber es ist von Jahrhundert zu Jahrhundert kein wahlloses Entdecken, das immer neue Reste aus dem Abgrund der Geschichte zutage fördert. Sondern dieses Geschehen weist eine merkwürdige Zielstrebigkeit auf, in der sich ein geheimes Bildegesetz der neuzeitlichen Kultur offenbart, nämlich: sich jeweils zu erneuern nach Maßgabe der inneren Aneignung immer tieferer Schichten der antiken Seelenwelt. Wie die Renaissance an die der christlichen Epoche zugewandte Spätantike anknüpft, so wandert der magische Strahl aus der vorwärtsfließenden Geschichte immer weiter zurück, gleitet vom „klassischen Altertum" der von Winckelmann, Goethe, Schiller und Hegel bestimmten Schau mit Hölderlin, Kleist und Nietzsche tiefer in die Dionysischen Seelengrundlagen der Antike und erleuchtet in Bachofens Symboldeutungen die erreichbar tiefste Schicht

menschlicher Bildungsantriebe: die pelasgische Seele, die urzeitliche Bewußtseinswelt. Der Sinn dieses Vorganges ist nicht eine Bereicherung historischen, philologischen, archäologischen Wissens, aber auch nicht die Gewinnung humanistischer Bildungsbestandteile. Dieser Sinn vielmehr blitzt zuerst bei Jakob Burckhardt als hieros gamos zwischen deutscher und hellenischer Seele auf und tritt ins volle Licht mit den Sätzen des 'Kosmogonischen Eros'. „Urbilder sind erscheinende Vergangenheitsseelen, zum Erscheinen bedürfen sie der Verbindung mit dem Blute leibhaft Lebendiger." Und: „Darin bewährt sich als echt der Eros der Ferne, daß er aufleuchtet in der Erscheinung der Vorwelt."

In Bachofen vollendet sich die mit Hölderlin anhebende Seelenfahrt der Romantik ins Ehemals, eine Seelenfahrt, an welcher der Biozentriker Goethe teilhatte trotz seinem humanistisch-ästhetischen Bild vom „klassischen Altertum", wie manche seiner Gedichte und die traumtiefen Sichten des Zweiten 'Faust' beweisen. Hier kann nicht näher dargetan werden, inwiefern Klages diesen Gang der Jahrhunderte zu den „Müttern" vorläufig abschließt, indem er aus den der Tiefe abgewonnenen Urgesteinen die Eckpfeiler seines biozentrischen Systems zusammenfügt. Doch mag uns seine Würdigung Bachofens, die dessen späten Nachruhm begründet hat, zugleich überleiten zur Beantwortung einer Frage, die sich inzwischen immer heftiger zu Worte meldet, der Frage nämlich: ob es denn statthaft sei, aus den Weisheiten, Wahrworten und Gesinnungsäußerungen einer lebendigen Einheit, eben Goethes, Teile unterm Gesichtspunkt eines gemeinsamen Mittelgedankens zusammenzuschließen und, als dem Übrigen entgegengesetzt, aus dem Verbande des Ganzen herauszulösen.

„Bachofen erbrachte", so führt Klages aus, „für den romantischen Polaritätsgedanken mit einem heute auch noch nicht entfernt ausgeschöpften Belegstoff den Beweis seiner Herkunft aus dem Urbewußtsein der Menschheit. Erde und Himmel, Nacht und Tag, Mond und Sonne, Wasser und Feuer, Links und Rechts usw. gehören gleichsinnig paarweise zueinander wie Leib und Seele und werden durch das nämliche Wechselverhältnis als unablässig die Welt erneuernd gedacht wie das weiblich empfangende und das männlich zeugende Prinzip. Die

solchermaßen polarisierte Einheit wird im Sinnbild sowohl der Mutter als auch des Kindes erfaßt, deren abermals polarer Zusammenhang den Mysterienglauben des ewigen Kreislaufs trägt. Das Allgeschehen selber erscheint dadurch im Bilde einer durch ununterbrochenes Gebären im Kinde sich ununterbrochen wiederverjüngenden Mütterlichkeit. . . . Daraus ergibt sich eine Überbewertung der seelischen Empfängnisbereitschaft und Schwangerschaft vor dem gewissermaßen bloß Hilfsdienste leistenden Zeugungsprinzip, deren Folgen für die Sittengestaltung ins Unabsehliche gehen. Bachofen hat bis ins einzelne nachgewiesen, daß es durchaus 'jenseits von Gut und Böse' ein von keiner Gesetzeswillkür gestörtes 'Naturrecht' gab, welches den innigsten Zusammenhang sowohl des Menschen mit der Welt als auch der Menschen untereinander behütete."

„Während er aber", so fährt Klages fort, „mit seinen Herzgedanken in zahllosen Symbolauslegungen unbeirrbar das eben angedeutete Ziel verfolgt, . . . stehen seine Kopfgedanken unter dem Einflusse der Willensreligion des Christentums und verleiten ihn, den teils geschichtlich, teils vorgeschichtlich belegbaren Vorgang, mit dem sich der Tagesseite des Lebens Schritt für Schritt der an und für sich schlechterdings bildfremde Geist bemächtigt, für eine Selbstüberwindung und Höherentwicklung des Urzustandes zu halten. Derselbe Forscher, der auf der einen Seite mit Worten, die wie unterirdische Quellen rauschen, die in sich geschlossene Vollkommenheit des mütterlich umfangenden Chthonismus preist, in Vergleichung mit dem alles Spätere nur friedlose Unrast bedeute, bringt es fertig, auf der andern den Einbruch des friedestörenden Gegenwillens als Übergang zu einer 'höheren Stufe' der Gesittung mißzuverstehen! Dies verwirrende Hin und Her zwischen Herz und Kopf, seinem Träger nicht im mindesten bewußt, war es sicherlich nicht am wenigsten, was dem Verständnis des großen Entdeckers und seiner Anerkennung im Wege stand." ('Vom kosmogonischen Eros'.)

„Herzgedanken" und „Kopfgedanken": damit halten wir den Schlüssel zur Entriegelung eines quälenden Phänomens nicht nur bei Bachofen und — Goethe in Händen. Man hat diese beiden Schlüsselbegriffe scharf befehdet, weil sie ein zu gefährliches methodisches Hilfsmittel seien in der Hand der Willkür. Allein man übersieht, daß beide Begriffe verwurzelt sind in den aus letzten Tiefen gehobenen Begriffen „Biozentrisch — Logozentrisch", die um so mehr jeder Willkür entzogen sind, als sie ja gerade jede Willkür der Interpretation, nämlich jede Vermengung zweier entgegengesetzter Denk- und Wertungsweisen unmöglich machen. Oder war es keine Willkür, daß der christliche Idealis-

mus das biozentrische Weltbild Goethes genau so geflissentlich übersah oder in Einzelzügen mit gutgemeinter Rabulistik dem eignen Weltbild eininterpretierte, wie er die lebensreligiöse Bedeutung der Romantik übersah zugunsten eines literarisch-philosophischen Zerrbildes, dessen Züge aus den flachen Denkbildern Fichtes und Schellings oder aus der geistreichen Verworrenheit der literarischen Früh- und Pseudoromantik zusammengetragen waren? Wie dieser Idealismus die Antike übertünchte, damit die heidnischen Farben nicht brennend hervorbrachen, so hat er das Bild Goethes übertüncht und sich in der Gegenüberstellung des „gesunden" Klassikers und der „kranken" Romantik nicht genugtun können, so daß Goethes tiefe Verbundenheit gerade mit den Kerngedanken der Romantik erst mühsam wieder zutage gefördert werden muß. Sieht nicht ebenso bis zum heutigen Tage der Idealismus in Nietzsche nur einen entgleisten Christen und traditionslosen Rebellen? Würde aber einer die starke Betonung des Biozentrischen an Goethe eine Einseitigkeit und Intoleranz schelten, so wäre sie freilich unnötig, wäre ihr nicht die idealistische Einseitigkeit und Intoleranz vorausgegangen, dergestalt daß wir mit Goethe selbst erwidern müssen: „Sollte man zu jener scheinbar gerechten, aber parteisüchtig grundfalschen Maxime stimmen, welche dreist genug fordert, wahre Toleranz müsse auch gegen Intoleranz tolerant sein? Keineswegs! Intoleranz ist immer handelnd und wirkend, ihr kann auch nur durch intolerantes Handeln und Wirken gesteuert werden."

Ein „Kopfgedanke" ist z. B. der Anspruch des Christentums, die erste und eigentliche Religion der Liebe zu sein; aber seine geschichtlichen Wirkungen offenbaren die „Früchte seines Herzens" und zeigen, daß es nie eine lebensfeindlichere Religion gegeben hat. Ein — freilich von ihm selbst später korrigierter — Kopfgedanke des jungen Nietzsche ließ ihn sich bei Abfassung seiner denkwürdigen 'Geburt der Tragödie' mit der Schopenhauerschen Philosophie und der Wagnerschen Musik im Einklang wähnen, während er in Wahrheit bereits in ganz andere Wesensschichten vorgedrungen war. Oder: geführt vom seherischen Zug des Herzens, findet die Forschung der Romantik ungeahnte Schätze, sieht sich aber vor die Notwendigkeit gestellt,

die eigenen Funde der Wertwelt ihrer Zeit einzuordnen, und tut dies eben nach Maßgabe ihrer automatisch durch Erziehung, Dogma und Umwelt übernommenen Kopfgesinnungen. Obwohl der Forscher Carus am Leitfaden des Satzes: „Der Schlüssel zur Erkenntnis vom Wesen des bewußten Seelenlebens liegt in der Region des Unbewußtseins" sich in die Geheimnisse der unbewußten Leib-Seele hinuntertastet und Gold über Gold heraufholt — der christliche Gesinnungsautomatismus des Menschen Carus läßt ihn nicht einen Augenblick zögern, seinen eigenen Befunden zum Trotz, den Geist für das höchste Leben und das Bewußtsein für die Blüte dieser Leib-Seele zu erklären. So mancher Columbus hat das Amerika, das er gefunden, nur für ein Indien der alten Welt gehalten.

Das ganze Schrifttum der Romantik schillert in den Farben einer Platonisch-christlichen Ausdrucksweise. Aber wie es auf den Selbsttäuschungsautomatismus der Kopfgedanken nicht ankommt, so kommt es erst recht nicht an auf Namen und Wörter angesichts von Befunden und ihrem Sinn. Ob einer das Leben Bios und den Geist Logos nenne oder ob er mit diesem jenes und mit jenem dieses zu meinen sich gewöhnt habe, das ist natürlich einerlei. Wichtig ist nur, daß der Urgegensatz der Mächte klar begriffen sei und daß man sie auch da und gerade da auseinanderhalte, wo die eine der anderen die Karten vertauscht. Völlig fehl greift endlich der Einwand, es müßten dergleichen Widersprüche doch dem logischen Bedürfnis des Verstandes unerträglich sein. Sie finden sich faustdick selbst bei den kritischsten Philosophen. Noch nie ist die Logik der reinen Vernunft um Gespinste verlegen gewesen, den im sachlichen Widerspruch zutage tretenden Widerstreit zwischen bewußten und unbewußten Tendenzen aufs täuschendste einzuschleiern. Darin nicht zuletzt beruht ja die Bedeutung der Prägungen „Biozentrisch — Logozentrisch", daß sie ein Mittel an die Hand geben, diese Täuschungen und Selbsttäuschungen zu durchschauen und aufzulösen.

Goethe ist nicht Philosoph, er ist nicht einmal Denker und erst recht keine revolutionäre Natur. Nichts wäre ihm fremder gewesen als Nietzsches Pathos, eine Weltwende einzuleiten und seine Hand auf Jahrhunderte zu legen. Wie er das Feuer dichte-

rischer Begeisterung klug bewacht und hütet, daß es ihn wärmt, ohne ihn zu verbrennen, so macht er auch seine Weisheit seiner Persönlichkeit dienstbar und nie umgekehrt. Des Widersprüchlichen seiner Anschauungen gelegentlich innewerdend, hält er es doch nicht für seine Aufgabe, Erz von Schlacke zu scheiden. Nach einem Streit über geologische Hypothesen bemerkt er nachdenklich, „daß es mehr Impuls als [sachliche] Nötigung sei, die uns bestimmt, auf eine oder die andere Seite hinzutreten," und fügt hinzu: „Hierdurch mußte bei mir eine milde, gewissermaßen versatile Stimmung entstehn, welche das angenehme Gefühl gibt, uns zwischen zwei entgegengesetzten Meinungen hin und her zu wiegen und vielleicht bei keiner zu verharren. Dadurch verdoppeln wir unsere Persönlichkeit. . . ." Wir nannten darum seine Wissenschaftslehre den einheitlichsten Teil seines biozentrischen Weltbildes, weil er sich hier niemals „hin und her wiegt", sondern unbeirrt seinen Weg geht, ja sogar die ganze Hartnäckigkeit und Streitbarkeit an den Tag legt, welche der Besitz einer unerschütterlichen neuen Wahrheit verleiht. Aber sowie es sich um sonstige, und seien es religiöse, Theorien oder um das Menschliche handelt, verdoppelt er sich und liebt es fast, sich zu verstecken und nicht erkennen zu lassen. Das bekannteste Beispiel bietet der wichtige Vers, der mit stärksten Worten die Persönlichkeit als „höchstes Glück der Erdenkinder" feiert und auf den zu berufen man sich immer wieder genötigt fühlt; aber was soll es bedeuten, daß er Suleika in den Mund gelegt ist und daß Hatem diesen zentralen Wertbegriff des Goethischen Menschentums lachend zerschlägt?

Kann wohl sein! so wird gemeinet;
Doch ich bin auf andrer Spur:
Alles Erdenglück vereinet
Find' ich in Suleika nur.

Wie sie sich an mich verschwendet,
Bin ich mir ein wertes Ich;
Hätte sie sich weggewendet,
Augenblicks verlör' ich mich.

Ist das Selbstzweifel? Wunschbild? Übermut? wiederholte Pubertät? Er läßt es in der Schwebe. Aber was es nun auch

sei: wir wissen, daß es **nicht** die Maxime des Goethischen Menschen gewesen ist, mag immer der dichterische Weise die anmutige Freiheit haben, die Wallung eines Augenblicks auch gegen die eigene Maxime und das selbstgegebene Gesetz auszusprechen. „Wenn man der Nachwelt etwas Brauchbares hinterlassen will, so müssen es Konfessionen sein, man muß sich als Individuum hinstellen, wie man's denkt, wie man's meint, und die Folgenden mögen sich heraussuchen, was ihnen gemäß ist und was im allgemeinen gültig sein mag." Diesen Gedanken treibt Goethe kurz darauf gar bis zum vollendeten, im Grunde nihilistischen Gesinnungsopportunismus vor:

„Ich habe bemerkt, daß ich **den** Gedanken für wahr halte, der für mich fruchtbar ist, sich an mein übriges Denken anschließt und zugleich mich fördert; nun ist es nicht allein möglich, sondern natürlich, daß sich ein solcher Gedanke dem Sinne des andern nicht anschließe, ihn nicht fördere, wohl gar hindere, und so wird er ihn für falsch halten. Ist man hievon recht gründlich überzeugt, so wird man nie kontrovertieren."

Nun wäre aber diejenige Goethe-Wissenschaft in ihrem Herznerv gelähmt, die ebenso verfahren und meinen wollte, ihre Aufgabe bestehe nur im farblosen Kommentieren dessen, „wie er's dachte, wie er's meinte". Denn damit übersähe sie das Entscheidende: „die Folgenden mögen sich heraussuchen, was ihnen gemäß ist **und was im allgemeinen gültig sein mag**." Wir meinen aber darin gerade eine Aufforderung zu erblicken, aus dem Gespinst bloßer Kopfgedanken den allgemeingültigen Bestand der Herzgedanken herauszulösen; denn der ist zugleich uns „gemäß", nämlich nötig.

## Schiller.

Was zwingt uns aber, gerade diesen Bestand nicht bloß für einen Teil des Goethischen Insgesamt, sondern für das **eigentlich Goethische** Weltbild zu halten, das eben wirkliche Schau **seines** Wesens und innersten Herzens ist, die wohl getrübt, aber nicht verloren werden kann, von der er sich für Augenblicke wegverirrt, zu der er aber immer wieder zurückkehrt? Nur eine um-

fassende Durchmusterung seiner sämtlichen Werke, Äußerungen, Maximen, Notizen, Studien, Buchbesprechungen, Briefe und Gespräche vermöchte dafür den Beweis zu erbringen. Wir geben hier nur noch einen Hinweis, nämlich den auf sein Verhältnis zu Schiller.

Die Natur ist das Maß aller Dinge! Dieser Kernsatz der Goethischen Weisheit ist eine Wesenserkenntnis und zugleich eine Maxime. Ihr aber tritt die andere Überzeugung gleichwertig zur Seite: die Persönlichkeit ist das Maß aller Dinge! Dieser Satz ist nur eine Maxime und keine Wesenserkenntnis; er ist ein „Grundsatz“ nur insoweit, als er ein Grundsatz des praktischen Verhaltens ist, und er gewinnt logozentrische Betonung erst darum, weil die Persönlichkeit nicht nur Träger des Lebens, sondern auch Träger des Geistes ist. Auf diesem Wege schlüpft der Geist in den sonst so streng abgegrenzten Bereich der natürlichen Lebenswerte, wovon nun ein ewiges Schwanken zwischen den Werten unbewußten Wachstums und täterischer Bemühung die Folge ist. Vor eine praktische Frage des Verhaltens gestellt, ist darum Goethes Antwort ungewiß: er wird einmal auf das Prinzip des bewußtlosen Lebens als Produktivität, Schicksal, Instinkt, Natur hinweisen, ein andermal aber energisch den Geist zur Sicherung und Lenkung der Person, den Willen zum Tätigsein aufrufen. Wie er entscheidet, das ist grundsätzlich nicht vorausbestimmbar. Aber nach dem Wesen des Menschen gefragt, weist er mit wenigen Ausnahmen selbst bis ins hohe Alter hinein immer wieder auf die Würde der unbewußten Seite, der Naturverbundenheit hin. Denn bedenkt er den Unterschied zwischen Natur und Mensch, so findet er „immer“ auf ihrer Seite das „Recht“ und „immer“ auf seiner Seite die „Fehler und Irrtümer“.

„Nur durch das, was wir ihr leihen, reizt und entzückt uns die Natur. Die Anmut, in die sie sich selbst kleidet, ist nur der Widerschein der inneren Anmut . . . ihres Beschauers, und großmütig küssen wir den Spiegel, der uns mit unserm eigenen Bilde überrascht. Wer würde auch sonst das ewige Einerlei ihrer Erscheinungen ertragen? . . . Nur durch den Menschen wird sie mannigfaltig. Ein einziger und immer derselbe Feuerball hängt über uns. Er darf ruhen, weil sich der menschliche Geist statt seiner bewegt.“

Ein einziger Satz Schillers wie dieser zeigt die unüberbrückbare Kluft zwischen beiden „Freunden". Es ist eindeutig der Logozentriker, der so spricht, und daß Goethe auf Äußerungen dieser Art aus innerstem Impuls spontan mit Widerspruch, Schmerz, ja Groll und Haß antwortet, zeigt uns durch alle Trübungen hindurch mit einem Schlag den tiefsten Grund seines Wesens in unverrückbarer Klarheit. Jenseits aller Absichten und Vorsichten, aller Maximen und Meinungen ist hier sein religiöses Gefühl verletzt. Welche Förderungen sich beide Männer auch gegenseitig zu danken hatten, welche gemeinsamen Aufgaben sie auch verbanden — eine Freundschaft verband sie nicht, konnte sie nicht verbinden.

„Für gewöhnlich lagen wir uns in den Haaren, ja es gab eine ungewöhnliche Menge von Dingen, über die wir nicht zusammenklangen. Sobald aber das Gespräch sich in die Tiefe wandte, verstummte die Dissonanz der Meinungen, und es ertönte ein ruhiger und voller Einklang." So schildert Nietzsche einmal unübertrefflich das Wesen der Freundschaft. Auf Goethe und Schiller angewendet, müßte man den Satz gerade umkehren: es gab eine ungewöhnliche Menge von Dingen, über die sie einer Meinung waren; sobald aber das Gespräch sich in die Tiefe wandte, ertönte — die metaphysische Dissonanz.

„Nach ewigen ehrnen großen Gesetzen müssen wir alle unseres Daseins Kreise vollenden!" — „Hier ist Notwendigkeit. Hier ist Gott!" — „Mit dem bißchen Moral kann man keine große Weltansicht fassen." — „Natur! wir sind von ihr umgeben und umschlungen, unvermögend, aus ihr herauszutreten." — „Verfälscht ist alles, was uns von der Natur trennt": Bekenntnisse dieser Art ertönen, wenn sich Goethe in seine eigene Tiefe wendet. Was muß er fühlen, wenn es ihm aus der Tiefe des andern antwortet: „Was kümmert uns die Natur, wenn sie durch ihre moralische Zweckwidrigkeit eine Veranlassung wird, uns die moralische Zweckmäßigkeit in uns in ihrem vollsten Lichte zu zeigen! ... Die Macht des Sittengesetzes erweist sich erst dann ganz, wenn es mit allen Naturkräften im Streite gezeigt wird. ... Unter diesen Naturkräften ist alles beschlossen, was nicht moralisch ist, was nicht unter der höchsten Gesetzgebung der Vernunft steht: also Triebe, Leidenschaften so gut als physische Notwendigkeiten und das Schicksal."

Solche Sätze, gesteht Goethe, „machten mich ganz unglücklich", und er bezeichnet aufs klarste die trennende Kluft, wenn er sagt: „Er im

höchsten Gefühl der Freiheit und Selbstbestimmung war undankbar gegen die große Mutter." Und an anderer Stelle: „Er predigte das Evangelium der Freiheit, ich wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wissen. Aus freundschaftlicher Neigung gegen mich, vielleicht mehr als aus eigner Überzeugung, behandelte er in den 'Ästhetischen Briefen' die gute Mutter nicht mit jenen harten Ausdrücken, die mir den Aufsatz 'Über Anmut und Würde' so verhaßt gemacht hatten." Bis in die Weise des Dichtens reicht die Kluft zwischen dem Biozentriker und dem Logozentriker. In einer erleuchtenden Bemerkung äußert sich Goethe über den Symboliker, der im Bilde das Wesen der Wirklichkeit erschaut, und über den Allegoriker, der zur Idee das Bild erst nachträglich hinzuerfindet. „Bei einer zarten Differenz, die einst zwischen uns zur Sprache kam, macht' ich folgende Betrachtungen. Es ist ein großer Unterschied, ob der Dichter zum Allgemeinen das Besondere sucht oder im Besondern das Allgemeine schaut. Aus jener Art entsteht Allegorie, wo das Besondere nur als Beispiel . . . des Allgemeinen gilt. Die letztere aber ist eigentlich die Natur der Poesie; sie spricht ein Besonderes aus, ohne ans Allgemeine zu denken oder darauf hinzuweisen. Wer nun dieses Besondere lebendig faßt, erhält zugleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden oder erst spät." „Es war nicht Schillers Sache, mit einer gewissen Bewußtlosigkeit und gleichsam instinktmäßig zu verfahren, vielmehr mußte er über jedes, was er tat, reflektieren, woher es auch kam, daß er über seine poetischen Vorsätze nicht unterlassen konnte, sehr viel hin und her zu reden. . . . Dagegen war es ganz gegen meine Natur, über das, was ich von poetischen Plänen vorhatte, mit irgendjemandem zu reden, selbst nicht mit Schiller. Ich trug alles still mit mir herum."

Man kann diese Differenz in der „Tiefe" nicht klar genug beleuchten; denn gerade ihre Verwischung hat teil an dem Wahne des 19. Jahrhunderts, sich mit den „Klassikern", den „Dioskuren", in Übereinstimmung zu fühlen, während man in Wahrheit allein im Sinne Schillers idealistisch war und im Sinne Kants logozentrische Kultur machte. Auch „Goethe und Schiller" gehört zu jenen Scheineinheiten, die vor dem klaren Strahl der Lebensphilosophie auseinanderfallen.

## Zwischen zwei Göttern.

Wir haben Goethes biozentrisches Weltbild dargelegt, aber auch den Einschlag logozentrischer Züge nicht verschwiegen und ihre Herkunft anzudeuten gesucht. Wir fanden sie vorwiegend in sein Menschenbild eingestreut und verstanden sie im wesent-

lichen aus Nötigungen der Ichbewahrung. Sie wurden nie in eine Wesensdeutung des Menschen hineingetragen, und wenn sie, im Prinzip der Persönlichkeit, neben der Natur einen zweiten höchsten Wertbereich aufstellten, so blieb doch der erste als der ursprünglichere und umfänglichere unangetastet bestehen. Wir besitzen aber den Bericht von einer Stunde in Goethes Leben, da er, wie vom Dämon des Logos selbst ergriffen, die alleinige oberste Gewalt und Wertigkeit des Geistes feiert und, von Satz zu Satz gleichsam immer weiter von sich wegverführt, die Idole seiner ihm eigensten Bios-Religion, nicht anders als es vordem Jacobi, Kant oder Schiller getan, in den Staub logistischer Verachtung zerrt, mit dem fremden Eifer des ihm sonst so widerwärtigen transzendentalen Geisteshochmuts die „große Mutter" verleugnet, die Wirklichkeit der lebendigen Erscheinungen zum toten Stoff entwürdigt und sich wie nur je ein Christ und Idealist zu einem übersinnlichen Jenseits bekennt.

Es ist eine Spätnachmittagsstunde des 19. Aprils 1818, da im Gartensaal des Dornburger Schlosses aus Goethes Mund folgende Sätze fallen:

„Das Vermögen, jedes Sinnliche zu veredeln und auch den totesten Stoff durch Vermählung mit der Idee zu beleben, ist die schönste Bürgschaft unseres übersinnlichen Ursprungs. Der Mensch, wie sehr ihn auch die Erde anzieht mit ihren tausend und abertausend Erscheinungen, hebt doch den Blick forschend und sehnend zum Himmel auf, . . . weil er es tief und klar in sich fühlt, daß er ein Bürger jenes geistigen Reiches sei, woran wir den Glauben nicht abzulehnen noch aufzugeben vermögen. In dieser Ahnung liegt das Geheimnis des ewigen Fortstrebens nach einem unbekannten Ziele; . . . Die Moral ist ein ewiger Friedensversuch zwischen unseren persönlichen Anforderungen und den Gesetzen jenes unsichtbaren Reiches; . . . Kant faßte sie zuerst in ihrer übersinnlichen Bedeutung auf, und wie überstreng er sie auch in seinem kategorischen Imperativ ausprägen wollte, so hat er doch das unsterbliche Verdienst, uns von jener Weichlichkeit, in die wir versunken waren, zurückgebracht zu haben. Der Charakter der Roheit ist es, nur nach eigenen Gesetzen zu leben, . . . Darum wird der Staatsverein geschlossen, solcher Roheit und Willkür abzuhelfen, und alles Recht und alle positiven Gesetze sind wiederum nur ein ewiger Versuch, die Selbsthilfe der Individuen gegeneinander abzuwehren."

Der Monolog klingt in die mystischen und vieldeutigen Sätze aus:

„Wenn man das Treiben und Tun der Menschen seit Jahrtausenden überblickt, so lassen sich einige allgemeine Formeln erkennen, die je und immer eine Zauberkraft über ganze Nationen wie über die einzelnen ausgeübt haben, und diese Formeln, ewig wiederkehrend, ewig unter tausend bunten Verbrämungen dieselben, sind die geheimnisvolle Mitgabe einer höheren Macht ins Leben. Wohl übersetzt sich jeder diese Formeln in die ihm eigentümliche Sprache ... und mischt dadurch oft so viel Unlauteres darunter, daß sie kaum mehr in ihrer ursprünglichen Bedeutung zu erkennen sind. Aber diese letztere taucht doch immer unversehens wieder auf, bald in diesem, bald in jenem Volke, und der aufmerksame Forscher setzt sich aus solchen Formeln eine Art Alphabet des Weltgeistes zusammen."

„Aber als komme er, in den Garten blickend, erschreckt zur Besinnung, macht er dem Gespräch ein jähes und bezeichnendes Ende.

„'Laßt mich, Kinder', sprach er plötzlich, vom Sitze aufstehend, 'laßt mich einsam zu meinen Steinen dort unten eilen; denn nach solchem Gespräch geziemt dem alten Merlin, sich mit den Urelementen wieder zu befreunden.' Wir sahen ihm lange ... nach, als er, in seinen lichtgrauen Mantel gehüllt, feierlich ins Tal hinabstieg, bald bei diesem, bald bei jenem Gestein oder auch bei einzelnen Pflanzen verweilend und die ersteren mit seinem mineralogischen Hammer prüfend. Schon fielen längere Schatten von den Bergen, in denen er uns wie eine geisterhafte Erscheinung allmählich entschwand."

Wüßte jemand mit Sicherheit, was während und nach diesem Gespräch in Goethe vorging, so besäße er den Schlüssel zu seinem innersten Geheimnis. Unerachtet der Kanzler v. Müller, der diese Szene aufgezeichnet hat, von ihrer eigentlichen Bedeutung nichts ahnt, vielmehr den vorgetragenen, ganz ungoethischen Verstiegenheiten den ehrfürchtigen Beifall des geistig erbauten Idealisten zollt, so hält doch seine sachliche Feder mindestens in dem legendenhaften Schlußsatz absichtslos etwas von der Symbolik dieser besonderen Stunde fest. Wie die aber zu deuten sei, daran kann nach unsern vorangegangenen Darlegungen kaum noch ein Zweifel sein.

In demselben Augenblick, da die Scheidebegriffe „Biozentrisch" und „Logozentrisch" gefunden und in ihrer vollen Tiefe erkannt sind, erhebt sich die Aufgabe, alle Schichten unserer Vergangenheit und sämtliche überkommenen „Kulturwerte" vermittels dieser Scheidebegriffe auf ihren biologischen Rang zu untersuchen, die Scheineinheiten aufzulösen und ihre Sub-

stanzen zu scheiden, um so, was wir ererbt von unsern Vätern haben, auf eine neue Weise zu erwerben, um es auf eine neue Weise zu besitzen.

Für die Goetheforschung im besonderen erwächst damit eine ganze Reihe von Problemen und Aufgaben. Ein Goethebild nur als historisches Phänomen, nur als „Gestalt" in diesem oder jenem Aufbau, ein Goethebild, das vielleicht gar noch repräsentative Züge des christlichen Idealismus trüge, als Gipfel einer vergangenen und nicht als Beginn einer neuen Epoche, mit einer Weisheit als bloßer Summierung von tausend Aspekten, ohne Kenntlichmachung seiner verbindlichen Erkenntnisse und also ohne verpflichtenden Charakter, ein Goethebild, das man nicht wie eine Flamme in die Herzen einer skeptischen, enttäuschten oder ratlos ergrimmten Jugend werfen könnte, ein solches Goethebild ist heute ein Verrat an der Jugend, an Deutschland und nicht zuletzt an Goethe selber. Denn wenn das deutsche Ringen um eine neue Welterklärung, dessen Verlauf wir andeuteten, zum Ziele käme, so könnte vielleicht im gegenwärtigen Zusammenbrechen der alten Europawelt Germanien — wie es Hölderlin gesehen hat — noch einmal die „Priesterin" werden, die „wehrlos Rat gibt rings den Königen und den Völkern", und es tönte „auf aus alter Zeit Vergangengöttliches wieder". Wenn wir dieses biozentrische Weltbild, das seit Goethe und Hölderlin heraufsteigt, eine Revolution nannten, so meinen wir, daß es eine konservative Revolution sei im Namen alter, ewig junger Bios-Werte. Denn eine Revolution, die nicht dem logozentrischen Fortschritts- und Alterungsprozeß die quellnähere Jugend des Lebens, die wärmere Liebe, die reichere Seele und die tiefere Wirklichkeit entgegensetzt, ist nur „Liberalismus", nur Rebellion im Namen bloßer „Freiheit" und der „Göttin Vernunft" und geradeso ein Miasma der Weltvergeistung wie ihr Gegenspieler, der bloß reaktionäre Konservativismus, der am Alten nur um der Selbsttäuschung willen festhält, in dem Wahne, die Welt gehe unter, wenn den „geheiligten Lügen" der Ideale, der alten Fahne des „Guten, Wahren, Schönen" die Ehrfurcht verweigert werde. Dieses Heraufsteigen einer neuen Weltdeutung aber und ihre Verwurzelung in der Ahnenschaft

Goethes, das ist nicht mehr das Thema einer beliebigen literarhistorischen Interpretation, sondern das Zentralthema, das Goethe selber heute der Goetheforschung stellt. Denn hier geht es nicht mehr um Fragen, denen man sich je nach Interesse oder Neigung zuwenden kann oder nicht, sondern es geht um die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer künftigen deutschen Kultur schlechthin.

# Goethes Menschengestaltung in seiner Frühzeit

Von Heinz Kindermann (Danzig-Langfuhr)[1]

Im ersten Buch von 'Dichtung und Wahrheit' erzählt Goethe einmal, wie schon in seiner Knabenzeit neben der Vorliebe für das Altertümliche auch die Lust in ihm lebendig wurde, „menschliche Zustände in ihrer Mannigfaltigkeit" zu erfassen, und wie er jährlich mehrmals auf dem Gang der Stadtmauer herumspazierte, bloß weil man dort „mehreren tausend Menschen in ihre häuslichen, kleinen, abgeschlossenen, verborgenen Zustände" sehen konnte: „denn eine kleine Welt lag innerhalb des Bezirks der Stadt". Diese brennende Anteilnahme an dem Menschen, an seinem realen Lebensgepräge wie an seinen verborgensten Zuständen, an seinem wirklichen Tun wie an den geheimsten, rätselhaftesten Vorgängen des Herzens: Goethe hat sie sich sein Leben hindurch bewahrt. „Der Mensch begreift niemals, wie anthropomorphisch er ist," heißt noch die Altersweisheit. Ja, der ganze große, geistige Bogen von der Aufklärung zum deutschen Idealismus ist bezeichnet durch den Interessenkreislauf von Popes empirisch gemeintem Wort: „Das eigentliche Studium der

---

[1]) Dem nachfolgenden Aufsatz liegt der Wortlaut eines bei der Danziger Goethe-Woche (Oktober 1930) gehaltenen Vortrags zugrunde, der Prolegomena zu einem demnächst im Verlag Junker und Dünnhaupt erscheinenden, umfangreicheren Buch des Verfassers über 'Goethes Menschengestaltung' bieten wollte. Es handelt sich um den ersten Versuch einer „literarhistorischen Anthropologie", die gleichsam in die Mitte zu rücken sein wird zwischen dichterische Weltanschauungs- und Formproblematik und deren Aufgabe es sein muß, Weltstellung, Lebensform und Charakterologie der dichterisch gestalteten Menschen zu ergründen, weil erst dadurch dem anthropomorphen Charakter des dichterischen Schöpfungsaktes Gerechtigkeit widerfahren kann.

Menschheit ist der Mensch" über Wilhelm Meisters Erkenntnis: „Sie haben recht, . . . der Mensch ist dem Menschen das Interessanteste und sollte ihn vielleicht ganz allein interessieren," bis hin zu den Worten, die Wilhelm v. Humboldt an eine Freundin schrieb: „Es gibt doch in der Welt nichts Interessanteres für den Menschen als — den Menschen". Nur eben, daß dieses Bild vom Menschen sich im Bereich des Dichterischen wandelt zugleich mit dem geistigen Antlitz des schöpferischen Künstlers.

Die Menschen aus Goethes Rokoko-Dichtung sehen infolgedessen notwendig anders aus als die seiner titanisch-monumentalen Epoche, die Menschen seiner Werther-Krise anders als die des frühen Faust-Bereichs. Das bloße Aufzeigen durchgängiger Typen, wie Korff es unlängst in seinem Buch: 'Die Dichtung von Sturm und Drang' versuchte, in dem er dem jungen Goethe fast nur den Götz-Typ und den Faust-Typ als wesenhaft zugesteht und das Verhalten von Mann und Frau in Goethes Jugendwerken auf den Schillerschen Dualismus von Naiv und Sentimentalisch reduzieren will, erschöpft die Fragestellung noch nicht. Vielmehr führen derart allzuschroffe Vereinfachungen nahe an die Gefahr heran, die blutvoll gestalteten Menschen Goethes lediglich als Idee-Verkörperungen anzusehen.

Um nun auf dem Boden der literarhistorischen Anthropologie zu exakten Ergebnissen zu kommen, dürfen wir nicht den Weg einer mehr expressiven Wesensschau einschlagen, sondern müssen entwicklungsgeschichtlich vorgehen: erst dadurch wird die Metamorphose des Goethischen Menschenbildes klar werden können. Diese Metamorphose aber setzt sich mit solch organischer Notwendigkeit durch, daß nicht etwa bloß jede der vorhin angedeuteten Epochen ein völlig gewandeltes Menschenbild offenbart, sondern daß sogar innerhalb der einzelnen Phasen — wie unten zu zeigen sein wird — starke Wandlungsvorgänge zu beobachten sind.

Wie sieht das Menschenbild des Rokoko-Goethe aus? Dieses Menschenbild vorerst des jungen Studenten, der aus der altfränkisch-würdebeladenen Heimat nun hineinplatzt in die schillernde Atmosphäre von Klein-Paris, in diese Welt der Spannungen zwischen Gottscheds Glückseligkeits-Weisheit und

Gellerts Bescheidenheits-Moral, in dieses zwischen Taxushecken und Theater sich abspielende, galante Lebensgepräge Leipzigs, das schließlich mehr Gebärde als Wirklichkeit bedeutete, weil dem nachgeahmten französischen Gesellschaftsleben hier die Zentrierung in den großen, aristokratischen Salons fehlte und die kleinbürgerliche Denkweise mit ihren philiströsen Gewissensbissen dem Willen zur graziös tänzelnden Flatterhaftigkeit des Lebensstils nicht ganz zu folgen vermochte. Solange Goethe, überrascht von der Andersartigkeit, dieses Lebensgepräge für bare Münze nehmen konnte, solange tauchte er unter im theoretischen Optimismus dieser anakreontischen Welt. Die Menschen aber, die er im Buch 'Annette', dieser ersten, um Käthchen Schönkopf herumgeschriebenen, lyrischen Sammlung, und in seinem frühen Schäferspiel 'Die Laune des Verliebten' gestaltet, sie wollen jenen Idealtyp des Rokoko-Menschen herausstellen, nach dem der junge Frankfurter selbst erst hintasten muß: einen Idealtyp, der vorerst dadurch gekennzeichnet ist, daß er die Vormachtstellung des Menschen in der Welt als von vornherein gegeben annimmt. Die Vorstellung von der Allmacht des homo sapiens wird hier zu einer gefährlichen Selbstverständlichkeit; denn die Lebensklugheit dieser Schäfer und Schäferinnen findet im Raum der Welt keine Grenzen. Die Spannung zwischen Mensch und Gott spielt keine Rolle. Die außermenschliche, eigenbedingte Gewalt der Natur wird nicht anerkannt; Natur erscheint nur als arkadisch zurechtgestutzte Landschaftsstaffage, eingegliedert in den Dienstbereich des Menschen. Und der grenzsetzende Bereich des Todes, der noch dem heißatmigen Lebensgepräge des Barock Richtungspunkt im Positiven und Negativen war, er wird in dieser von Goethe vorerst ernst genommenen Rokoko-Mentalität schweigend übergangen. Galianis diesseitiges Motto: „Leben Sie, soviel Sie können," gilt auch von allen den Schäfern und Schäferinnen, von allen den Liebhabern, Geliebten und Freunden im Buch 'Annette' und in der 'Laune des Verliebten'.

Ihr aller Mensch-Sein hat ja nur einen Sinn: das Glück zu erreichen, alle Hemmungen auf dem Weg zu diesem Glück zu beseitigen und es auszukosten bis zur Neige; oder eben das, was für die seelenlose Struktur des Rokoko-Menschen Glück bedeutet:

nämlich den erotischen Wunschtraum in Wirklichkeit zu verwandeln. Ja, mit dieser Spannung zwischen Wunschtraum und Wirklichkeit hängen Lebensform und charakterologische Haltung dieser Menschen, hängt die ganze Eigenart ihres Denkens und Handelns eng zusammen.

Die äußere Uniformierung, die mit dem Pseudonym des Schäferkults gegeben erscheint, ist nur Ausdruck auch der inneren Uniformierung; denn der Typ aller dieser frühesten Goethischen Gestalten ist der des theoretischen Aufklärungsmenschen, auch dann, wenn etwa im Gedicht 'Die Liebhaber' die soziologisch voneinander getrennten Typen des Kriegers, des Kaufmanns, des Stutzers vor Annette hintreten. Sie alle haben das gleiche Ziel ihres vernunftmäßig erklügelten Liebesstrebens. Sie alle sind kraft dieser Liebestheorie Jongleure des Glücks, denen das „corriger la fortune“ zum Lebenszwecke wird und denen der erotische Reiz dieses raffinierten Florettfechtens nur dann Freude macht, wenn — bei aller vorgegebenen Heimlichkeit — möglichst viele darum wissen.

Charakterologisch freilich sind sie geschieden durch die Art ihres Vorgehens und Hieb-Parierens. Die Jünglinge — denn nur der jugendlich sich gebärdende Mensch ist hier beachtenswert — erscheinen bald als mutige Draufgänger, bald als listige Einschleicher und Überrumpler, bald überlegen lächelnd, bald jammervoll eifersüchtig und bald als mädchenscheue Toren, die freilich dann um so tiefer hineinfallen und zur Strafe heiraten müssen; denn nichts ist dieser anakreontischen Welt verächtlicher als lebenslängliche Bindung. Und die Mädchen sind bald schmiegsam, bald zurückhaltend, immer geneigt, mit dem Glück zu spielen und dabei dem Mann und seiner Taktik gewachsen zu sein, bald durch Tugend, bald durch Hingabe — aber beides lediglich als Ausdruck zweckhafter Klugheit. Ihr aller Lebensrhythmus ist Grazie, ihre innere Haltung: Wachsamkeit, und ihr Impuls des Handelns: Berechnung. Denn der Schlüsselpunkt all dieses Rokoko-Menschseins liegt ja im Finden des besten Rezepts! Etwa Amine in der 'Laune des Verliebten' lebt nach falschen Grundsätzen: sie ist die Werbende, nicht Eridon, und das ist ihr Verhängnis. Deshalb gibt ihre Freundin Egle ihr das wesentlich bessere Rezept: man

müsse den Mann knapp halten; nur dann bleibe er ewig sehnsuchtsvoll. Das Verhalten der Geschlechter wird dadurch zum raffinierten Spiel, das vor allem von der Frau geleitet wird. Sie mimt, wie sie es braucht, um den Mann gefügig zu erhalten. Amine aber ist ja deshalb so unglücklich, weil ihr das Schauspielern nicht gelingen will: „Wie schlecht wirst du, mein Herz, die schwere Rolle spielen!“ Darin aber liegt ein ganz wesentliches Kennzeichen dieser von Goethe gestalteten Rokoko-Menschen: nicht ein eigengeprägtes Ich zu sein, sondern eine Rolle zu spielen, ist der Grundzug ihres Wesens. Und diese Rolle auf der Bühne des Lebens ist nicht beschwert mit Bindungen von gestern, sie hat keinen Blick für die Gestaltung des Morgen, sie lebt ausschließlich für ein triumphales Heute, das jeden Augenblick geneigt ist, um des nächstbilligen Liebesvorteils willen das Gestern und das Morgen zu verraten.

Wie bezeichnend ist es für diese völlig unsubjektive Menschengestaltung, daß trotz eingehendster Darstellung von Physiognomie und Gebärdenspiel die Grenze des absolut Typischen nie verlassen wird. Lavaters auch von Goethe dann zur Zeit seiner Mitarbeit an den 'Physiognomischen Fragmenten' geteilte Ansicht: das Äußere sei „Ausdruck von der Beschaffenheit des Inwendigen“ ist dem jungen Goethe schon in Zeiten zu eigen, in denen er von Lavaters Gedankengängen noch keine Kenntnis haben konnte. So etwa, wenn er schon 1765 aus Leipzig an seinen Vater über einen Bekannten (Dr. Francke) berichtet: „Seine Mienen, sein Gesicht, seine Handlungen, seine Seele stimmen alle überein“. Derart müssen wir auch Goethes überaus detaillierte Physiognomie- und Gebärdenschilderung im Buch 'Annette' und vor allem auch in der 'Laune des Verliebten' verstehen; aber um so charakteristischer, daß diese Schilderungen nie über das hinausgehen, was jeder Eifersüchtige und jede Spröde getan haben würde, ja, daß überdies das Mimische durchaus in der bewußt graziösen Gebärdensprache des Rokoko befangen bleibt und nie ins wahrhaft Leidenschaftliche hinüberwächst. Es handelt sich eben durchaus um bewußt unsubjektive, durch einen bestimmten Kulturrhythmus gebundene Typengestaltung. Die charakterologische Differenzierung reicht nur bis zu elementar-

sten Temperamentstypen; jede weitere, jede besondernde Ausgestaltung der Individualität liegt dieser anakreontischen Lebensform fern.

Nur ein Moment dieser frühen Menschengestaltung Goethes müssen wir noch hervorheben, weil es, so stark sich alles Übrige auch in den späteren Entwicklungsphasen von diesen Rokoko-Menschen unterscheiden mag, zum bleibenden Faktor der Menschengestaltung Goethes gehört; er pflegt immer zwei Gegenspieler nebeneinander zu stellen: tölpelhaften Faun und mutigschönen Retter in 'Ziblis', die beiden verschiedenartigen Liebhaber und Geliebten in den beiden Teilen der 'Kunst die Spröden zu fangen' oder die beiden verschiedenartigen Freunde in 'Pygmalion' und nicht zuletzt die beiden verschiedenartigen Paare in der 'Laune des Verliebten'. Es handelt sich hier um jene Gegensatzpaare, die später dann in Götz und Weislingen, in Adelheid und Maria, in Clavigo und Beaumarchais, in Werther und Albert, in Faust und Mephistopheles eine so große Rolle spielen. Immer wieder sieht Goethe seine Menschen in antithetischer Wesenheit, immer wieder wird der Lebensprozeß dieser Menschen, die alle unter die gleiche Welt-Optik, unter denselben Bogen des Lebens- und Schicksalsraumes gestellt sind, von Goethe als dialektischer Prozeß gesehen. Hier in der Rokoko-Sphäre freilich noch harmlos genug und nach vielen aufklärerischen Vorbildern nur als Aufzeigen des besseren Weges, nur als gegenseitiges Abwägen des Klugheitswertes. Später dann freilich als Ausdruck der Weltpolarität alles Menschseins.

Aber diese Ausformung des klugen Rokoko-Menschen ist nicht das einzige Antlitz, das Goethe uns in dieser ersten Schaffenszeit zeigt. Schon mitten im Buch 'Annette' gibt's daneben eine kleine Schicht von Gedichten, die nach ganz anderen Zielen weist. Der junge Goethe war ja nicht als himmelblauer Optimist von Frankfurt nach Leipzig gekommen. Viele seltsame Beobachtungen, vor allem aber der Einfluß des maßlosen Pessimisten Hofrat Hüsgen, dessen Skepsis selbst vor Gott nicht halt machte, hatten ihn hellhörig werden lassen, hatten in ihm jene Zweieinigkeit von Weltglauben und Weltmißtrauen erweckt, die dann seine Sturm- und Drang-Zeit zum wilden Gärungsprozeß wer-

den läßt und erst in der Harmonie der Klassik durch entsagende Objektivierung gebändigt werden kann. Eine Polarität, die mit der vorhin erwähnten antithetischen Menschengestaltung aufs engste zusammenhängt.

Als Goethe Frankfurt verließ, um sein Leipziger Studium zu beginnen, schrieb er seinem Freunde Moors ins Stammbuch:

Dieses ist das Bild der Welt,
Die man für die beste hält:
Fast wie eine Mördergrube,
Fast wie eines Burschen Stube,
Fast so wie ein Opernhaus,
Fast wie ein Magisterschmaus,
Fast wie Köpfe von Poeten,
Fast wie schöne Raritäten,
Fast wie abgesetztes Geld
Sieht sie aus, die beste Welt.

Die skeptische Welt- und Lebensauffassung, die dieser scharfen Polemik gegen Leibniz-Wolffs Auffassung, Gott habe die bestmögliche aller Welten geschaffen, zugrunde liegt, erwacht auch in Leipzig wieder, sobald der erste Blendereindruck der ihm noch neuen Lebensform des Rokoko verblaßt und der kritische Blick frei wird für ihre Schattenseiten, sobald Freund Behrisch, der geborene Mephistopheles, mit seinem ganzen Sarkasmus dem jungen Studenten die Lebenslüge dieser kulturellen Alterserscheinung und ihrer philisterhaften Scheinerfüllung in Leipzig aufzeigt.

Die 'Elegie auf den Tod des Bruders meines Freundes' im Buch 'Annette' schlägt mitten in den Gefilden galanter Erotik ganz andere Töne an, und ein völlig anderes Menschenbild tritt damit vor uns hin: nicht Schäfer und Schäferin, sondern Tyrann und Untertan; ein tyrannischer Fürst, der den Bruder Behrischs knapp vor der Hochzeit seiner Braut in einer derart selbstherrlichen, die Heirat unmöglich machenden Weise entzieht, daß dieser Untertan, um weder dem Fürsten noch der Braut untreu zu werden, Selbstmord begeht. Mit einemmal werden da Schleier weggerissen, die bisher alles jenseits der galanten Situation Liegende verdeckt hatten. Die ewige Theodizee-Klage öffnet die Perspektive zu Gott: wieso vermag Gott, dieses „Wesen voller

Lieb' und Huld", Unschuldige zu bestrafen? Aber diese skeptische Schicksalsfrage bleibt offen; Goethe will nicht die optimistisch-besänftigende Antwort finden, die Leibniz und Wolff gegeben hatten. Die Schuld des Schicksals gegenüber dem unschuldigen Menschen kann seiner Meinung nach nur getilgt werden durch Vernichtung auch der Gegenseite: „Das muß zu Gott um Rache schrein". Der Mensch lebt im Raum der Welt dank Gottes „Lieb' und Huld"; die Grenze menschlicher Demut aber reicht nur bis zur Grenze menschlicher Schuld; zu Unrecht erlittenes Leid fordert den rächenden Gott, der derart das sittliche Gleichgewicht in der Welt der Menschen wieder herzustellen hätte. Die Selbstherrlichkeit der allmächtigen Rokoko-Vernunft erscheint hier also eingeschränkt zugunsten einer überirdischen Gewalt, an die freilich — dies noch aufklärerisch — der Mensch Ansprüche der Gerechtigkeit hat. Und der Tod, den miteinzubeziehen die Rokoko-Menschen Goethes so ängstlich vermieden, hier wuchtet er hinein mitten in den Zustand des Glücks! Aber er wirkt hier nicht nur als Zerstörer, sondern für den Selbstmörder auch als Erlösung; denn den „Bürger der bedrängten Erde" soll der Tod „befrein", befreien aus dem Zwiespalt des Lebens, dem Zwiespalt zwischen Tyrannendienst und Liebesbindung. Zum erstenmal in Goethes Lebenswerk taucht hier der Zwiespalt-Mensch auf, der dem aufklärerisch-besserungssüchtigen Entweder-Oder ein Durchhauen des gordischen Knotens als ultima ratio entgegensetzt, der Typ des Zwiespalt-Menschen, der vorerst die ganze vorweimarische Entwicklung Goethes über die Werther-Krise bis zur frühen Faust-Gestaltung hin beherrscht.

Hier freilich leuchtet dieser Selbstmord nur blitzhaft hinein in die absolutistischen Unbilden der sozialen Rokoko-Struktur. Nur in elementarsten Umrissen taucht das Bild des Tyrannen auf, und dennoch scharf bestimmt in der polemischen Grenzsetzung seiner Macht:

O Fürst, du kannst die Menschen zwingen,
Für dich allein ihr Leben zuzubringen,
Das wird man deinem Stolz verzeihn;
Doch willst du ihre Seelen binden,
Durch dich zu denken, zu empfinden,
Das muß zu Gott um Rache schrein.

Der Kampf des Bürgertums um seine Freiheit kündigt sich in diesem frühen Vorstoß der späteren In Tyrannos-Dichtung an, der Kampf um seelische Freiheit, der dann, bis hinauf zu den Dramen des jungen Schiller, die ganze Geniedichtung bewegt. Der Typ des Untertanen, der uns hier entgegentritt, ist freilich Ausdruck geduckter Bürgerhaltung, die eine äußerliche Lebenseinschränkung durch den Fürsten noch als selbstverständlich hinnimmt. Die abwehrende Antwort aber auf den unerlaubten Eingriff in das Seelenleben wird noch nicht zur revolutionären Tat, sondern, wie nachher in Lessings 'Emilia Galotti', lediglich zur demonstrativen Selbstaufopferung.

Es ist sehr bezeichnend, daß zwar das Menschenbild des Tyrannen und das der Braut nur ausgestattet sind mit allgemeinsten Charaktermerkmalen ihres Typs, daß dagegen das Bild des Untertanen, diese völlig neue Gestalt des Zwiespalt-Menschen, zu allem Typischen durch die todesmutige Art der Konfliktslösung schon stark hinüberreicht ins Individualistische, in die Sphäre der menschlichen Einmaligkeit, der menschlichen Originalität, wie sie dann in der Geniedichtung eine so große Rolle spielen sollte.

Gegenüber dem selbstzufrieden-optimistischen Lebensgepräge in Goethes Anakreontik offenbart sich also in der Todeselegie, die uns fast als Hebelpunkt für Goethes werdende Selbständigkeit anmutet, ein kritisches Weltbild voll skeptischer Züge. Ein kritisches Weltbild, das das Wechselspiel des Allzumenschlichen nicht mehr glatt aufgehen läßt in der Arithmetik der Vernunft, sondern das Klage erhebt, offene Fragen hinstellt und den „Bürger der bedrängten Erde", diesen vollsten Gegensatz zum selbstüberzeugten Rokoko-Menschen, einen Ausweg nur im Bereich opfervoller Jenseitigkeit finden läßt.

Diese Kritik menschlichen Verhaltens, diese Skepsis gegenüber der rechtlich-sittlichen Stellung des Menschen findet in den Behrisch-Oden nur ihre verschärfte Weiterführung. Hatte die Todeselegie die soziale Spannung zwischen Tyrann und Untertan in den Vordergrund gerückt, so vollzieht sich in den drei Oden anläßlich der von der Leipziger Gesellschaft mehr erzwungenen als freiwilligen Abreise des mephistophelischen, über Konven-

tionen stets sich hinwegsetzenden Freundes Behrisch eine radikale, halb noch im Ramlerschen Odenstil, halb aber auch schon in einer fast Sturm- und Drang-mäßigen Gewaltsprache vorgetragene Gegenüberstellung von Individuum und Gesellschaft. Und zwar die Gegenüberstellung des in hellstem Licht dargestellten, bedeutsamen, weil organisch sich entfaltenden Individuums (natürlich Behrisch) und der abschätzig typisierten, als Hemmnis und Abschaum gezeichneten Philistergesellschaft.

Es ist sehr lehrreich zu sehen, wie die Natur, die in Goethes anakreontischer Dichtung nur die Rolle einer arkadischen Staffage gespielt hatte, nun aufrückt zur Versinnbildlichung der Menschengestalt und ihrer symptomatischen Bedeutung. Das freigewachsene, eigenbedingte Individuum, das nach oben dringt, ohne sich um die verbrauchte Norm der Gesellschaft zu kümmern, erscheint hier als wundersamer, vor allem die Jugend immer wieder anziehender Baum. Die scheinbar galante, im Grund ihres Herzens aber engherzig-philiströse Rokoko-Gesellschaft dagegen stellt sich hier als Raupen und Spinnen dar, die die „Silberblätter" des Baumes mit „grauem Ekel" überziehen, oder als „schädliche Insekten", als „flammengezüngte Schlangen", als „zuckende Kröten", die sich im Sumpfboden einer Doppelmoral breit machen und der eigenwüchsigen Persönlichkeit an allen Ecken und Enden auflauern: „Schaden sie nicht, werden sie schrecken".

Aus dieser Gefahr vermag nur ein Rat zu retten: „Ehrlicher Mann, fliehe dieses Land!" Die Bande der Freundschaft mögen ihn nicht zurückhalten; denn auch Goethe selbst hoffe auf baldige Rettung:

Du gehst, ich bleibe.
Aber schon drehen
Des letzten Jahrs Flügelspeichen
Sich um die rauchende Achse.

Ich zähle die Schläge
Des donnernden Rads,
Segne den letzten,
Da springen die Riegel, frei bin ich wie du!

Wieviel vom lebenbefreienden Menschenbild des Stürmers und Drängers ist hier schon in merkbaren Anfängen vorgeformt!

Der Zusammenprall der eigenbedingten, eigenwilligen, starken Persönlichkeit mit dem uniformen, engherzigen, konjunkturpolitischen Geist einer morbiden Gesellschaft: wie steckt doch in dieser Spannung ewig-menschlicher Gegensätze schon die künftige Götz-Konzeption! Und der frei in den Himmel wachsende Baum als Sinnbild des frei und organisch sich entfaltenden, den Durchschnitt überragenden Menschen, Gott aber als Gärtner, der den Baum zu verpflanzen und ihn damit vor all dem Gesellschaftsgezücht zu retten vermag! Wie sieht diese Relation von Gott, Mensch und Natur so anders aus als die der Rokoko-Gedichte! Wie entspricht das Baumsymbol überhaupt dann der gesamten, bis in Goethes Alter reichenden Vorstellung vom organischen, inneren, seelischen Wachstum des eigengeprägten Menschen! Und wie bestimmt die neue Relation zu Gott und Natur die Eingliederung des Menschen in die Mitte des Kosmos an Stelle der anmaßenden Spitzenposition des Rokoko-Weltbildes! Denn so sehr Goethe im ersten Taumel der berauschenden Rokoko-Atmosphäre der Allmacht des homo sapiens so gut wie alles zugetraut hatte, so sehr mißtraut er nun diesem Rätsel: Mensch.

Dieses Mißtrauen aber spiegelt sich auch in einem Teile des in Frankfurt dann redigierten Leipziger Liederbuches, der von Bernhard Theodor Breitkopf in Melodien gesetzten 'Neuen Lieder', deren Grundeindruck geradezu auf Skepsis und Entsagung gestellt ist. Es ist der lyrische Ausdruck dessen, der endlich nicht mehr vernunftstrotzendes Gesellschaftswesen, sondern nur ahnender Mensch sein und so Gott und die Welt gefühlsmäßig viel tiefer erfassen möchte, als der Verstand das jemals vermag. Aus einer Geißelung der scheinheiligen Doppelmoral ('Der wahre Genuß'), aus einer fast an Wedekind gemahnenden Karikatur des dekadenten Lebensideals der Rokoko-Mädchen ('Wunsch eines jungen Mädchens'), aus einer Philippika gegen unwahre Konvention der Erziehung, gegen Unterdrückung des wahren Gefühls ('Liebe und Tugend') wächst hier zugleich auch schon das positive, Rousseau nahe Bild des neuen, nicht mehr polygamen, sondern monogamen, verantwortungsbewußten Menschen empor, dem Wahrheit des Fühlens und Geradheit des Denkens unerläßliche Voraussetzung sind. Vor allem aber erweist sich

das Gedicht 'Die Freuden' geradezu als Programm des neuen, antirationalistischen Menschen:

Da flattert um die Quelle
Die wechselnde Libelle,
Der Wasserpapillon,
Bald dunkel und bald helle,
Wie ein Chamäleon,
Bald rot und blau, bald blau und grün.
O daß ich in der Nähe
Doch seine Farben sähe!

Da fliegt der Kleine vor mir hin
Und setzt sich auf die stillen Weiden.
Da hab' ich ihn!
Und nun betracht' ich ihn genau,
Und seh' ein traurig dunkles Blau —
So geht es dir, Zergliedrer deiner Freuden!

Von hier aus, von dieser fast schon irrationalen Haltung her müssen wir auch die völlig andersartige Menschengestaltung einiger Natur- und Stimmungsgedichte der 'Neuen Lieder' verstehen; denn in ihnen zum erstenmal wird nach dem Vorgang der Behrisch-Oden der Primat des Menschen gegenüber der Natur endgültig zerbrochen. In so bekannten Stimmungsgedichten wie 'Die Nacht', 'Unbeständigkeit', 'Das Glück der Liebe' oder 'An den Mond' erscheint zum erstenmal im Goethischen Bereich der Mensch eingegliedert in jenen großen, kosmischen Prozeß, in den die Natur voll Eigenbedeutung durchaus gleichwertig neben dem Menschen eingestellt ist. Und der Mensch selbst erscheint hier zum erstenmal als durchaus subjektiv gesehenes Stimmungswesen, dessen einmalig-unwiederholbares, ekstatisches Erlebnis seine Seele im gleichen Rhythmus schwingen läßt wie das All. Menschenseele und Naturseele stehen hier in einem geheimnisvollen Wechselverhältnis, das sie weit hinausreichen läßt über ihre realen Grenzen.

So stellen die 'Neuen Lieder' neben die kritisch und voll Mißtrauen gesehenen, typisch-egozentrischen Gestalten des absterbenden Rokoko schon einen völlig neuen, antirationalistischen Menschen hin, dem die absolute Wahrhaftigkeit seines Fühlens und Wollens die Tore der unmittelbaren Leidenschaft öffnet

und vor allem sein Seelenleben einmünden läßt in die weltumfangende Liebe zum All. Von hier aus führt späterhin in großem Bogen die tragische Linie zu jenen beiden All-Menschen, die uns dann als höchste Verkörperung der irrationalistischen Menschengestaltung Goethes erscheinen: zu Werther und Faust. Denn so grundverschieden ihre Lebensform und ihre charakterologische Zielstrebigkeit aussehen mag: ihr Weg und ihr Schicksal ist im Grund bedingt durch diese kosmische Eingliederung ihres Mensch-Seins, durch diese All-Verbundenheit, die seit den Stimmungsgedichten der 'Neuen Lieder' in Goethes genialischem Schaffen Epoche gemacht hat; nur daß sie für Werther zur Tragik der Kontemplation, für Faust aber zur Tragik der Evolution wird.

Ehe freilich diese höchste Erfüllung irrationaler Menschentragik endgültig durchzubrechen vermag, bedarf es eines andersartigen Durchgangsstadiums. Eines Durchgangsstadiums, das eine letzte negative Vorbereitung erfährt durch das in der Frankfurter Krisenzeit entstandene Lustspiel 'Die Mitschuldigen'. Gegenüber der Menschengestaltung im Buch 'Annette' und in der 'Laune des Verliebten', vor allem aber gegenüber der Menschengestaltung der damals üblichen Lustspiele von Gellert und anderen ist in diesem seltsamen Werk eine einschneidende Veränderung vollzogen, die wir als konsequente Weiterführung der in der Todeselegie und in den Behrisch-Oden eingeschlagenen Wege verstehen müssen. Wie in den anakreontischen Dichtungen Goethes ist auch hier alles auf die alleinige Vorherrschaft des Menschlichen gestellt. Die Umgrenzungsbereiche: Gott, Natur, Tod, sie spielen keine Rolle, aber aus einem völlig anderen Beweggrund als einst. Im Bann der selbstbewußten Rokoko-Sphäre hatte man in dieser absoluten Anthropozentrik eine der Hauptstärken des Erreichten gesehen; nun, in den 'Mitschuldigen', bedeutet die Einschränkung auf den Bereich des Allzumenschlichen scharfe Kritik der vier dargestellten Menschen: weil ihre Willenszonen über die engsten Grenzen des Egozentrisch-Menschlichen nicht hinausreichen, sieht ihr Seelenleben, sieht ihr Lebensziel so zweideutig aus, wie Goethe es zeichnet. Mit Gellerts System der Tugendhelden, mit der ganzen Schwarz-Weiß-Technik der Aufklärungsdichtung, von der Goethe selbst

immer noch Gebrauch gemacht hatte, wird hier aufgeräumt. Aber soviel Goethe auch von Lessings, Mendelssohns und Wielands Forderung nach „gemischten Charakteren“, soviel Goethe speziell aus Lessings 'Minna' lernt, hier handelt es sich doch noch um etwas anderes als um jene Mischung von Gut und Böse, die in jedem Menschen steckt. Es handelt sich hier um jene Relativität der Sittlichkeit, die jedem der vier Übeltäter zugleich recht und unrecht gibt: es handelt sich um den Gedanken einer sittlichen Balance, die (als Kennzeichen der krankhaften Kulturzustände des absterbenden Rokoko) den vier dargestellten Menschen jede rechtliche Urteilshandhabung benimmt.

Dieser Balancezustand wird noch dadurch besonders verstärkt, daß alle vier Gestalten soziologisch der gleichen, kleinmütig-philiströsen Rokoko-Bürgerschicht angehören, wenngleich die soziale Spannung zwischen dem wohlhabenden Junggesellen Alcest und dem von der Pike aufgestiegenen Söller, der sich nun als Gatte der Wirtstochter zum Taugenichts, Spieler, Schuldenmacher, ja zum Dieb entwickelt, groß genug ist und durch die beiden Mittelgestalten, den aus Lessings 'Minna' übernommenen neugierigen Wirt und seine Tochter Sophie, die frühere Liebste Alcests, die nun aus Erbitterung über die Nichtsnutzigkeit ihres Mannes dem Verführungsantrag Alcests um ein Haar erliegt, nur leise überbrückt wird.

Ja, ja, ich bin wohl schlecht,
Allein ihr großen Herrn, ihr habt wohl immer recht?
Ihr wollt mit unserm Gut nur nach Belieben schalten;
Ihr haltet kein Gesetz, und andre sollen's halten.
Das ist sehr einerlei, Gelüst nach Fleisch, nach Gold!
Seid erst nicht hängenswert, wenn ihr uns hängen wollt!

schleudert der Emporkömmling Söller, der bei seinem Diebstahl ungewollt einer Liebesszene zwischen seiner Frau und Alcest beiwohnen mußte, bei seiner Entlarvung Alcest ins Gesicht. Das ist — nur noch viel radikaler — dieselbe revolutionäre Gesinnung, die aus der Todeselegie sprach: nur daß hier nicht der Untertan gegen den Tyrannen, sondern der neuerlich abgerutschte Parvenu gegen den äußerlich selbstsicheren Patrizier steht.

Selbstsicher freilich nur nach außen; denn sittlich sind Alcests

Verführungsversuche ebenso verwerflich wie Söllers Diebstahl und Sophiens fast begangener Treubruch. Die Verführung bleibt freilich nur Versuch, und hier zeigt sich ein neues kritisches Moment der Menschendarstellung. Die theoretischen Menschen des Rokoko, die hier freilich schon stark unter dem Eindruck der Lastervergötterung des französischen Materialismus stehen, sie sind selbst zum Verbrechen nicht groß genug. So sehr sie innerhalb der bürgerlichen Schicht als differenzierte Typen erscheinen, so sehr sind sie doch alle verbunden durch Alcests Bedauern: „Ein schlechtes Ding um halbe Bösewichter".

Was damit negativ ausgedrückt und im Grunde gefordert ist, das ist hier, schon in der zweiten Frankfurter Periode, mitten in der durch Krankheit und religiöse Einflüsse bedingten ersten seelischen Krise Goethes, das Verlangen nach dem ganzen, großen Kerl, der durch seine Geschlossenheit und Konsequenz auch dann sittlich wertvoll ist, wenn er das Verbrechen, wenn er die Untat aus innerer, leidenschaftlicher Überzeugung begeht. Der Menschentyp also, den Goethe in den 'Mitschuldigen' kritisch-absprechend beleuchtet, ist der Typ des dekadenten Schwächlings, der anders scheinen will, als er ist, dem guter Wille und Wille zum Sündenfall, moralisches In-die-Brust-Werfen und berechnende Situationsausnützung in eins zerrinnen. Der Typ des Schwächlings, der die Leidenschaft — dies freilich in fast Sturm- und Drang-mäßigem Gestus — lediglich mimt. Scharf sieht Goethe damit die lebensproblematischen Schäden seiner Zeit, und es wird nur der letzten Straßburger Erweckung bedürfen, um ihn stark zu machen für den schon in den Behrisch-Oden angedeuteten positiven Gegenwurf, für die mitreißend-revolutionäre Gestaltung der überlebensgroßen Persönlichkeit, des selbst noch in der Empörung sittlich berechtigten, überlebensgroßen Kerls, für die Gestaltung von Cäsar, Götz und Prometheus.

So sehr nun die Situationskomik des düsteren 'Mitschuldigen'-Lustspiels auf Überlieferungen beruht, die von Molière und Goldoni her noch wirksam waren, so sehr vertieft sich Goethe hier doch trotz aller scheinbaren Übernahme gangbarer Lustspielfiguren in die charakterologische Gemeinsamkeit und Besonder-

heit dieser vier Typen. Ja, zum erstenmal wird hier die bisherige Statik der Charakterdarstellung — Statik, weil die Charaktere der von Goethe bisher dargestellten Menschen nur bewertbar sind im speziellen Tatzusammenhang der betreffenden Dichtung — zum erstenmal wird hier diese Statik der Charakterausformung aufgegeben zugunsten einer wenigstens angebahnten Dynamik, die uns den dargebotenen Ausschnitt nur als Teil eines erschließbaren und sich entfaltenden Lebensganzen erscheinen läßt. Zum erstenmal wird uns die charakterologische Perspektive dieser Menschen klar; wir sehen, woher sie kamen und wohin sie gehen, wir ahnen die Grenzen ihrer menschlichen Möglichkeiten, auch für Lebenslagen, die jenseits der speziellen Vorgänge des Stückes liegen, weil ihre Charaktere als wirkende Kraft vor uns hingestellt sind, weil, im Gegensatz zur aufklärerischen Menschendarstellung, hier nicht nur verstandesmäßig-mechanisches Reagieren gezeigt wird, sondern wogender Kampf eines seelischen Für und Gegen, Triebkräfte einer von Anfang an gegebenen Veranlagung, die zum Teil dem verstandgelenkten Willen widersprechen.

„Man wird zum Dieb geboren wie zum Dichter" erklärt Söller einmal, um seinen Abrutsch von ursprünglich-beamtenmäßigen Hemmungen zu seinem jetzigen Diebstahl zu entschuldigen. Die fortschreitende Willensschwäche aber, die sich in dieser negativen Entwicklung Söllers zeigt, spiegelt sich auch in den anderen Charakteren: beim Wirt als philiströser Mangel an Selbstbeherrschung, bei Sophie als Mangel an sittlicher Widerstandskraft und bei Alcest als Mangel an menschlich gebotener Zurückhaltung. In allen vier Fällen also Willensschwäche aus egoistischer Bindung und immer wieder bemäntelt mit Scheingründen, wie sie der Doppelzüngigkeit des verkleinbürgerlichten Rokoko-Gepräges entsprechen.

So sieht Goethe die Menschen des verbürgerlichten Rokoko höchst kritisch als Menschen jenseits des Pflichtgefühls, als Menschen, denen der Primat des Eigennutzes alle sittliche Widerstandskraft benimmt, weil sie selbst guten Regungen gegenüber gebunden erscheinen durch die Triebkraft des Egoismus. Wie aber der Mensch immer nur begriffen werden kann als Han-

delnder, so hatte die optimistische Aufklärung und damit auch ihre rokokomäßige Ausprägung dieses menschliche Handeln begriffen als vernunftmäßig zu erreichenden Weg zur Besserung. Goethes Skepsis lehrt es anders: sein Menschenbild in diesem krisenhaften Übergangsstadium der 'Mitschuldigen' läßt keinen Augenblick daran zweifeln, daß er eine grundlegende Wesensänderung seiner Menschen kaum für möglich hält, am wenigsten innerhalb dieser undeutschen Lebensform, innerhalb dieser kulturellen Sumpfatmosphäre. Die Charaktere entfalten sich im Widerstreit wechselseitigen Tuns, sie bewähren sich oder kommen zu Fall; aber diese Kurve des Handelns ist geheim vorausbestimmt durch die ontogenetische Seelenlage. Das Seelenleben des Menschen rückt für Goethe damit in den Bereich des Irrationalen.

Aus dem kritisierten Kulturdilemma aber kann nur eine dichterisch gestaltete Menschenwelt herausführen, die ungefähr das Gegenteil vom Menschentyp der 'Mitschuldigen' bedeutet. Die religiöse Krise der zweiten Frankfurter Epoche, die erregende Kraft der Rousseauschen Vorstellung eines von der Kultur noch nicht zerbrochenen, natürlichen Menschen, die Straßburger Begegnung mit den geistigen Gewalten Herder, Shakespeare und Gotik haben in Goethe dann endgültig den Weg frei gemacht für eine neue, national bedingte, positive Lösung des Lebensideals und damit der Menschengestaltung; für eine national bedingte, positive Lösung, die freilich durch die Lehren der skeptischen Abkehr vom Rokoko-Optimismus nicht folgenlos hindurchgegangen ist, sondern auch die größte Anspannung menschlicher Leistungs- und Willenskraft, ja gerade die überragende menschliche Leistungs- und Willenskraft in dieser Zwiespaltwelt als tragisches Geschick empfindet. Um aber diesen neuen, zukunftweisenden, den großen Menschen achtunggebietend repräsentieren zu können, mußte dem Typ des willensschwachen, vernunftgebundenen, theoretischen Aufklärungsmenschen der neue Typ des enthusiastischen, hingabefähigen, unegoistisch-gelösten Machtmenschen gegenübergestellt werden: die einmaligen Machtmensch-Gestalten Cäsar, Götz, Mahomet, Prometheus sind das Echo dieser neuen Weltsicht, die an die Stelle der Meißner

Porzellankultur genialisch-gotische Monumentalität zu setzen wagt. Aber der Weg zu dieser neuen, genialischen Monumentalität der Menschengestaltung — und das heißt: auch schon der Weg zur Empfänglichkeit für die vorbereitenden geistigen Mächte — wäre nie gefunden worden ohne die vorherige skeptische Umkehr vom vernünftig-optimistischen Menschenbild der 'Annette'-Anakreontik zur kritisch-analysierenden Menschensicht des 'Mitschuldigen'-Lustspiels. Es ist — wie ich es ausdrücken möchte — die Mephistopheles-Linie des Goethischen Welt- und Menschenbildes; die Mephistopheles-Linie, die genau so lebenslang wirksam ist wie jener positiv-idealistische Grundzug der Weltbild- und Persönlichkeitsgestaltung, der sich etwa in 'Götz', 'Faust' und 'Egmont' offenbart — weil immer der Geist des Widerstandes und der Schwachheit im Gefüge des menschlichen Wirkens die übermenschlichen Kräfte der großen Persönlichkeit erst herausfordert. Nur das Nebeneinander aber dieser beiden Gestaltungsnotwendigkeiten im gleichen Welthorizont offenbart ja die grandiose Gespanntheit Goethischer Menschengestaltung, die ihn in aller Vielfalt der plastisch gesehenen Erscheinungen immer wieder die Welteinheit notwendig polarer Menschenkräfte, den Einklang des ewig Zwiespältigen im Mensch-Sein und im Weltgang empfinden läßt. Beide Gestaltungsnotwendigkeiten des Goethischen Welt- und Menschenbildes erscheinen aber schon in diesem frühesten Stadium des Selbständigwerdens negativ und positiv vorgeformt.

So vermag gerade die Problematik der Menschengestaltung tief hineinzuleuchten in die dichterischen Entwicklungsvorgänge, manches bisher Unverstandene klarzulegen und im speziellen Fall zu zeigen, wie die Dichtung des sogenannten Rokoko-Goethe in ständigem Anschwellen schon alle die Sturm- und Drang-Gestalten vom 'Götz' zum 'Urfaust' in hohem Grade vorbereitet, so daß, von dorther gesehen, die Straßburger Erweckung dann nicht als plötzlicher Umschwung, sondern als organisch-notwendige Fortentwicklung erscheint.

# Wahlverwandtschaft

Von **August Vetter** (Sankt Georgen bei Dießen am Ammersee)

Die Geisterwelt Goethes, unverschlossen wie die Natur, reicht von ihrem Scheitelpunkt, dem Faustischen Erkenntnisstreben und Tatendrang, bis zum Mitternachtsreich der „Mütter". Jugendlich die Geduld verfluchend und den verweilenden Augenblick, sammelt sich der Gereifte zu hingegebenem Schauen, das sich beglückt am Sein erhält.

Ein „Geist des Widerspruchs" ist es, der ihn von der Schilderung des menschlichen Herzens, des jüngsten, mannigfaltigsten, erschütterlichsten Teiles der Schöpfung, zur Beobachtung des ältesten, tiefsten und festesten Sohnes der Natur, des Granits, führt. Und dieser Widerspruch wird zum Geist der Wandlung, der dem Ruhelosen, unter dem Wechsel der menschlichen Gesinnungen Leidenden die erhabene Ruhe schenkt, „die jene einsame, stumme Nähe der großen, leise sprechenden Natur gewährt".

Die Überzeugung, „daß alle natürlichen Dinge in einem genauen Zusammenhang stehen", verbindet die Seelenwanderung Fausts mit der Metamorphose der Pflanze; sie eint auch den Künstler mit dem Denker. In der Willkür des irrenden Gemüts und im Gesetz der stofflichen Erscheinung waltet die gleiche dämonische Gottheit. Sie offenbart sich unmittelbar in der Liebe, deren Widerspruch und deren Wandlung das Urbild der 'Wahlverwandtschaft' sichtbar werden läßt.

---

In das Urgeheimnis der Liebe leuchtet Kierkegaard hinab, wenn er, in seinen schöngeistigen Herzensbekenntnissen, den erdichteten Ehemann sagen läßt, die Liebe begehre nur *einen* zu lieben und habe darin ihre Glückseligkeit, sie begehre nur *einmal* zu lieben und habe darin ihre Ewigkeit.

Diesen wunderbaren Traum der ersten Liebe, die übersinnliche Grunderfahrung, hat das Christentum vor allen anderen Religionen durch die Vergottung der Liebe und die Verheißung ewiger Glückseligkeit zur Glaubensgewißheit erhoben. Gleichzeitig machte es die irdische Liebesbindung durch das Sakrament der Ehe zur sittlichen Willensforderung. Und damit beginnt nun in der menschlichen Geschichte das Bewußtsein eines abgründigen Widerstreites im Verhältnis der Geschlechter.

Die Einehe zählt bereits zum Naturstand oder doch zum Urgut menschlicher Kultur; nur das Siegel unverbrüchlicher Dauer erhielt sie nicht früher als durch die Römische Kirche. Einem zu gehören ist der Ausdruck der Liebe selbst, ihrer Unmittelbarkeit im Jetzt und Hier: sogar Don Juan liebt nicht mehrere gleichzeitig. Zur Bewahrung der Liebe in der Treue bis zum Tode, ja über das Grab hinaus bedurfte es einer anderen Macht, die sich, wie im Einzelleben, so auch in der Sittengeschichte erst allmählich entwickelt. Auf dem Höhepunkt ihrer Entfaltung, im Dogma von der Unlösbarkeit der Ehe, steht sie als heilige Sehnsucht, als gewaltsamer Entschluß oder als frommer Schein völlig gegensätzlich zur Liebeserfahrung.

Die Einsicht Kants und seines Zeitalters trennt endlich das Pflichtgebot überhaupt von der Wirklichkeit der Neigung und macht es dadurch unerfüllbar. Unter solcher Voraussetzung muß auch die schon durch Luther der Heiligkeit entkleidete Ehe zum unlösbaren Rätsel werden. Der „Verführer“ Kierkegaards findet dafür ein treffendes Wort: „Die Ehe ist eine Mißgeburt durch ihre hermaphroditische Zweideutigkeit: Liebe als Pflicht.“

---

Unbewußter und schamhafter, doch im Gefühl nicht weniger bestimmt erfaßt Goethe die Fragwürdigkeit der Ehe, wenn er das dichterische Gleichnis, worin er sie darstellt, die ‘Wahlverwandtschaften’ nennt. Der Widerspruch dieses Wortes enthält schon keimhaft die ganze Aufgabe.

V e r w a n d t s c h a f t ist die Verbundenheit des Blutes, ein gegebener Tatbestand, um den wir nicht zu wissen brauchen, der dem Einfluß des Willens nicht unterliegt. Die W a h l dagegen

ist Zustimmung des Geistes, ein freier Entschluß, eine künftige Handlung. Verwandt sind wir sowohl mit dem einen als auch mit dem andern, während wir entweder den einen oder den anderen wählen. Wahlverwandtschaft heißt insofern nichts anderes als Ehe: sie ist der Inbegriff von Pflicht und Liebe.

Eine ebenso natürliche wie weit verbreitete Auffassung sucht den Grund der Eheschwierigkeiten in greifbarer Not, in wirtschaftlichen oder gesellschaftlichen Mißständen. Sie verkennt, daß die bloße Tatsache der Zweigeschlechtlichkeit bereits eine Gegnerschaft birgt, die durch keine Besserung der Lage, keine vertiefte Einsicht, aber auch nicht durch Rückkehr zur Natur beseitigt werden kann. Je mehr die zufälligen Anlässe der Störung wegfallen, die Beengung durch abgestorbene Sitten aufhört, um so deutlicher zeigt es sich, daß die Zweideutigkeit der Ehe im Verhältnis der Geschlechter selbst liegt.

Das Ehepaar, das die Handlung in Goethes Roman einleitet, ist im Besitz aller Glücksgaben des Schicksals, es genießt die Vorzüge unabhängiger Stellung, gereifter Bildung und Welterfahrung. Was der Darstellung den Atem mitreißender Ursprünglichkeit raubt, die Ablösung der beiden Hauptgestalten von der Umwelt, das eben läßt den sittlichen Ansatz dieser Gedankendichtung hervortreten: die Möglichkeit freier Wahl aus reiner Neigung, den Lebensbund als notwendige Frucht einer Jugendliebe.

Die Abschnürung von der Volksgemeinschaft und vom Alltag durch Adel und Wohlstand, deren kulturgeschichtliches Ergebnis die Verselbständigung der Persönlichkeit ist, hat aber in den 'Wahlverwandtschaften' nicht nur die vornehme Abgeschlossenheit des Paares zur Folge, sondern als Schattenseite auch die sinnliche Vereinzelung, ja Vereinsamung der Gatten. Goethe läßt diesen Umstand, den schon die Freundessehnsucht zart fühlbar macht, in der anfänglichen Kinderlosigkeit anschaulich werden.

Tatsächlich kommt die Eigenart der ehelichen Verbindung, ihre innere Gesetzlichkeit, nur dann klar zum Vorschein, wenn von der Beziehung zu Vorfahren und Nachkommen abgesehen wird. Die eigentliche Ehefrage entsteht auch erst dort, wo die Gattenwahl nicht mehr durch den Willen der Eltern bestimmt und die

Trauung keine unerläßliche Vorbedingung für das Ansehen der Kinder mehr ist. Diese Wandlung setzt im Zeitalter des bürgerlichen Umsturzes, dem Goethe angehört, allgemein ein.

Was nach Wegräumung aller bloß gelegentlichen Störungsursachen als unüberwindliche Schwierigkeit ehelicher Verbindung übrig bleibt, ist die Tatsache, daß Mann und Weib auch unter ausgesuchtesten Voraussetzungen keine Hälften sind, die sich einfach und unbedingt zusammenschließen könnten.

Schon das Aristophanische Gleichnis, das die wechselseitige Anziehung der Geschlechter aus der Zerteilung eines ursprünglich hermaphroditischen Geschlechts erklärt, begründet daneben die gleichgeschlechtliche Liebe aus ebenfalls gespaltenen, anfänglich ganzen Männern und ganzen Weibern. Die naturwissenschaftliche Erkenntnis spricht von zweigeschlechtlicher Anlage des ungeborenen Lebewesens, das sich erst im Verlauf seiner Entwicklung für ein bestimmtes Geschlecht sichtbar entscheidet, seinen Gegensatz aber nachweislich als verdrängte Möglichkeit in sich behält, weshalb im Alter der gegengeschlechtliche Charakter wieder hervortreten kann.

Mit der vollen Entfaltung seines Selbstbewußtseins weiß sich der Mensch als eine Ganzheit, als Persönlichkeit. Und zugleich begreift er sich als von grundaus gehälftelt. Auf diesem Widerspruch ruht sowohl die Ehe wie die Freundschaft.

---

Die Unterdrückung des Weiblichen im Mann und des Männlichen in der Frau kann auf doppelte Weise geschehen: sie entwickeln sich entweder sinnlich oder geistig zum Eigenwesen. In der männlichen Gesellschaft entstehen so die widerstreitenden Führergestalten des Herrschers und des Priesters, im Bereich der Weiblichkeit die Dirne und die Mutter. Ihre grundsätzliche Entzweiung ermöglicht nicht nur den Haß, sondern auch die Freundschaft: die Anziehung der Gegensätze innerhalb des eigenen Geschlechtes.

Dadurch, daß Mann wie Frau sich wirklich in entgegengesetzter Richtung zu Persönlichkeiten steigern, ist die Beziehung zum anderen Geschlecht (ob darum nun gewußt wird oder nicht) von

vornherein in das Entweder-Oder gestellt, zwischen grundverschiedenen Partnern zu wählen. Die Entscheidung hängt von der Eigenart des Wählenden selbst ab.

Eine der beiden Bezugsmöglichkeiten, die sich so ergeben, nimmt Goethes Erzählung zum Ausgang. Beim Auftauchen der ehelichen Unstimmigkeit heißt es von Eduard, er sei nicht gewohnt, sich etwas zu versagen; Charlotte dagegen entsagt in ihrem Fall sofort, als nur der Schatten einer Schwierigkeit sich zeigt. Dieses unterschiedliche Verhalten drückt den für ihr Verhältnis entscheidenden Wesenszug aus. Der Charakter des Barons gilt dem ungebrochenen Bewußtsein als schlechthin männlich, der seiner Frau als ebenso weiblich. Und so scheinen sie auch in dieser Hinsicht das Urbild einer wünschenswerten tragfähigen Ehe darzustellen.

Die mögliche Umkehrung solcher Beziehung deutet Goethe in den beiden ergänzenden Personen an, zwischen denen jedoch keinerlei Bindung entsteht. Bereitschaft zum Verzicht ist das Wesensmerkmal des Hauptmanns, das Ottilien wieder ausdrücklich abgesprochen wird. Ihrer beider Besonderheit bleibt jedoch verschwommen und bürgerlich gemildert.

Zu reiner Ausgestaltung kommt die Geistigkeit und Scham des Mannes im Priester, Sinnlichkeit und Mut des Weibes in der Dirne. Sie sind allerdings großgesehene Umwertungen der kriegerischen Männlichkeit und der kinderreichen Mutter, die Goethes Zeichnung der Ehegatten ebenfalls gesittet abschwächt. In der Sänftigung aller Geschlechtsverhältnisse verrät sich nicht nur die Haltung des Dichters selber, sondern, was wichtiger ist, das aufgeklärte Werturteil der Zeit, dem die Naturgestaltung des Kriegers und der Mutter abhanden kam, das aber vor allem die Spannung zu beseitigen trachtete, die das Mönchtum der Triebhaftigkeit des Weibes gegenüber errichtete. Ein Rest dieser sittlichen Abwehr ist in den 'Wahlverwandtschaften' spürbar, insofern Goethe die Möglichkeit einer Liebesbeziehung zwischen dem Hauptmann und Ottilie außer Betracht läßt.

Wie wesentlich diese Möglichkeit oder Unmöglichkeit für die Durchbildung der Handlung und die Entwirrung des eigentlichen Knotens ist, macht das Beispiel der chemischen Verwandtschaft

klar. Gerade der Hauptmann sagt darüber, daß diejenigen Fälle die bedeutendsten und merkwürdigsten seien, wo Verlassen und Vereinigen „gleichsam übers Kreuz“ geschehe, „wo vier, bisher je zwei zu zwei verbundene Wesen, in Berührung gebracht, ihre bisherige Vereinigung verlassen und sich aufs neue verbinden“. In solchem Fahrenlassen und Ergreifen glaubt er „eine Art von Wollen und Wählen“ und wohl darum eine „höhere Bestimmung“ zu sehen.

Die Bewertung und sittliche Auslegung des Naturvorgangs läßt vermuten, daß dem Dichter die Umbildung der Ehe in Gedanken ebenso reinlich und vollständig vorgeschwebt hat. Aber die künstlerische Darstellung fordert, hier wie stets, das Beschränken auf eine bestimmte Teilansicht, die allein plastisch herausgearbeitet werden kann; denn die Ganzheit einer Frage stellt sich nur im Begriff, nicht im Leben. Daß Goethe vom Charakter des Barons aus das Geschehen entrollt und es auch nur von ihm aus wirklich überblickt, liegt in seiner eigenen Gemütsverfassung und Not begründet. Und diese notwendige Einseitigkeit ist auch der Grund für die tragische Lösung, zu der er gelangt.

Hätte etwa Schiller den gleichen Stoff behandelt, was bei seinem Hang zu typologischer Vereinfachung vorstellbar ist, so würde er wahrscheinlich den Hauptmann als den seiner eigenen Wesensart verwandten Menschen in den Mittelpunkt gestellt haben. Aus der besonderen Schwierigkeit der „sentimentalischen“ Seele untersuchte er ja auch die „naive“, und diese Unterscheidung entspricht im ganzen dem Gegensatz der Männer in Goethes Bekenntnisbuch.

Für die Sinnlichkeit des gefühlsverschlossenen, geistig-leidenschaftlichen Mannes gilt Baudelaires Wort: „Wir lieben die Frauen um so mehr, je fremder sie uns sind.“ Goethes griechische Natur verspürte nur schwach die Anziehungskraft des Bösen, der Verführerin, jener Schlange am Baum der Erkenntnis, nicht des Lebens. Seine Einfühlungskraft in dieser Richtung reicht kaum über die anmutige Leichtfertigkeit eines Geschöpfs wie Philine oder den sehnsüchtigen Fernzauber Mignons und Helenas hinaus; für die Gewalt verderblicher Wesen wie einer

Carmen oder gar Baudelaires „schwarzer Venus“ öffnet er sich nicht. Eben dadurch blieb ihm aber auch das eigentlich Tragische wie Dramatische fremd und gelang ihm keine christliche Überwindung des Dämonischen.

Die rätselhafte Natur Ottiliens gehört im Grunde dem Nachtbereich der weiblichen Seele an. Wäre der Hauptmann in seiner Eigenart ebenso stark entwickelt wie Eduard, so hätte ihn eine tiefe, aber andersartige Liebe zu ihr erfassen können. Diese Möglichkeit hat Goethe in der Neigung des geistesverwandten Architekten wie des Gehilfen für Ottilie angedeutet. Die Gesamthandlung wäre alsdann notwendig anders verlaufen, und zwar im Sinn jener chemischen Umbildung übers Kreuz.

---

Um den gesetzlichen Sinn der Wahlverwandtschaft zu fassen, den das wissenschaftliche Beispiel nahelegt, muß die Frage auch aus der Seelenlage des Hauptmanns heraus gestellt werden.

Die Liebe eines Menschen seiner Art zu einem Wesen von Ottiliens Charakter wird stets das Merkmal geistiger Führung tragen. Eine solche Beziehung läßt sich als väterlich-tochterhaft bezeichnen. Der Frau kommt hier die sinnliche Führung zu, die vom Geist her beurteilt Verführung ist. Diese Liebesbindung ist die zweite, von Goethe nicht gestaltete Grundmöglichkeit des Geschlechtsverhältnisses. Wenn wir uns scheuen, sie als Ehe anzusprechen, so geschieht das infolge unserer bürgerlichen oder christlichen Einstellung. Tatsächlich kann sie auch nur vom Leben her, im Natursinn eine Ehe heißen und nimmt deshalb häufig die Form des freien Verhältnisses oder der Gewissensehe an.

Entgegengesetzte Merkmale zeigt die Ehe in den 'Wahlverwandtschaften'. Die sittliche Überlegenheit besitzt Charlotte, Eduard wird von ihr überschaut und gehalten. Diese Vereinigung darf mütterlich-sohnhaft heißen. Im vaterrechtlichen Staat, der die Vormacht des Mannes behauptet und das Ergebnis seiner Gewalt darstellt, ist sie das Urbild der kirchlichen Ehe, der die Aufgabe zufällt, die mit dem Mutterrecht verschwundene natürliche Achtung der Frau wieder herzustellen und im Übersinnlichen zu sichern. Das Sakrament der Ehe, in der

Madonnenverehrung gegründet, bändigt den Mann und dämpft seine kriegerische wie leidenschaftliche Raublust.

Goethe sieht nur diese Hälfte und Tagseite der Geschlechtsbeziehung als rechtmäßig gegeben an. Das heißt: er geht von der christlichen Lösung aus und sucht von dorther das verlorene Naturverhältnis. Diese Sehnsucht teilt er mit seiner Zeit überhaupt, vor allem mit ihrem aufgewühltesten Fürsprecher Rousseau. Beide verknüpft auch ein verwandtes Schicksal. Das Liebesleben des Genfer Philosophen hat seine erste Gipfelung in der schwärmerischen Neigung zu Frau v. Warens, der freigeistigen „Mama", die den Protestanten in die Arme der Mutterkirche zurückführte; es erreicht den Gegenpunkt in der freien Verbindung mit Therese Levasseur, dem Schenkmädchen, der erlösenden „Natur" und Mutter seiner Kinder. Trotz allen Abweichungen im einzelnen nimmt bei Goethe der labyrinthisch irre Lauf der Leidenschaft wesentlich den gleichen Weg, sofern auf die verehrende und erziehliche Hingabe an Charlotte die sinnliche Liebschaft und Gewissensehe mit Christiane folgt.

Was Rousseau und Goethe lebten, hat Nietzsche, der Erbe beider, der die Umwertung des Christentums überhaupt forderte, in den Gedanken der Zeitehe gefaßt. Davon spricht auch schon der Graf in den 'Wahlverwandtschaften', der eine fünfjährige Dauer jeder Verbindung anrät und davon eine erhöhte gegenseitige Aufmerksamkeit der Gatten erwartet, die zu stillschweigender Verlängerung des Verhältnisses führt. Nietzsche dagegen schlägt im Sinn jener Beispiele vor, daß der Mann zuerst „ein älteres Mädchen heiratet, das ihm geistig und sittlich überlegen ist und seine Führerin durch die Gefahren der zwanziger Jahre" werden kann. Er meint, „die Liebe dieser würde später ganz in das Mütterliche übertreten, und sie ertrüge es nicht nur, sondern förderte es auf die heilsamste Weise, wenn der Mann in den dreißiger Jahren mit einem ganz jungen Mädchen eine Verbindung einginge, dessen Erziehung er selber in die Hand nähme".

Für sich selbst hat Nietzsche diesen Sprung in das Heidentum, diesen romantischen Griechentraum nicht verwirklicht. Weder band er sich tiefer an eine „mütterliche" Freundin, noch zog er

die Folgerung aus dem Geständnis der späteren Jahre, daß es für Menschen seiner Art „keine Ehe gibt, es sei denn im Stil unsers Goethe". Er beschränkte sich darauf, seine Liebe in der Freundschaft, die er über die Ehe stellte, zwiefach auszuleben. Das „Weib in der Musik" suchend, gab er sich jugendlich an Wagner, den Meister hin; nach dem Bruch mit ihm ersehnte er den Jünger, den er dann in Peter Gast fand.

Nietzsches Befürwortung der Zeitehe krankt deshalb auch daran, daß er die Frage überhaupt nicht von der Frau her sichtet. Er schweigt darüber, ob und inwiefern für sie gleichfalls eine doppelte Heirat nacheinander wünschenswert sei. Überdies hat er nur das Bedürfnis einer bestimmten, nämlich seiner eigenen Mannesart deutlich vor Augen — nicht viel anders wie Goethe in den 'Wahlverwandtschaften', deren tragische Lösung im übrigen ebensowenig mit der von ihm im Leben durchgeführten übereinstimmt.

---

Sehen wir in Rousseau die aufschlußreichste Verkörperung eines sohnhaften Mannes, so läßt sich sein Gegensatz am schärfsten Gegner aller Naturreligion, an Augustin, dem Kirchenvater und ebenso freimütigen Bekenner seiner Liebeserfahrung, aufzeigen. Rousseau sagt von der frühen Neigung, die für sein „ganzes Leben entscheidend" geworden ist, er habe gleich beim ersten Begegnen nicht allein lebhafte Zuneigung empfunden, sondern auch „ein vollkommenes Vertrauen, welches sich nie mehr verleugnet hat". Augustins leidenschaftliche Jugendverbindung wurde nicht weniger bestimmend für sein Leben; aber ihn erfüllte das Aufflammen der Liebe nicht mit Herzensfrieden, Heiterkeit und Zuversicht, wie jener von sich berichtet. Das Weibliche zog den herrisch Liebenden hinab: „Ich stürzte mich hinein in die Liebe, die mich fesseln sollte." Wiedergeliebt, verstrickt er sich „in die Fesseln des Genusses" und läßt sich „mit schmerzbringenden Banden umgarnen, um dann gepeitscht zu werden von den glühenden Eisenruten der steten Eifersucht, des Argwohns, der Furcht, des Zorns und des Zwistes".

Gewiß, auch Rousseau erlebt die qualvolle Verwirrung erwachender Begierde, und andererseits verliert Augustin im

Dunkel der Wollust nicht ganz „der Liebe heitere Klarheit". Aber ausschlaggebend wird dem einen doch das sänftigende Glück, dem anderen die Qual und Ruhelosigkeit der ersten Liebe. Das heißt: bei jenem erhält zu Anfang das Bild der Mutter, bei diesem das des töchterlichen Weibes bezwingende Gewalt. Aus dem Widerfahrnis solchen Schicksals läßt sich vergleichend die im vorhinein vielleicht unentschiedene Einstellung des Mannes zur Frau ablesen.

Der Weg Augustins, seine Umkehr führt nun freilich nicht aus sinnlicher in eine sittliche Gemeinschaft, sondern in die Entsagung. Doch dieser Umstand widerspricht nicht grundsätzlich dem, was sein Beispiel verdeutlichen soll; er zeigt nur an, wie stark der Verdrängungsdruck war, der bei ihm auf dem mütterlichen Leitbild lastet und es durch die Glut der Sinne verhüllt. Die leibliche Mutter, deren Tod ihn um so tiefer ergreift, als seine wilde Jugend insgeheim Auflehnung gegen ihre Reinheit und christliche Milde war, wird das Gleichnis seiner zweiten übersinnlichen Liebe, die der Kirche, der himmlischen Mutter gilt. Sie ist es, die an die Stelle einer irdischen Gattin und kirchlichen Ehe tritt.

Bei geringerer Spannung der Leidenschaft, in einer beruhigten und entchristlichten Kultur, wie sie seit der Renaissance wieder anbricht, aber auch durch die Reformation bedingt ist, die das Kloster beseitigt und dem Geistlichen die Ehe erlaubt, mildert sich die religiöse Inbrunst in sittliche oder soziale Gesinnung. Die Anbetung der unbefleckten Madonna vermenschlicht sich zur Achtung der Mutterschaft. Nach der anderen Seite wirkt sich diese Wandlung darin aus, daß die Verachtung der Dirne und der unehelichen Geburt abnimmt.

Unter solchen sittengeschichtlichen Voraussetzungen verläuft das Liebesleben der herrisch-geistigen Mannesart, die aus dem Niedergang des (Augustinischen) Mönchtums entsteht, im Durchschnitt so, daß dem freien Verhältnis der Jugend in reiferen Jahren die gesetzliche Ehe folgt, und dieser Ablauf wird vom öffentlichen Urteil als natürlich und berechtigt angesehen. Vorherrschaft des Mannes ist das Merkmal dieser Haltung, und sie prägt sich schon in der Anschauung aus, daß der Mann im Bündnis der Ältere sein müsse.

Die umgekehrte, im Leben Rousseaus und Goethes verwirklichte, von Nietzsche empfohlene, in den 'Wahlverwandtschaften' angedeutete Entwicklung hat ihre Grundlage im ritterlichen Minnedienst; ihre zartesten Wurzeln liegen im Platonischen Eros: in franziskanischer Demut und Weltgläubigkeit des Mannes. Jene härtere vaterrechtliche Einstellung beherrscht noch das aufgeklärte und bürgerliche neunzehnte Jahrhundert; das gegenwärtige dagegen verrät mit dem Durchbruch des Sozialismus eine Hinneigung zum romantischen mutterrechtlichen Verhältnis der Geschlechter. Diese veränderte Auffassung, diese Beseelung der Männlichkeit erklärt unter anderem die Zunahme der Ehen, in denen der Mann jünger ist als die Frau, sowie das Bedürfnis nach Umgestaltung der Ehe, das sich in der Forderung kameradschaftlicher Gewissensbindung bekundet und ein Ausfluß vertrauender, nicht begehrender Liebe des Mannes ist. Ohne die Anerkennung der Zeitehe wäre er zu lebenslänglicher Sohneshaltung verurteilt.

---

An der Gleichberechtigung beider Grundhaltungen läßt sich ernstlich kaum noch zweifeln. Sowohl der Mann wie die Frau sind schon durch erbliche Veranlagung, die sich häufig überkreuzt, so daß im Sohn die Eigenart der Mutter, in der Tochter die Eigenart des Vaters überwiegt, zum mindesten in ihrer Ausgangslage festgelegt. Das scheinbar verkümmerte Erbteil besitzt indessen, wie die neuere Seelenforschung nachweisen konnte, im unbewußten Bezirk des Gemüts eine um so größere Macht. Schlafend bildet es den eigentlichen Antrieb der Entwicklung, die den verborgenen Besitz der Seele ans Licht zu bringen sucht und dazu den bewußten Charakter untergraben und stürzen muß.

Von den vier möglichen Ansatzpunkten einer solchen Bewegung wählt Goethe die Neigung des sinnlich-sohnhaften Mannes, der sich durch seine Ehe mit einer geistig-mütterlichen Frau eindeutig entscheidet. Glück und Mangel dieses Verhältnisses läßt der Roman nur ahnen; deutlicher tritt beides an dem die dichterische Erfindung und Zeichnung der Hauptgestalten mitbestimmenden Weimarer Erlebnis hervor. Daß die vom Dichter geliebte Frau nicht nur älter, sondern auch bereits verheiratet war

und Kinder besaß, verschärft das Bild der sohnhaft-mütterlichen Verbindung. Natürlicherweise bekommt der Mann hier die Stellung eines durch freie Liebeswahl allerdings bevorrechteten „Sohnes“. Dieser Vorzug vor den leiblichen Kindern reicht jedoch nicht aus, ihn in die unmittelbare und volle Verantwortung zu stellen, die mit der Vaterschaft verbunden ist und das Wesen des väterlichen Mannes ausmacht.

Wer gleich Hölderlin das Schicksal erfährt, seine entscheidende Jugendliebe mit einer gereiften oder sittlich überlegenen Frau zu erleben, der muß sich innerhalb unserer vaterrechtlichen Kultur, die keine Göttin mehr kennt und vom Mann die Führung fordert, als Fremdling empfinden. Und es scheint, als ob in aller Griechensehnsucht und Naturschwärmerei der nachmittelalterlichen Zeit bis zu Bachofen hin dieses Gefühl sich dunkel regte. Nur dem sohnhaften Manne öffnet sich das Reich der „Mütter“; aber es bannt ihn auch in Unselbständigkeit.

Goethe selbst entzog sich schließlich wie Hölderlin der vertrauenden Hingabe an die Frau durch die Flucht. Sein Werther sucht in gleicher Lage den Tod. In den 'Wahlverwandtschaften' löst sich Eduard von Charlotte durch die ungestüm begehrende Leidenschaft zu Ottilie, die ihn forttreibt. Hölderlin fand keine zweite Liebe, die ihm Ersatz geboten und ihn zu sich selbst geführt hätte; im Untergang besiegelte er sein reines Sohnestum. Goethe gewann die Reife seiner Männlichkeit durch die Verbindung mit Christiane. Der Baron scheitert an diesem Unterfangen, weil er auch Ottilien gegenüber die Sohneshaltung nicht preisgibt, weil er sich nicht zur Führung entwickelt. Er setzt sich nicht an die Stelle des Vaters, dessen Bild er, auf jener bedeutsamen Waldwanderung, flehentlich von Ottiliens Brust entfernt sehen möchte.

Gelänge dem Helden der 'Wahlverwandtschaften' das, wonach er im Hinblick auf sich selbst strebt, nämlich der anderen Seite seines Wesens, die der Hauptmann für ihn verkörpert, zum Durchbruch zu verhelfen, so müßte sein Wagnis einen anderen, menschlich glücklicheren Ausgang nehmen. Das lebhafte Bedürfnis nach der Nähe und Gegenwart des Freundes, das Eduard gleich anfangs ausspricht, bekundet den Drang, die un-

bewußten und durch die Ehe gebundenen Gemütskräfte im Umgang mit dem Freund, im Austausch einer gleichgeschlechtlichen Verbindung zu entfalten.

Diese Freundschaft, die gleich der entsprechenden zwischen Charlotte und Ottilie zum Anlaß der Ehestörung wird, hätte auch (wie es das Gleichnis der chemischen Mittelglieder fordert, die nicht nur Scheidungen bewirken, sondern auch vereinigen) die Lösung herbeiführen können. Denn die stille Liebe Charlottens zum Hauptmann verlangte, um sich verwirklichen zu können, von ihm die umgekehrte Wandlung: ein Aufgeben seiner kühlen Strenge, Sachlichkeit und Zucht, jener überlegenen Eigenschaften also, deren Erlangung dem Baron das Verhältnis zu Ottilie lebenstauglich, freilich auch weniger berauschend gestaltet hätte.

Die Möglichkeit einer Entwicklung des Hauptmanns ins Leidenschaftliche und Sohnhafte scheint Goethe nicht gesehen zu haben. Selber von früh auf in die weiche Verworrenheit des Herzens verstrickt und darum ahnungsvoll nach Klarheit strebend, von den Eingebungen der Kunst zu wissenschaftlicher Erkenntnis vordringend, deren reinster, abgezogener Bezirk sich ihm verschloß, war ihm die Not der lebensfernen, in Nüchternheit erstarrten Seele, das väterliche Erbteil, von Natur fremder.

Aus stoischem und christlichem Weltverzicht muß aber das geistige Vatertum verstanden werden, wenn ihm Gerechtigkeit widerfahren soll und man seine verhaltene Wucht verspüren will. Der Hauptmann ist freilich ein blasser Abkömmling dieses Mönchtums, dessen Geladenheit unmittelbar aus der Wehr gegen das verführerische Geschlecht stammt. Die Heiligkeit des entsagenden Mannes ruht auf dem düsteren Grunde des zur Seelenlosigkeit, zur Dirne verdammten Weibes. Und die väterliche Führung der Frau setzt ihre Verkindlichung voraus, ihre gewaltsame Bevormundung, ja Entmündigung.

Im Zeitalter weiblicher Bildung und Gelehrsamkeit befreit sich die Frau vorsichtig, von innen her aus der lange willig ertragenen sinnlichen Haft. Diesen Übergangszustand und geschichtlichen Augenblick, in welchem die Umbildung des Geschlechtsverhältnisses drehend gipfelt, stellt Goethe durch den Grafen und die Baronesse dar. Ihre seltsam-widerspruchsvolle

Beziehung, Ehe noch nicht und Liebschaft nicht mehr, hält auch die Mitte zwischen Eduards stürmischer Leidenschaft und der verhehlten Neigung Charlottens. Gefühl und Besonnenheit überkreuzen sich in diesen flüchtigen Gästen selbst wieder ohne Vorrang, in ironischer Schwebe.

Läge den 'Wahlverwandtschaften' zu vollständiger Durchführung des Planes ein Verhältnis zwischen dem Hauptmann und Ottilien zugrunde, wie es Charlotten einmal als möglich vorschwebt, so würde sich hier der weibliche Teil befreien, wie es im anderen Fall Eduard ist, der sich auflehnt und die Untreue begeht. Die Verantwortung fiele nun der Frau zu; der Schwerpunkt der Handlung verschöbe sich auf den Zwiespalt ihres Herzens.

Geschichtlich gesehen ist es in der Tat die töchterlich und sinnlich gebliebene Frau, die das Joch des geistig-vaterhaften Mannes abschüttelt und Gleichberechtigung verlangt. Von ihr nimmt darum in Wirklichkeit die Umformung des Geschlechtsverhältnisses und der Ehe ihren Ausgang. Die Wandlung des Mannes folgt erst aus der weiblichen Erhebung; seine freiwillige Demut, seine Faustische Verjüngung lösen die Frage, welche die Anerkennung des Muttertums stellt.

Daß Goethe den wahren Quell der wahlverwandtschaftlichen Bewegung nicht entdeckt, ist ein Grund dafür, daß er zu keinem irdisch-hoffnungsvollen Ausblick gelangt. Er kennt nur die sinnlich-sittliche Doppelseele und Zweideutigkeit des Mannes; weibgläubig in der Tiefe des Herzens, unabgelöst von der Mutter, bleiben seine Frauen einfache Wesen: Charlotte und Ottilie sind unterschiedliche Personen, keine Offenbarungen derselben Weiblichkeit.

Des gespaltenen Begehrens der Frau, der doppelzüngigen Schlange im Weibe wird sich erst der tragische Männerfreund bewußt, dessen Lebensdrama Goethe erschreckt hat: Kleist. Unverständlich für den anschaulich Liebenden erfaßt er Penthesilea und Käthchen nicht mehr als andersartig, sondern als gegensätzlich und damit als Einheit im Widerspiel. Die mütterliche Priesterin und Amazone will den Geliebten zu väterlicher Überlegenheit zwingen, um sich selbst kindlich hingeben zu können; sie

verzweifelt an seinem blind festgehaltenen Sohnestum. Die töchterlich Unterwürfige aber bricht die Härte des Gebieters und kommt zur Hochzeit und Führung.

Ottilie entbehrt diesen unbewußt hartnäckigen, herrschsüchtigen, aber auch verantwortungsfreudigen Seelenhintergrund. Ihrem Anschmiegen fehlt die verborgene Gegenkraft, die Goethe abgesondert in Luciane darstellt. Darum geht Ottilie zugrunde wie auf männlichem Feld Achill, der ewige Sohn, wie Werther, wie Hölderlin. In der Morgenröte der berufstätigen Frau bekennt Goethe sich zur versinkenden Welt. Ottiliens Tod ist die Selbstverneinung der reinen Töchterlichkeit, die Eduards Untergang nach sich zieht. Das Schicksal der Überlebenden, des Hauptmanns und Charlottens, denen die Weiterentwicklung der Handlung zufällt, beschäftigt den Dichter nicht mehr.

---

Bewußt erlebt und deutet Goethe die Wahlverwandtschaft nicht als kulturgeschichtliches Ereignis, sondern als Naturvorgang. Das heißt: ihn beschäftigt weniger ihr einmaliger Sinn in der Zeit als ihr ewiger, wiederholbarer Tatbestand im Sichtbaren. Und in dieser Hinsicht durchmißt er unvergleichlich die Reichweite der Fragestellung.

Seine naturwissenschaftlichen Betrachtungen lehren die gleiche Bindung der Gegensätze und ihre Umbildung übers Kreuz. Vor allem entwickelt die 'Farbenlehre' dieses Bezugsgesetz aller Erscheinung. Zwischen Gelb und Blau, den Farben des Lichtes und der Nacht, besteht ein kosmisches Bündnis. Rot und Grün sind die irdischen Gegenfarben und Mittelglieder, durch die jenes Urverhältnis sich verschränkt, abwandelt und belebt.

Sogar die Einseitigkeit, die Goethe bei Durchführung der 'Wahlverwandtschaften' bekundet, kehrt wieder, wenn er das Wirken der Grundfarben aufeinander näher erörtert. Wie er dort die begehrende Verbindung in den Vordergrund rückt und die vertrauende darüber aus den Augen verliert, so scheint ihm hier das pflanzliche und beruhigende Grün eine tote Vermischung, das tierisch-erregende Rot dagegen „die wahre Vermittlung vom Gelben und Blauen“ zu sein. Diese Auslegung

spiegelt noch das Bekenntnis des Dichters zur Leidenschaft, sein Unverständnis für den Sinn des Todes. Die durchgängige Parteinahme für das Leben ist es zuletzt auch, was ihn gerade hier in einen nie beizulegenden Widerstreit mit der nüchternen Wissenschaft verwickelt.

Nicht als Weltgesetz, als Menschenschicksal gestaltet Goethe darum doch den Gedanken wahlverwandtschaftlicher Entfaltung am überzeugendsten. Das dichterische Lebenswerk gibt ihm die tiefsinnigste Fassung. Faust und Gretchen haben ihre dämonischen Gegenspieler in Mephistopheles und Helena. Sie bewirken die Metamorphose, die mit der verjüngenden Entgeistigung des Mannes beginnt, um in der Verklärung der Mütterlichkeit zu enden. Und diese Lösung eröffnet auch den Ausblick auf unsere kulturgeschichtliche Lage.

Die Umbildung des Geschlechtsverhältnisses wird hier zur Vorahnung des Niedergangs vaterrechtlicher Persönlichkeitsbildung, die gleicherweise zur Heiligkeit des einen Gottes wie der Einehe führte, und der Heraufkunft mütterlicher Mächte, der Gemeinschaft und des Unbewußten, die wir zeitbestimmend unter der Maske des Sozialismus und der Psychoanalyse verspüren. Sie bewahrheiten die Erkenntnis, daß kein Lebendiges ein Eins, daß es stets ein Vieles ist. Die unendliche Mannigfaltigkeit, die sich vor Goethes Seherblick bedrohend auftut, bannt er in der Wahlverwandtschaft zu einer Quadratur des atmend kreisenden Lebens und der all-einen Liebe.

---

# Zu August v. Goethes Gedächtnis

Von Walther Vulpius (Weimar)

Hundert Jahre sind es her, daß Goethe einen der schmerzlichsten Verluste seines Lebens erlitt. Am 11. November 1830 teilte ihm der Kanzler v. Müller in Begleitung des Hofrats Vogel die Trauerbotschaft vom Tode seines Sohnes mit. Scheinbar gefaßt nahm er sie entgegen mit den Worten: „Non ignoravi me mortalem genuisse". Und doch verdüsterte naturgemäß dieser Verlust seine letzten Lebensjahre, wenn er auch nicht ahnen konnte, daß er den Beginn vom Verlöschen seines Geschlechts bedeutete.

August war am 22. April 1830 der unerträglich gewordenen Spannung seiner häuslichen Verhältnisse entflohen, um nach dem Beispiel des Vaters im Lande der Schönheit, in Italien, Befreiung und Lösung von allem zu finden, was ihn daheim bedrückte. Schrieb er doch noch von unterwegs, in der letzten Zeit in Weimar habe er wirklich nur die Wahl zwischen dem Friedhof und der weiten Welt gehabt.

Der treue Eckermann hatte ihn über Venedig und Mailand bis Genua begleitet; dann setzte August die Reise allein über Florenz und Livorno nach Neapel fort.

Obgleich er hier in heiterster Stimmung die Schönheiten der Stadt und ihrer Umgebung sowie die Freuden angenehmster Geselligkeit genoß, sprach er doch einer guten Freundin gegenüber von der Möglichkeit, daß er noch in Italien sterben könne: „Mein armer Vater wird dann meine Kinder haben, die viel besser als ich geschaffen sind, ihm Freude zu machen; sie werden auch das Glück ihrer Mutter sein. Ich werde keinem Menschen fehlen. Glauben Sie mir, hinter meinem närrischen Treiben verbirgt sich ein ernsteres Herz, als man denkt."

In Rom wurde der Goethe-Sohn begeistert von Thorwaldsen begrüßt, und an dem Maler Friedrich Preller, dem Schützling seines Vaters, fand er einen herzlich ergebenen Landsmann. Auch der Hannoversche Geschäftsträger Kestner, ein Sohn von Werthers Lotte, nahm sich freundschaftlichst seiner an.

Er war also von treu sorgenden Freunden umgeben, als er am 25. Oktober, wahrscheinlich infolge einer Pockenansteckung, heftig erkrankte und in der Nacht vom 26. zum 27. Oktober nach einem stürmischen Fieberparoxysmus in Prellers Armen seinen Geist aufgab.

So fand hier das wilderregte Herz die ewige Ruhe, von dem sein Träger beim Abschied von Daheim gesungen hatte:

Zerrißnes Herz ist nimmer herzustellen,
Sein Untergang ist sichres Los;
Es gleicht vom Sturm gepeitschten Wellen
Und sinkt zuletzt in Thetis' Schoß.

Zwei Tage danach wurden seine sterblichen Überreste unter dem Geleit der Freunde nach dem protestantischen Friedhof in Rom zur Bestattung übergeführt auf dem Wege, welchen Goethe selbst bei seinem römischen Aufenthalt in einer trüben Anwandlung als seinen letzten ins Auge gefaßt hatte:

Dulde mich, Jupiter, hier, und Hermes führe mich später,
Cestius' Mal vorbei, leise zum Orkus hinab.

Noch jetzt ist die Cestius-Pyramide das eindrucksvollste Denkmal auf diesem Begräbnisplatz. Die Verse Grillparzers am Grabe Mozart des Sohnes können auch für August v. Goethe als Nachruf gelten:

Wovon so viele einzig leben,
Was Stolz und Wahn so gerne hört,
Des Vaters Name war es eben,
Was deiner Tatkraft Keim zerstört.

Begabt, um höher aufzuragen,
Hielt ein Gedanke deinen Flug;
„Was würde wohl mein Vater sagen?"
War, dich zu hemmen, schon genug.

Den hohen Grabstein Augusts schmückt das kurz zuvor von Thorwaldsen modellierte Reliefbildnis des Verstorbenen. Auf

der darunter eingemeißelten Inschrift wird er nicht als eigene Persönlichkeit, sondern nur als der Sohn seines großen Vaters gewertet:

Goethe filius patri antevertens
obiit. Annor. XL.

So berührt uns dieses Epitaph wie eine Bestätigung jenes Eintrages, welchen August früher von einem französischen Offizier in eines seiner Stammbücher empfangen hatte:

A monsieur Goethe fils.

Si vous voulez, qu'on vous renomme,
Songez à cette vérité:
Rarement les fils d'un grand homme
Content dans la postérité.

Derselbe Gedanke kehrt, wenn auch in weniger schroffer Form, in manchen anderen Stammbucheintragungen wieder. Schließt doch Fichte die seinige mit den Worten: „Möge sodann dies Blatt Sie mahnen oder auch trösten."

Und wahrlich bedurfte Goethes Sohn solchen Trostes; denn er hat sich nie zu freudigem Selbstbewußtsein und Unabhängigkeitsgefühl durchringen können; er litt beständig bei aller hingebenden Liebe und Verehrung unter des Vaters überwältigender Persönlichkeit.

Ergreifend klingt dieses Gefühl aus der Anfangsstrophe des oben genannten Abschiedsgedichtes wider:

Ich will nicht mehr am Gängelbande
Wie sonst geleitet sein
Und lieber an des Abgrunds Rande
Von jeder Fessel mich befrein.

Wir wollen uns aber zum Andenken an August v. Goethe nicht bei trüben Betrachtungen an seinem Grabe aufhalten, sondern den Blick zurückwenden auf eine Lebensepoche, in der er den bedrückenden und überschattenden Einflüssen am meisten entzogen war und sich ungebundener Jugendfreude mehr hingeben konnte als je zuvor oder nachher.

Seine erste Ausbildung war ziemlich unsystematisch gewesen. Teilweise fand er Unterweisung bei dem Vater, besonders,

wenn er diesen auf Reisen begleiten durfte, andererseits wurde er Privat- und Hauslehrern (Eisert und Riemer) anvertraut. Mit einem größeren Kreise von Schulkameraden kam er erst in Berührung, als er in die Prima des Wilhelm Ernst-Gymnasiums zu Weimar eintrat. Leider hatte diese Anstalt kurz zuvor ihren trefflichen Direktor Böttiger eingebüßt. Sein Nachfolger Lenz war zwar ein guter Lateiner, aber ein schlechter Pädagoge. So kam es zu vielen Unbotmäßigkeiten der älteren Schüler, wobei sich auch August einmal als widersetzlicher Wortführer betätigte. Lenz verlangte nämlich von seinen Primanern die Übersetzung lateinischer in deutsche Verse, worauf ihm August erklärte, das Versemachen habe sein Vater ihm untersagt. Trotzdem hat er später und zwar, wie wir sahen, bis zu seinem letzten Lebensjahre Freude und Leid sowie seine Liebesgefühle in Gedichten zum Ausdruck zu bringen versucht, durch die allerdings das angebliche Verbot des Vaters vielfach als gerechtfertigt erscheint.

Viel besser als zum Direktor stand sich August zu dem noch jungen Professor der griechischen Sprache, dem Sohne des Homer-Übersetzers Heinrich Voß. Wie dieser für den Vater Goethe eine schwärmerische Verehrung hegte, so brachte er auch dem Sohne eine herzliche Zuneigung entgegen. Er schrieb von ihm: „Aber dieser Junge ist mein Schüler nicht; er ist mein Freund im engsten Sinne des Wortes. Am Sohne wünsche ich dem Vater zu vergelten, was er an mir tat.“

Im Frühjahr 1808 wurde Augusts Gymnasialbildung, ohne daß er eine Prüfung abzulegen brauchte, als abschlußreif betrachtet und sein Übergang zum akademischen Studium beschlossen.

Wie schwer auch dem Vater die Trennung von dem einzigen geliebten Sohne fiel, so hielt er es doch für besser, ihn von dem Schürzenbande der verhätschelnden Mutter und seinem eigenen „Gängelbande“ einmal zu lösen. Das wäre beim Übergang nach dem benachbarten Jena nur sehr unvollkommen möglich gewesen; mißbilligte Goethe doch auch das „kümmeltürkische“ Wesen an seinem Neffen Rinaldo Vulpius, obgleich bei diesem die Möglichkeit billiger Lebenshaltung den Ausschlag gegeben hatte. Goethe mag deshalb wohl auch an Göttingen gedacht

haben, wo August als Knabe schon bei der Reise nach Pyrmont in Begleitung des Vaters (1801) mit den meisten Professoren bekanntgeworden war. Dann aber entschloß er sich für Heidelberg, weil er den Sohn dort in die juristischen Studien von dem berühmten, ihm von Jena her bekannten und geschätzten Pandektisten Thibaut einführen lassen und ihn zugleich an die befreundete Familie Voß empfehlen konnte, zu der sich auch Augusts geliebter Lehrer wieder gesellt hatte.

Ein solch erster Ausflug in die weitere Welt war natürlich für den Familien- und Freundeskreis ein wichtiges Ereignis, und die Vorbereitungen wurden mit entsprechender Umständlichkeit betrieben. Schon das letzte Geburtstagsfest am 25. Dezember 1807 hatte den Charakter einer vorläufigen Abschiedsfeier, wobei ein vom Onkel Vulpius verfaßtes Lustspiel, dem Goethe und der zu Besuch anwesende Zacharias Werner Beifall zollten, von Freunden aufgeführt wurde.

Brieflich wurde der angehende Studiosus bei den Frankfurter Verwandten und Freunden, besonders auch bei Bettina Brentano, die ihm als Cicerone dienen sollte, für die Durchreise angemeldet und an die Familien Voß und Thibaut in Heidelberg sowie die altbefreundete des Major v. Luck in Mannheim empfohlen.

Weiterhin wollte Goethe den Sohn mit einem besonderen Stammbuch, dem in jener Zeit so geschätzten sozialen Bindemittel, ausstatten.

Hatte er dem Knaben einst (1801) sein Haupt- und Staatsstammbuch mit der Weisung gewidmet:

Gönnern reiche das Buch und reich' es Freund- und Gespielen,
Reich' es dem Eilenden hin, der sich vorüber bewegt . . .,

und ein zweites, das besonders für Einträge in Halle, Helmstedt und Jena zur Verwendung gekommen, mit den Versen geweiht:

Fest bewahre der Würdigen Bild, wie leuchtende Sterne
Teilte sie aus die Natur durch den unendlichen Raum,

so wollte er nun auf den Zweck des neuen Stammbuches: vornehmlich für die Einträge studentischer Kommilitonen zu dienen, durch ein entsprechendes Widmungsblatt hindeuten.

Auf diesem hat er sich besonders zeichnerisch betätigt. Mit Rührung können wir verfolgen, wieviel vorbereitende Überlegung und Studien er darauf verwandt hat und wie er bemüht gewesen ist, die mitzugebende väterliche Ermahnung in die mildeste, liebevollste Form zu kleiden.

In der Goethischen Handzeichnungssammlung des Goethe-Nationalmuseums finden wir vier Entwürfe für dieses Widmungsblatt. Auf den beiden ersten sind studentische Embleme dargestellt: Reitstiefel (Kanone) mit darinsteckendem Hieber (Schläger), auf den ein großer Studentenhut gestülpt ist, und fernerhin ein zweiter Hieber mit daraufgestecktem Stulphandschuh, beide mit Spruchbändern umwunden. Diese beiden Motive sind dann auf den folgenden Zeichnungen zusammengestellt und zwar so, daß sie ein großes lateinisches A bilden. Dem ist dann zuletzt noch die Andeutung eines landschaftlichen Hintergrundes mit einer Burgruine beigefügt. An der Hand dieser vier Vorstudien ist die endgültige Zeichnung ausgeführt.

In bezug auf die beizugebende Beschriftung hat Goethe mehrfach geschwankt. Er bezeichnet sich selbst in der endgültig gewählten Fassung als Micio, welcher dem Äschinus väterliche Mahnung erteilt. Dies bezieht sich auf die lateinische Komödie des Terenz: 'Adelphi' ('Die Brüder'), welche August vielleicht aus eigener Lektüre, ganz sicher aber von einer ihrer Aufführungen auf dem Weimarer Theater in Einsiedels freier Übersetzung her kannte. Hier bekennt sich Micio gleich in seinem ersten Monolog zu den mildesten, nachsichtigsten Erziehungsgrundsätzen, die er seinem Adoptivsohn Äschinus gegenüber zur Anwendung bringt:

. . . von Kindheit an erzog
Ich ihn. Ich halte ihn, ich liebe ihn
Wie meinen Sohn — und lebe nur für ihn.
Ich schenke, dulde, schone. Bin ihm nie
Ein strenger Vater. Ich gewinne ihn
Durch Freundlichkeit. Die Lüge ist ihm fremd.
Ich weiß um alles, was er tut, und nichts
Verhehlt er mir.

Das Wesentliche seiner Ermahnung bringt Goethe am Fuß des Widmungsblattes zum Ausdruck:

Abwesenheit des Vaters ehrt ein guter Sohn!

Das sind die Worte, mit denen Prometheus in der 'Pandora' das Bekenntnis seines Sohnes Phileros erwidert:

Ich ehre deine Gegenwart.

Auf seine Micio-Rolle kommt Goethe später noch zurück. Als er in einem Briefe vom 24. August 1809 dem Herrn Studenten eine von diesem erbetene außergewöhnliche Geldsumme bewilligt, schreibt er: „Da deine Sachen durchaus so gut gehen, so werde ich ja wohl als erprobter Micio zu diesem Nachschuß kein unfreundliches Gesicht machen dürfen." Und als im Februar 1810 August, von Heidelberg zurückgekehrt, an einer Hoffestlichkeit teilzunehmen Bedenken trägt, übernimmt es vorläufig der Vater, ihn zu entschuldigen (an Karoline v. Egloffstein, 12. Februar), „da er nun immer als Micio bekannt sei".

In den Entwürfen unseres Widmungsblattes finden wir statt „Aeschinum" einmal „Aeschinen", was wohl auf einer Namensverwechslung mit dem athenischen Rhetor Aeschines beruht, und ein anderes Mal „Pamphilum" (den „Vielgeliebten"), welcher Name Goethen wohl im Ohr geblieben war, da des Aeschinus Geliebte Pamphila heißt.

Für das Spruchband hat er zuerst — wie es scheint — die Inschrift: „Für Freundschaft" in Erwägung gezogen, sich dann aber für: „Ultima ratio" entschieden. Sehr ernst wird er diesen Hinweis auf den Gebrauch der Waffen nicht gemeint haben; wir wissen ja, welch strenge Maßregeln er im Jahre 1792 gegen das studentische Mensurwesen in Jena angeraten hatte und wie er wiederholt (in Karlsbad und bei der Rückkehr der Freiwilligen nach Weimar) bemüht gewesen ist, Ehrenhändel seines Sohnes gütlich auszugleichen.

Ja, sogar in bezug auf die Schreibung der Jahreszahl hat Goethe drei verschiedene Abarten ausprobiert, während er in der einmal gewählten Ortsbezeichnung fest geblieben ist. Nur als solche kann man das rätselhafte, etymologisch nicht zu erklärende Wort „Calegia" auffassen, das man im 'Orbis latinus' von Grässe-Benedict als ein Nebenname für Wittenberg aufgeführt findet. Es scheint zuerst von Ptolomäus gebraucht worden




Zeichnung Goethes für das Studentenstammbuch seines Sohnes August

Tafel 2

zu sein und kommt vielleicht auch noch als Bezeichnung für Gardelegen oder Halle vor. Irgendeine Beziehung zu Weimar aber, dem damaligen Aufenthalte Goethes und dem Widmungsort des Stammbuches, hat sich bis jetzt nicht feststellen lassen.

Außer dieser Widmungszeichnung befindet sich aber noch ein zweites illustriertes Blatt ungefähr in der Mitte des Bandes. Es stellt eine bunt aquarellierte, anmutige Flußlandschaft dar, die höchst wahrscheinlich auch von Goethes Hand stammt; denn sie zeigt ganz den Charakter und die Technik ähnlicher Blätter im 'Trostbüchlein'. Wenn aber Goethe am 1. April in sein Tagebuch schreibt: „Zeichnung in Augusts Stammbuch", so ist damit offenbar das Widmungsblatt gemeint, während das kleine Aquarell wohl aus vorhandenen Beständen entnommen worden ist.

Zuletzt sollte sich August nicht nur bei seinen Freunden und Verwandten, sondern auch bei seinem fürstlichen Paten, dem Herzog Karl August, verabschieden. Wir lesen darüber in Goethes Tagebuch vom 29. März: „Bei Serenissimo August präsentiert zur Beurlaubung. War gegenwärtig die Hoheit, der Erbprinz."

Somit waren neben der sachlichen Ausrüstung alle Vorbereitungen zum Auszug in die Fremde und ins freie akademische Leben getroffen.

Den liebevollen Eltern wurde der Abschied nicht leicht; mit heißen Tränen entließ ihn die zärtliche Mutter, aber auch den Vater griff das Scheiden so sehr an, daß er, wie Christiane nachher berichtet, danach mehrere Tage allein und sehr mangelhaft speiste. Frau v. Stein schickte ihrem jungen Freunde noch ein Andenken, und Frau v. Schiller verhieß ihm ein solches nachzusenden. Er küßte noch die Platten im Flur des väterlichen Hauses und bestieg früh $1/_2 5$ Uhr (am 4. April) die Reisekutsche. Der bequeme Riemer hatte sich nicht von seinem Bette trennen können, klagte aber, daß er nachher keinen Schlaf mehr gefunden habe.

Auch das obenerwähnte erste Stammbuch Augusts begleitete ihn nach Frankfurt und Heidelberg. Es hatte im allgemeinen nicht der vielseitigen Bestimmung gedient, die ihm Goethe in seinen Widmungsversen vorgeschrieben, sondern war unter seiner Leitung fast nur hohen und höchsten Personen und sonst hervor-

ragenden Männern vorgelegt worden. Nur wenige Beiträge hatte August nach eigener Neigung sammeln dürfen. Am teuersten wird ihm derjenige seiner Kinder- und Jugendliebe Karoline Schumann gewesen sein. Dieses anmutige Mädchen, die Tochter des auf großem Fuße lebenden Hofadvokaten und Landschaftssyndikus Schumann, war schon zu den Kinderredouten in höfischen Kreisen zugezogen worden und hierbei sowie späterhin auf den Vergnügungen der Gymnasiasten Augusts bevorzugte Tänzerin gewesen. Sie hatte ihm am 11. Juli 1806 ins Album geschrieben:

„Am Stabe der Hoffnung durchwandeln wir mutvoll den Pfad, den des Schicksals Gebot uns zu betreten befiehlt. Einer zerbricht nach dem andern — verwundet die Hand, die er stützte, — und doch reicht die Zauberin stets einen neuen uns dar.“

Der Abschied mag für beide Liebenden sehr schmerzlich gewesen sein; die Verbindung wurde brieflich und durch freundschaftliche Berichte aufrechterhalten. Augusts erste Sendung aus Heidelberg, von einem Ring begleitet, enthielt die Verse:

An C— S—.

Nimm diesen Ring zum Pfande;
Niemals vergess' ich dich,
Obgleich nach fernem Lande
Mein Schicksal führet mich.

Hier denke ich dein immer,
Stets sehe ich dein Bild,
Wenn sich im Mondenschimmer
Mein Herz mit Sehnsucht füllt.

Dann kommen vergangene Zeiten
Mir Armen ach! in den Sinn;
Wieviel muß ich nicht leiden!
Mit dir schwand alles hin.

Die zweite Strophe spielt darauf an, daß Karoline in Freundeskreisen der „Mond“ genannt wurde, weil sie auf einer Redoute dieses Gestirn zu allgemeinem Beifall dargestellt hatte. Andererseits lesen wir in einem Briefe Büttners, eines ehemaligen Mitschülers des jungen Liebenden, daß Karoline bei einem Besuch seiner Schwester ihre vorahnende Wehmut in dem Lied ausgeströmt habe:

Schenke mir dein Angedenken,
Liebe darfst du mir nicht schenken;
Denn das Schicksal will es nicht.

Auch die mütterliche Freundin, Frau Dr. Bucholz, berichtet mehrfach über die Sehnsucht der Geliebten, während die eifersüchtige Mutter Christiane ihr keineswegs hold gesinnt ist, sondern ihr Tanzwut, lautes Wesen und herausforderndes Betragen zum Vorwurf macht und behauptet, sie hätte sich mit anderen Freunden schon völlig über die Trennung getröstet.

Ein zweiter Eintrag persönlich-freundschaftlicher Art in jenem ersten Album stammt von der Hand eines aus Breslau gebürtigen Studenten C. G. Berger, der, von Goethe als „ewig wandernder Halbstudent“ bezeichnet, nicht nur mehrfach Botschaften und Sendungen zwischen Goethe in Lauchstädt und Prof. F. A. Wolf in Halle übermittelt, sondern auch den damaligen Primaner August v. Goethe in studentische Kreise Halles zur Teilnahme an ihren Kneipereien und „Suiten“ eingeführt hatte. Er schrieb:

Die Form ist wandelbar, die Zeit verwandelt sie.

Zum Andenken an deinen wahren Freund C. G. Berger aus Breslau in Schlesien. Halle im August 1806.

Hier finden wir auch noch ein Abschiedswort des Weimarer Gymnasialdirektors Lenz, der nachmals diesen Schüler unter 66 anderen als einen seiner besten Lateiner gerühmt hat:

Mach' deinen Raupenstand und deinen Tropfen Zeit,
Den nicht zu deinem Zweck, die nicht zur Ewigkeit. (Haller.)

Unter herzlichen Wünschen schrieb's
Ihr Lehrer und Freund Chr. Ludw. Lenz, Direktor des Gymn.
Weimar, den 22. März 1808.

Die Fahrt des jungen Reisenden ging zunächst nach Frankfurt. Hier empfing ihn die Großmutter Frau Aja mit hellem Jubel, und auch die übrigen Verwandten sowie die Freunde des Vaters, unter ihnen der Großherzog von Frankfurt Dalberg, nahmen ihn mit großer Herzlichkeit auf. Bettina Brentano aber waltete ihres Führeramtes so hingebend, daß ihm die Geburtsstadt des Vaters bald vertraut wurde wie eine eigene Heimat.

Nach dreiwöchigem, genußreichem Aufenthalt setzte er in Begleitung eines jungen Mediziners Passavant aus altbefreundeter Frankfurter Familie seine Reise nach Heidelberg fort.

Hier fand er bereits einen früheren Schulkameraden aus Weimar vor, den „kleinen" Friedrich Boie. Dieser Sohn des Musenalmanach-Begründers und Göttinger Hainbruders Heinrich Christian Boie hatte nach des Vaters Tode in der verwandten Familie Voß Aufnahme gefunden und war mit ihr nach Heidelberg übergesiedelt. Hier traf ihn August häufig im Familienverkehr, wurde aber auch in studentische Kreise durch ihn eingeführt.

Heinrich Voß hatte den einstigen Schüler schon brieflich willkommen geheißen: „Ich freue mich aufs herzlichste, Sie wieder zu sehen und auf längere Zeit an demselben Orte mit mir zu wissen. Wir wollen das alte Leben von Weimar wieder anknüpfen und am Neckar wie an der Ilm wie Freunde und Brüder leben."

Zu weiteren studentischen Bekanntschaften führten die Grüße, die ihm Berger, der dann selbst auch vorübergehend in Heidelberg auftauchte, an seinen schlesischen Landsmann v. Köckritz aufgetragen hatte. Da dieser einer der Senioren der Landsmannschaft Guestphalia war, so kam August mit den Mitgliedern dieser Studentenverbindung in freundschaftliche Beziehungen und schloß sich ihnen schließlich mit des Vaters Zustimmung als Bundesbruder an. In seinem Reise- und Poesieheft finden wir nicht nur ein Verzeichnis der Kommilitonen, sondern auch Lieder, die er für die Guestphalia gedichtet hat. Eines derselben, nach der Weise des bekannten: „Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude" zu singen, beginnt mit der Strophe:

> Der Traube Blut winkt gulden in Pokalen,
> Umschlungen von Schwarz, Weiß und Grün.
> Der Bundestag erscheinet uns Westfalen,
> Der Schläger klingt, die Herzen glühn.
> Frohes Entzücken belebe das Mahl,
> Jeglicher jauchze: Auch ich bin Westfal!

Seinen Studien lag August laut den Zeugnissen der Professoren Thibaut und Voß mit großem Fleiße und der ihm

eigenen Gewissenhaftigkeit ob, genoß aber auch auf vielfachen Spaziergängen und Ausflügen die herrliche Umgebung Heidelbergs in vollen Zügen. Ein schwarzer Pudel Türk war dabei sein treuer Begleiter.

So schrieb denn Goethe am 2. Juli 1808 von Karlsbad aus befriedigt nach Lauchstädt an Christiane: „Von Thibaut habe ich einen Brief, auch von Voß, beide übereinstimmend unter sich und mit dem, was wir von August wissen. Er macht seine Sachen ganz artig, und selbst, daß er nicht viel unter Leute mag, in einem kleinen Zirkel lebt, kann man nicht tadlen. Die Zeit, die ihm von Studien übrig bleibt, mag er froh und gemütlich zubringen."

Andererseits warnt er den Sohn aber auch als treuer Micio in mildester Form vor allzu starkem Weingenuß: Lieb ist mir auch, „aus deinem Briefe zu sehen, daß du dich auch vor diesem so sehr zur Gewohnheit gewordenen Getränk in Acht nimmst, das mehr, als man glaubt, einem besonnenen, heitern und tätigen Leben entgegenwirkt."

Trotz diesem geringen Triebe zu umfänglicherer Geselligkeit füllten sich die Blätter in Augusts Studentenalbum schnell mit einer großen Anzahl von Einträgen. Die meisten entstammen dem Kreise der Guestphalia, sie tragen den Westfalenzirkel und die Initialen des Wahlspruchs: Gloria Virtutis Comes; sie sind weder von literarischem noch persönlichem Werte. Gewöhnlich enthalten sie ein mehr oder weniger sinnig gewähltes deutsches oder lateinisches Zitat: nicht selten erweisen sie dem Besitzer des Stammbuchs dadurch besondere Aufmerksamkeit, daß sie Worte des „Papa" aus 'Faust', aus 'Claudine von Villa Bella', aus den Gedichten wiedergeben; auch Schiller wird häufig herangemüht. An eigenen Versen und Sinnsprüchen fehlt es nicht; in vielen Fällen werden Wahlsprüche und die „Memorabilia" angefügt, d. h. Notizen über gemeinsame Freuden und Leiden. Am umfänglichsten sind letztere natürlich, wenn sie sich auf Erlebnisse bei gemeinsamen längeren Wanderungen und Reisen beziehen. Sie ergehen sich meistens in abgerissenen Schlagworten und sind infolge des zur Verwendung kommenden Spezialjargons oft schwer verständlich. So finden wir hebräische

Ausdrücke wie Ohim und Zihim (aus Jesaias 13, 21 für Wüstentiere und Eulen); das häufiger gebrauchte Wort Ibis scheint den Sitzteil zu bedeuten, und was mit eigenen Wortbildungen oft derbster Art ausgedrückt werden soll, können wir zwar vermuten, aber vor den Lesern des 'Jahrbuchs' nicht aussprechen.

Am nächsten standen dem jungen Studenten natürlich seine heimischen Freunde Boie, Schumann und Schmidt, sowie später seine Verbindungsbrüder, besonders diejenigen, denen er sich auf Ausflügen und Reisen anschloß. Über diese Fahrten hat er nicht nur ausführlich den Eltern berichtet in Briefen, die auch bei den Freunden des Hauses die Runde machten, sondern auf die Anregung des Vaters hin auch eingehende, wenn auch nicht sehr bemerkenswerte Tagebücher geführt; sie sind zusammen mit seinen Poesien und sonstigen Notizen in einem gebundenen Quartheft erhalten.

Auf der Rückfahrt von einer Reise in den Odenwald mit Binge, v. Köckritz, Schumann und Rosen lernte er am 6. Juni 1808 auf einem Neckarboote zwei etwas ältere Studenten kennen, die sich im späteren Leben als die bedeutendsten seiner Kommilitonen erweisen sollten: Mittermaier und Dirksen. Es zeugt für ein gutes Urteil, daß er sich gerade mit diesen besonders angefreundet hat, obgleich sie nicht zu seiner Verbindung gehörten. Wurden sie doch beide nachmals hervorragende Rechtslehrer als Professoren in Bonn und Heidelberg, in Königsberg und Berlin; Mittermaier hat sich noch besondere Verdienste als freisinniger Parlamentarier erworben.

Ihre Einträge in Augusts Stammbuch sind deshalb wohl der Mitteilung wert:

Dirksen schreibt einen patriotischen Erguß über den Rhein, der leider auch für unsere Zeit wieder Bedeutung gewonnen hat:

„Du schöner germanischer Rhein! du stolzer und freudiger Sohn der Berge, der in Kraft fortstrudelt und in Kraft aus seinen Feuerbergen Schönheit und Fruchtbarkeit allenthalben hervortreibt; du heiliger Rhein! mit deinen geistvollen Söhnen und Töchtern, mit deinen Rebenhügeln und Quellen, woraus Feuer und Gesundheit strömen, mit den Denkmälern der alten Väter auf jedem Hügel und in jedem Tal; du wirst hinfort der

Sklave der Fremden. O! möge nur die Menschheit an deinen Ufern blühn, mögen sie hinfort nicht mehr von dem Blute der Erschlagenen rot fließen! und möge es dann Deutschland vergessen, daß es einst an beiden Ufern seine Sprache sprechen durfte!

„Wenn diese jedem deutschen Manne so nahe liegende Betrachtung deine Phantasie dereinst aus der süßen Heimat in diese Gegenden wieder versetzt, so erinnere dich auch deines in Ungeduld deines Wiedersehens harrenden, treuen Freundes und Bruders

Heidelberg, Heinrich Eduard Dirksen, stud. jur.
am 10. Sept. 1809. aus Königsberg in Preußen."

Mittermaier zeichnet sich mit einem Zitat aus 'Wallenstein' ein:

„O, über alles Glück geht doch der Freund,
Der's teilend schafft, der's teilend mehrt!

„Erinnere dich zuweilen an die fröhlichen Augenblicke, die wir zusammen verlebten, an unsre Reise, und gönne mir die Freude, dich einst wiederzusehen.

Heidelberg, 11. April 1809.

Unveränderlich dein Freund und Bruder
Mittermaier, jur. Dr. aus München."

Mittermaier hat die Worte Schillers ('Wallensteins Tod', 5. Aufzug 3. Auftritt) nicht ganz richtig in der Erinnerung behalten. Sie lauten:

Denn über alles Glück geht doch der Freund,
Der's fühlend erst erschafft, der's teilend mehrt.

An den im Jahre 1808 unternommenen Reisen in den Odenwald vom 4. bis 6. Juni und über Baden durchs Murgtal nach Straßburg vom 23. bis 30. Juli 1808 beteiligten sich außer dem einstigen Schulkameraden Schumann meistens Verbindungsbrüder der Guestphalia; in Straßburg bestieg August das Münster bis zur höchsten Spitze.

Die Veranlassung zu einer dritten Reise ergab sich durch den am 13. September erfolgten Tod der vielgeliebten Großmutter. August unternahm sie allein, um sich mit der Mutter, die Goethe als seine Sachwalterin nach Frankfurt geschickt hatte, dort zu treffen. Er kehrte auch allein nach Heidelberg zurück, um seine

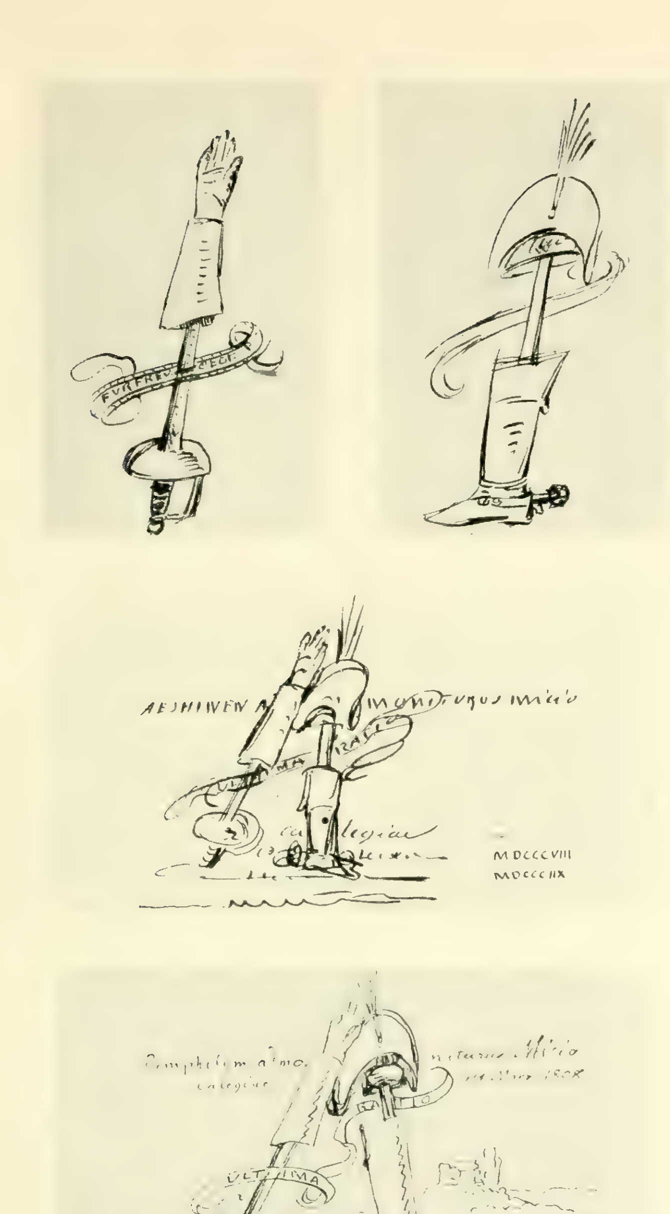
Studien nicht zu lange zu unterbrechen. Die Mutter folgte ihm später mit ihrer Gesellschafterin und Sekretärin Karoline Ulrich zu einem mehrtägigen Besuch. Die Damen fanden in seinem Freundes- und sonstigen Bekanntenkreise sehr freundliche Aufnahme. Die natürliche Heiterkeit Christianens und die Anmut ihrer jugendlichen Begleiterin öffneten ihnen aller Herzen. Kein Wunder, daß v. Köckritz in einem Memorabile des Stammbuches die Vermutung ausspricht, Karoline sei Augusts Braut, nicht ahnend, daß dieser ihr später wegen ihrer Sprödigkeit den Scherznamen „die Nonne" beilegen würde. Der lang aufgeschobene Besuch bei den alten Freunden v. Luck in Mannheim kam nun auch zur Ausführung.

Dankbar schrieb Goethe nach der Rückkunft der Reisenden an Thibaut (22. Januar 1809):

„Sie haben meiner Frau durch eine liebevolle Aufnahme und manche verschaffte Gelegenheit, die heidelbergische Gesellschaft sowie die örtlichen Umgebungen zu genießen, eine heitre Erinnerung für das ganze Leben verschafft, indem sie sich nun ihren Sohn in einer angenehmen und sichern Lage denken und mir ihre Empfindung und Überzeugung davon mitteilen kann."

Nach einem in fleißigen Studien verbrachten Wintersemester rüstete sich August im April 1809 zu einer zweiten Reise nach Frankfurt über Heilbronn und durch den Odenwald. Diesmal begleiteten ihn keine Bundesbrüder, sondern nur der schon von früher ihm bekannte Kandidat der Theologie und Philologie G. H. Moser und seine juristischen Studienfreunde Dirksen und Mittermaier. Moser hat über die Fahrt Memorabilia in Augusts Stammbuch hinterlassen, aus denen so recht die Fröhlichkeit und der Übermut der Gesellschaft ersichtlich sind:

„Unsere erste Bekanntschaft bei dem Punsch bei Voß am 10. Sept. 1808. — Dein Besuch mit Mittermaier bei mir. Verabredung der Reise. Sie kann am 1. April [1809] des Regens wegen nicht beginnen. Wir fahren am 2. Die schlechte Tafel in Sinsheim. Die Besen [Mägde] in Fürfeld. Schnee und eine Dame vor Heilbronn, in welche sich Herr Dr. M[ittermaier]. aus dem Stegreife verliebt. Heilbronn. Der Turm, wo man nicht eigentlich weiß, wo Götz v. B. gefangen lag. Schnee über Schnee,



Entwürfe zu Goethes Zeichnung für das
Studentenstammbuch seines Sohnes

der uns zu einem Fensterroman veranlaßt mit Mlle. von N. N. [Romann] und Rau. Mein Sonett und dein Madrigal. Der Herr Dr. quästioniert den Kellner. Die schauerliche Philisterstafel und ihre Theaterurteile. Der Herr Dr. droht, in einer Ekstase aus Schwäche, zu schießen; am P. [?] beginnt er seine Papirius Cursors-Rolle, die er so festhält, daß er sie nur zuweilen mit der eines Ovidius mit seinen Tristibus vertauscht. Er mietet Führer auf seine Faust und unsern Beutel. Der Kretin bei Neuenstadt an der Linde. Das Spatzenhäusel. Jagsthausen. Der Jahrmarkt zu Plundersweilern. Götziana. Kloster Schönthal. Die 16 Berlichingen. Der Pater. Die Römerschanze. Osterburken. Der Herr Dr. ist auf dem Hund und setzt alles in Bewegung. Andere Leute sind müde, aber flott. Schmollis, Herr Bruder! O! Der Irrgang. Walldürn, Lautermann [ein in Walldürn lebender relegierter Kommilitone] und das h. Blut durch den Glauben zu erblicken. Miltenberg, vorher Schnee. ☿ [= Mittwoch] [5. April]. Herr Rat Zipf von Amorbach. Fahrt [auf einem gemieteten Mainschiff]. Unsere fidelen Lagerstellen [in Stroh mit Wolldecken] des Frostes wegen. Wir schießen 'das Gevögel umher'. Wir jauchzen und singen, unter anderm die 'Pinzgauer'. Aschaffenburg. Wenig gesehen = nichts. Schnee über Schnee; Hanau. Weg dahin. ♃ [= Donnerstag] [6. April]. Das Marktschiff. Der wohlschmeckende israelitische Osterkuchen. Die Besen. Frankfurt. Wanderungen. Theater. Der seidene Herr Dr. Die Marionetten. Herr Ochsenfernes. Wir scheiden."

Auch Dirksen hat über diese Reise und andere Suiten Memorabilia hinterlassen, in denen er u. a. auf seine Reitkünste bezug nimmt. Seine Rosinante erhält den Namen „Äolsharfe"; man kann sich denken warum.

Eine letzte Reise führte den Studenten in Begleitung von vier Freunden rheinabwärts bis Koblenz, dann über Ems und Wiesbaden abermals nach Frankfurt. Auf der Rückreise machte August einen Abstecher nach Seeheim bei Darmstadt, um einen seiner liebsten Bundesbrüder, J. W. Pistor, den Sohn des dortigen Amtmanns, zu besuchen. Aufzeichnungen über diese Reise finden sich nicht in Augusts Stammbuch; doch hat er einen sehr ausführlichen Bericht darüber nach Hause geschickt.

Zugleich bat er aber den Vater, die auf zwei Jahre bemessene Studienzeit in Heidelberg abkürzen zu dürfen, angeblich weil er die Wiederkehr einer im vorhergehenden Herbst erlittenen ruhrartigen Erkrankung befürchtete, in Wahrheit aber wohl, weil ihn Berichte früherer Schulkameraden und ehemaliger Heidelberger Kommilitonen nach Jena lockten.

Nach erhaltener Einwilligung begab er sich Mitte September auf die Heimreise, erst bis Würzburg mit der Postkutsche fahrend, von da ab mit umgehängter Reisetasche zu Fuße wandernd. Am 26. traf er wieder in Weimar ein, um einen Monat später nach Jena zur Fortsetzung seiner Studien überzusiedeln.

Im Haupt- und Staatsalbum, von dem oben die Rede gewesen ist, hat August aus Heidelberg nur zwei Eintragungen mitgenommen: sie stammen von Respektspersonen, die ihm freundschaftlich nicht nähergetreten sind.

Der dänische Dichter Baggesen, der sich zu jener Zeit unter dem Einfluß der von ihm geliebten Sophia Örsted, Öhlenschlägers Schwester, gerade in einer Zeit anempfundener, ihm vor und nachher aber fremder Goethebegeisterung befand, schrieb am Vorabend von Augusts 20. Geburtstag die überschwenglichen Verse[1]):

Tiefer Bewunderung griechischer Kunst in Goethischer Bildung
    Lehrt', als Dichter, mich längst manches unsterbliche Werk
Deines zwischen Homer und Shakespeare, neben den größten
    Bildnern jegliches Volks, ragenden Vaters, o Sohn!
Feurige Liebe des Jünglinges, ach! zum liebenden Manne
    Gönnte die Ferne mir nicht, die mir den Menschen verbarg;
Immer den Schöpfer nur ehrt' ich in ihm und bebte dem Richter;
    Durch dich lernte mein Herz, daß er der Vater auch sei.
Durch dich hat sich gewandelt in gläubige Liebe die Ehrfurcht:
    Sei mir als Mittler gegrüßt, Goethes mich liebender Sohn!

Heidelberg, den 24. Dez. 1808. Baggesen.

Und Graf Leopold v. Hochberg, der morganatische Sohn und spätere Nachfolger des Großherzogs von Baden, damals zum

[1]) Gedruckt: 'Jens Baggesens Poetische Werke in deutscher Sprache. Herausgegeben von den Söhnen des Verfassers Karl und August Baggesen', Leipzig 1836, Bd. 5, S. 68; vgl. Hesse, 'Jens Baggesen und die deutsche Philosophie', Diss., Leipzig 1914, S. 27 ff.

Studium der Staatswissenschaften in Heidelberg weilend, hinterließ dem jungen Goethe kurz vor dessen endgültiger Abreise den Eintrag:

Der Mann von edler Seele, von Entschluß
Und Kraft, der seine Taten richtig wägt,
Und Fremde gütig richtet; unbefleckt
Am Leben, in der Jugend Fülle, Mann
Und Freund, er ist des Schicksals Liebling. (Herder.)

Heidelberg, den 8. Sept. 1809.

Dies schrieb zu freundschaftlichem Andenken
Leopold Graf von Hochberg.

Die Familie Voß war über das vorzeitige Scheiden ihres Pflegesohns sehr betrübt, wie wir aus einem Briefe Heinrichs an Goethe vom 26. Dezember 1809 ersehen: „Den Verlust Ihres August können wir nicht verschmerzen; mein Vater hatte ihn so lieb wie Sie mich, als Sie mich nach Weimar hinzogen. Oft, wenn es abends klingelt, meinen wir, es sei der liebe August."

Goethe seinerseits bedankte sich am 18. Oktober bei Thibaut für die wissenschaftliche Führung und die gesellschaftliche Aufnahme, die er dem Sohne hatte zuteil werden lassen, und bat für ihn um die Erlaubnis, bei demnächstigem Semesterschluß sich dem Heidelberger Lehrer in Erinnerung bringen und über den Fortgang seiner Studien Rechenschaft geben zu dürfen; jedoch lesen wir in einem Briefe Dirksens vom 10. Juli 1810: „'Schnuffel' Thibaut läßt dich zwar auch schuldigst grüßen, ist dir doch aber nicht ganz grün, weil der durch deinen Vater glaube ich versprochene Brief nicht eingelaufen ist."

Das Heidelberger Studentenstammbuch ist nur zur Hälfte gefüllt worden und weiterhin unbenutzt geblieben. Ob sein Eigentümer nicht beim Durchblättern desselben in späteren, minder glücklichen Zeiten manchmal bereut hat, die Tage seines ungebundensten Jugendglückes sich eigenwillig selbst verkürzt zu haben, dabei der wehmutvollen Betrachtung nachhängend, wie sie in den 'Tasso'-Versen zum Ausdruck kommt:

Es gibt ein Glück, allein wir kennen's nicht:
Wir kennen's wohl und wissen's nicht zu schätzen.

---

# Philipp Christoph Kayser und Goethes Notenheft vom Jahre 1778

Von Heinrich Spieß (Wiesbaden-Sonnenberg)

*Herrn Geheimrat Dr. Max Friedlaender zugeeignet*

In der 'Chronik des Wiener Goethe-Vereins' gab vor längerer Zeit Karl Rhode in zwei Aufsätzen[1]) dankenswerte Aufschlüsse über ein Notenheft, das Goethe sich in der Zeit von Oktober 1777 bis März 1778 hatte anfertigen lassen und das später aus dem Nachlaß der Ottilie v. Goethe in Privatbesitz gekommen ist. Man erfuhr, daß dieses Notenheft, von dem Hofhoboisten Joh. Mich. Wiener geschrieben, auf 36 Bogen in Quart 85 Lieder mit Melodien enthält und daß laut aufgefundener Rechnungen 24 Bogen am 15. Dezember 1777 fertiggestellt, das Ganze am 9. März 1778 vollendet war. Rhode wies von einer großen Zahl der Lieder, deren Überschriften und Anfänge er der Reihe nach aufführte, die Verfasser nach[2]), besonders aber war sein Augenmerk auf Feststellung der Herkunft der Kompositionen gerichtet, da nur bei den letzten 14 Nummern der Name des Urhebers, Freiherrn Sigmund v. Seckendorff, angegeben war. Eine sehr große Zahl der übrigen erkannte er als Eigentum Philipp Christoph Kaysers, des Jugendfreundes Goethes. Von diesem sind — in nur wenigen Exemplaren — zwei gedruckte Liedersammlungen erhalten, die mit dem Inhalt des Notenheftes fast ganz übereinstimmen. Von der ersten Sammlung L, die 25 Lie-

[1]) Band XXIII: 'Über ein handschriftliches Notenheft aus Goethes Bibliothek'; Band XXIV: 'Die Entstehung der Liedersammlung des Goethischen Notenhefts'.

[2]) Auch am Ende dieses Aufsatzes (S. 151 ff.) findet der Leser zu besserer Orientierung ein solches Verzeichnis mit Angabe der ermittelten Liederdichter und der gedruckten Quellen.

der enthält[1]), finden sich in diesem die ersten 21 Nummern in geschlossener Masse und in gleicher Reihenfolge als Nr. 35—55; von den 19 Liedern der zweiten Sammlung G[2]) 17 mehr zerstreut und in völlig anderer Ordnung als Nr. 26, 28, 30, 56—59, 61—67, 69—71. Außer diesen 38 Liedern weist Rhode aus zwingenden Gründen, die nicht wiederholt zu werden brauchen, Kayser noch die Nummern 22, 24, 26, 27, 29, 32, 34 zu. Er trägt aber kein Bedenken, auch die Melodien der wenigen dazwischenliegenden Nummern 23, 25, 33, 60 und 68 lediglich auf Grund dieser ihrer Stellung im Notenheft Kayser zuzusprechen, so daß also nach ihm von Nr. 22—71 eine ununterbrochene Reihe von Kompositionen dieses Musikers vorliegt.

Ich gehe nach eingehender Erwägung der Sachlage und Einsicht des Notenheftes[3]) noch erheblich weiter und behaupte, daß alle Melodien von 1—71 von Kayser herrühren und daß das ganze Notenheft nur zu dem Zwecke angelegt ist, um eine größere Anzahl Kayserscher Kompositionen, die sich in Goethes Händen befanden, für diesen festzuhalten. In einem bekannten Brief an den Buchhändler Reich vom 28. April 1777 schreibt Goethe: „Dann hab' ich schon seit geraumer Zeit ein paar Dutzend Lieder mit Melodien von Kaysern in Zürch daliegen; ich weiß, daß es nicht die angenehmste Ware ist, drum hab' ich bisher nichts davon gesagt. Er erinnert mich aber wieder dran, und so wollt' ich fragen, ob Sie sie brauchen oder mir sonst einen Verleger finden könnten. Sie sind, wo ich sie gezeigt habe, immer mit viel Vergnügen gespielt und gesungen worden. Wenn Klinger in Leipzig ist und Sie hätten die Güte, ihm ein Wort davon zu sagen, könnte der sich auch wohl nach jemanden umtun, der sie übernähme."

Diese Lieder nun liegen in unserm Notenheft vor, und zwar nach meiner Überzeugung schon gleich zu Beginn desselben.

---

[1]) 'Lieder mit Melodien', Winterthur 1775.

[2]) 'Gesänge mit Begleitung des Klaviers', Leipzig und Winterthur 1777.

[3]) Sie war mir durch die Güte des Besitzers, des Herrn Geheimrat Max Friedlaender in Berlin, gestattet.

Darum war auch eine Bezeichnung des Komponisten überflüssig, bis mit Nr. 72 die Seckendorffschen Melodien einsetzten.

Es ist nicht ohne Belang für unsere Untersuchung, zu wissen, seit wann sich Goethe im Besitz der von ihm erwähnten Lieder befand. „Seit geraumer Zeit" ist ein dehnbarer Begriff, und auch aus der Bemerkung, daß er „bisher" Reich nichts davon gesagt habe, läßt sich kein bündiger Schluß ziehen, da Goethe gerade in letzter Zeit ziemlich häufig an diesen geschrieben hatte. Immerhin läßt der Umstand, daß r sie schon wiederholt gezeigt, und der weitere, daß der bescheidene Kayser ihn wieder daran erinnert hatte, auf eine recht lange Zeitspanne schließen. Mit Monaten wird man rechnen müssen. Dem scheint nun zu entsprechen, wenn Rhode kurzerhand erklärt, Goethe habe am 26. August 1776 die Sendung erhalten. An diesem Tage schrieb er Charlotten: „Diese Briefe krieg' ich heut, und ich denke, es macht Ihnen Freude, guter Menschen Stimme zu hören. Hier auch, Engel, einige Melodien." Kurz darauf, am 30. August, läßt er Kayser durch Lavater für die „Musik" danken. Aber der Vermutung Rhodes stehen doch starke Bedenken entgegen. Schon der Ausdruck „einige Melodien", wo es sich um eine ganze Liedersammlung handeln soll, macht stutzig. Schwerer aber wiegen andere Erwägungen.

Kayser hatte den Wunsch, mit Hilfe seiner Weimarer Beziehungen literarische Erzeugnisse — er fühlte sich auch als Dichter — in den 'Merkur' zu bringen. Das hatte Lavater in einem an Wieland, Goethe und Lenz gemeinschaftlich gerichteten Briefe den Freunden mitgeteilt (26. April 1776). Bald darauf muß Kayser Wieland einige seiner Gedichte zugesandt haben. Als sie in den nächsten Heften des 'Merkur' nicht erschienen, wandte er sich nochmals an Wieland. Dieser sprach sich nun am 26. Juli zustimmend aus: „Das, was Ihre kleinen mir zugeschickten Gedichte schätzbar macht, habe ich wahrlich nicht darin verkannt, und bloß zufällige Ursachen haben mir noch nicht gestattet, ihnen im 'Merkur' Platz zu geben. Es soll aber in einem der nächsten Stücke gewiß geschehen." Er fährt fort: „Was Sie über Gluck geschrieben haben, hat mir Goethe noch nicht gewiesen. Er ist schon 10 Tage mit dem Herzog abwesend und wird

vor 10 Tagen schwerlich wiederkommen." Es handelt sich um die mit drei Gedichten Kaysers wirklich im Septemberheft erschienenen 'Empfindungen eines Jüngers in der Kunst vor Ritter Glucks Bildnis'. Auch sie müssen spätestens im Mai an Goethe abgesandt worden sein; denn in einem Ende dieses Monats geschriebenen Briefe fragt Kayser Lenz, ob er seine „Gefühle über Gluck" gelesen habe.[1]) Nun muß sich Kayser zu derselben Zeit, als er an Wieland schrieb, vielleicht auch erst sogleich nach Empfang der Antwort desselben — denn auch das wäre zeitlich noch möglich — nochmals an Goethe gewandt haben. Diesen Brief fand Goethe vor, als er am 13. August nach Weimar zurückkam. Er beeilte sich, ihn zu beantworten. Am 15. August schrieb er folgenden Zettel: „Wir gehen nicht nach Italien. Dies zu deiner Beruhigung. Ich trag' dich immer im Herzen. Schick' mir oft was. Bleib ruhig in Zürich! So ihr stille wäret, würde euch geholfen. — Schick' mir doch das: 'Ihr verblühet, süße Rosen', nach der französischen Melodie, die du zugerichtet hast. Grüß' Beckern! Lenz ist hier. Lebwohl! Es wird uns allen noch gut sein."[2]) Das

[1]) In dem Briefwechsel zwischen Kayser und Schubart in den Monaten April und Mai ist viel von Gluck die Rede. Kayser wird auch hier den großen Meister überschwenglich gepriesen haben. „Vergötter' Glucken, er verdient's", erwidert ihm Schubart in einem seiner Briefe.

[2]) Der Brief ist äußerst charakteristisch. Goethe schreibt an den jüngeren Freund, wie einst an Gottlieb Breitkopf oder den jungen Hetzler, von oben nach unten. Zugleich läßt der zerhackte Stil die Eile erkennen, die der Verfasser hatte, Kayser eine Antwort zukommen zu lassen. Unschwer entnimmt man dieser die Art und den Inhalt von dessen Schreiben. Kayser fühlte sich nicht wohl in Zürich und hatte den Wunsch durchblicken lassen, wie sein Freund Klinger nach Weimar zu kommen. Dieser hatte ihm am 2. Pfingsttage (27. Mai) von Gießen aus geschrieben: „Ich wollte, ich wär' bei dir, einmal und ewig. Ich hoff', daß das in Weimar geschehen soll, wenn's an einem Orte in der Welt geschieht. Treib selbst drauf, bis ich dort bin. Aus Lenzens Worten" (wohl einem Briefe desselben an Kayser entnommen) „schließ' ich viel." Und am 24. Juli schreibt Kayser an Lenz befremdet: „Sollte dir's nicht dort wohl werden können, wohin ich Flügel der Morgenröte haben möchte." Ihn von solchen Gedanken abzubringen, sind Goethes Zeilen bestimmt. Denn schon hatte er Klinger eröffnen müssen, daß er mit ihm nicht wandeln könne. Er drückte ihn (an Merck 24. Juli). Seine „Heterogeneität" hatte bereits angefangen, in den

„Schick' mir oft was" bezieht sich wohl auf den Aufsatz über Gluck, an den Kayser seinen Gönner wird erinnert haben. Der Erfolg, den Kayser durch seine Briefe erzielte, machte ihn so kühn, mit noch einem andern Anerbieten an Wieland heranzutreten, zu dem sich derselbe gleichfalls beifällig äußerte. Am 30. September schrieb er dem jungen Komponisten: „Ihr freundliches Anerbieten, mir einige von Ihnen komponierte Lieder für den 'Merkur' zu schicken, ist mir um so willkommener, da ich schon lange mit dem Gedanken umgehe, den 'Merkur' durch Lieder mit Melodien für die weibliche Hälfte der Leser interessanter zu machen. . . . Ich nehme also Ihr Anerbieten dankbarlich an, doch unter dem Vorbehalt, daß das erste dieser Lieder erst im Jänner 1777 erscheine. Sie schicken mir was und wieviel Ihnen beliebt und machen sich dadurch zu nichts verbindlich." Aus diesem Briefe kann man mit Sicherheit schließen, daß Kayser zu Ende Sep-

---

Hofkreisen Unbehagen zu erwecken. Doch ließ es Goethe nicht an Worten fehlen, die den unbefriedigten jungen Freund trösten und ermutigen sollten, was ihm auch vollkommen gelang. Unter dem Eindruck dieses Briefes schrieb Kayser an Schleiermacher: „Quäle dich nit und quäle mich nit. . . . Es wird alles anders. Seid ruhig, so wird euch geholfen, sagt Goethe. . . . Laß das doch all, und jeder in seinem Maß begnüge sich. Es wird uns allen noch gut werden, sagt Goethe." In der Nachschrift steht als Datum der 2. August. Kayser hat noch mit dem vergangenen Monat datiert. Natürlich muß es heißen: der 2. September, und der Brief muß in Riegers 'Klinger' I S. 433 seinen Platz mit dem folgenden vom 10. August tauschen. — Der Becker, den Goethe grüßen läßt, kann nur Wilh. Gottlieb B. sein, der Herausgeber der 'Muse', der am 26. Mai 1776 aus Leipzig einen Brief an Lenz sandte, in dem er sich auf Goethes Freundschaft beruft. Dieser muß ihn während seines Aufenthalts in Leipzig im März 1776 durch Oeser kennengelernt haben. Nach Weimar zurückgekehrt, läßt er ihn am 6. April durch diesen grüßen. In den Jahren 1778 und 1779 weilte Becker in Basel, von dort aus unterhielt er einen Briefwechsel mit Kayser. (Drei seiner Briefe sind 'Grenzboten' 1870, S. 506/7 veröffentlicht.) Vorher, 1777, war Becker kurze Zeit Lehrer am Philanthropin in Dessau. Aber wie kommt Goethe dazu, Kayser einen Gruß an Becker aufzutragen? Schwerlich wird dieser eine Reise nach Zürich damals unternommen haben. Aber vielleicht hatte er sich, wie an Lenz, so auch an Kayser im Interesse seiner Wochenschrift gewandt und erwartete nun Antwort von ihm.

tember seine Kompositionen noch nicht an Goethe abgesandt hatte. Aber schwerlich wird er Wielands Aufforderung unbefolgt gelassen haben, wenn auch Lieder mit Kayserschen Melodien nie im 'Merkur' gedruckt worden sind. Man darf wohl annehmen, daß die Wielandsche Zuschrift Kayser den Anstoß gab, alles, was er an Kompositionen daliegen hatte, nach Weimar, und zwar, vielleicht in Erinnerung an jenes „Schick' mir oft was", an den ihm ja viel näherstehenden Goethe zu schicken mit der Bitte, ihm womöglich für sie einen Verleger ausfindig zu machen. Dann können sie nicht vor Ende Oktober 1776 in Goethes Besitz gelangt sein.

Welche Bewandtnis hatte es nun aber mit der „Musik", für die dieser Kayser am 30. August 1776 danken ließ? Es liegt nahe, zuvörderst an die Kaysersche Melodie zu dem Liede: „Ihr verblühet, süße Rosen" zu denken, um die Goethe am 15. August gebeten hatte. Stünde dem nur nicht die einfache Tatsache gegenüber, daß bei den damaligen Postverhältnissen am 30. August, geschweige denn am 26., an welchem Tage die Sendung angelangt war, eine Rückantwort aus Zürich in Weimar noch nicht eingetroffen sein konnte. Ich weiß keine andere Antwort auf die aufgeworfene Frage als die, daß es sich um Kaysersche Kompositionen Goethischer Gedichte handelte, mit denen der Verfasser diesem eine Geburtstagsfreude machen wollte. Kamen sie doch zusammen mit Lavaters Büste an dem genannten Tage an. Man wird dann in erster Linie an die in demselben Jahre im 'Merkur' erschienenen 'Jägers Nachtlied' und 'Bundeslied' denken, ohne daß natürlich andere ausgeschlossen wären.

Die beiden genannten Lieder stehen als Nr. 33 und 34 im Notenheft an einer bemerkenswerten Stelle, unmittelbar vor der Gruppe von Kompositionen, die im Liederbuch von 1775, L, enthalten sind, also offenbar den ältesten seiner musikalischen Erzeugnisse (Nr. 35—55). Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Kopist sie aus einem gedruckten Exemplar abgeschrieben hat. Wir können auch noch feststellen, wann dies geschehen ist. Am 11. November 1777 erbat sich Goethe von Frau v. Stein 'Jägers Nachtlied' und 'Süßer Tod' (Nr. 32) und „die gedruckten, wo

'Grabet in die junge Linde' [so!] dabei ist."[1]) Die Stellung dieser Lieder im Notenheft, auf die eben hingewiesen ist, läßt klar erkennen, daß das Ersuchen an Frau v. Stein durch den Fortschritt der Arbeit an jenem bedingt war. Zugleich findet noch eine andere Stelle in dem Billet eine überraschende Erklärung. Es heißt da: „Ich bring' auch wieder ein lieblich Lied von ihm [Kayser] mit", Worte, die auf das Mondlied gedeutet worden sind. In Wahrheit dürfte Klingers 'Schottisch Lied'[2]) gemeint sein, das (Nr. 31) sich wiederum unmittelbar vor 'Süßer Tod' findet. Wir besitzen aus Kaysers Nachlaß eine Niederschrift des Liedes mit seiner Vertonung. Sie trägt die Unterschrift: „Klinger, 29. September 1777." Mag nun dieses Datum, an dessen Richtigkeit zu zweifeln wir keinen Anlaß haben, den Tag festhalten, an dem Kayser das Gedicht von dem Verfasser erhalten, oder den, an welchem er die Melodie niedergeschrieben hat, so viel ist sicher, daß er es Goethe nachträglich übersandt hat. Es wird gerade damals eingetroffen und sogleich in das Notenheft eingetragen worden sein.

Beendet war die Abschrift von L am 15. Dezember 1777. An diesem Tage stellte, wie schon bemerkt, Wiener eine Rechnung über 24 Bogen gelieferten Manuskripts aus. Auf Seite 94 des Notenhefts — die beiden ersten Seiten sind freigelassen — lesen wir, als Nr. 55, die Noten des Liedes „Dort treibt der Schäfer mit Gesang", das letzte Stück aus der Sammlung L. Text und Überschrift, die in dem Druckexemplar auf einem neuen Blatte standen, fehlen, desgleichen die vier letzten Nummern von L. Entweder war das benutzte Exemplar verstümmelt, oder aber

[1]) Boies Lied 'Der verschwiegene Schäfer' („Grabet in die junge Rinde") steht als Nr. 48 etwa in der Mitte der aus L entnommenen Lieder.

[2]) Dieses schönste der Klingerschen Lieder („Mir ist, als müßt' ich dir was sagen"), auf das Lenzens „Ich komme nicht, dir vorzuklagen" nicht ohne Einfluß gewesen zu sein scheint, ist wirklich ein „lieblich Lied", von Herder für wert erachtet, in seine Sammlung meist Goethischer Gedichte aufgenommen zu werden. Er verdankte es gewiß dem Notenheft Goethes. Auch daß ein so feinsinniger Kenner Goethischer Lyrik wie Suphan das Gedicht eine Zeitlang unserm größten lyrischen Dichter zuschrieb ('Z. f. d. Ph.' VII S. 232, 455), zeugt für seine Qualität.

der Abschreiber betrachtete mit der Ausfüllung von 24 Bogen den ihm gewordenen Auftrag als erledigt. Dann wäre bei Wiederaufnahme der Arbeit die Unvollständigkeit der Kopie übersehen oder vergessen worden.

Auf den nächsten 12 Bogen folgt nun (vor den von Seckendorff in Musik gesetzten Liedern) von Nr. 56—71 das Gros der in der zweiten Kayserschen Liedersammlung von 1777, G, zusammengestellten Melodien. Aber obwohl diese zu jener Zeit schon gedruckt gewesen sein muß, so kann man doch mit Sicherheit behaupten, daß sie dem Abschreiber nicht als Vorlage gedient hat. Denn nicht nur ist, wie schon früher gesagt, die Reihenfolge im Notenheft eine andere als im Drucke, nicht nur sind dort drei Stücke, Nr. 26, 28 und 30, schon vorweggenommen, auch der Bestand ist nicht ganz der gleiche. Es fehlen von den gedruckten Liedern G Nr. 1: „Ein Schauspiel für Götter“ aus 'Erwin und Elmire', und Nr. 9: 'An den Mond' von H. L. Wagner; dafür haben wir im Notenheft als Plus Nr. 60, das Duett aus 'Erwin und Elmire': „Ich muß, ich muß ihn sehen“, und Nr. 68: 'An den Mond' von Goethe. Haben also Nr. 56—71 so gut wie Nr. 1—34 dem Kopisten handschriftlich vorgelegen, so muß Goethe einen Grund gehabt haben, diese beiden Gruppen voneinander zu trennen, dadurch daß er zwischen ihnen L abschreiben ließ. Ich erkenne ihn in dem Umstand, daß Goethe von dem erfolgreichen Versuch Kaysers, für einen Teil seiner Kompositionen einen Verleger zu finden, wird unterrichtet gewesen sein, auch, um welche Lieder es sich handelte. So wird er die Nummern 55—71 fürs erste zurückgestellt und L den Vortritt gelassen haben. Ich glaube mich für diese Vermutung auch auf ein ganz bestimmtes Zeugnis berufen zu können. Um die Mitte des Augusts 1777 ließ Goethe Kayser durch Lavater sagen, er werde ihm das Verlangte schicken. Diese Worte, die neuerdings ohne zwingenden Grund auf Goethes Mondlied gedeutet worden sind, wurden früher als vorläufige Antwort auf eine Bitte Kaysers an Goethe um ein Motto für seine Liedersammlung G verstanden. Dieser sind auf dem Titelblatt die Worte beigegeben: „Tief aus dem Herzen hingesungen, Nehmt diese Lieder herzenein, So ist mir jeder Wunsch gelungen, So sind auch eure Freuden mein.“ Zwar hat

man — so der Herausgeber des 5. Bandes der Weimarer Ausgabe — gemeint, Kayser, der ja selbst Dichter gewesen, habe um eine solche Kleinigkeit seinen großen Freund nicht in Anspruch zu nehmen brauchen, aber ich glaube, Otto Jahn[1]), der die Verse zuerst, allerdings ohne jede Begründung, Goethe zugesprochen hat, zeigte darin ein feines und untrügliches Gefühl für Goethische Dicht- und Ausdrucksweise. Das „hingesungen" und „herzenein" tragen ganz Goethes Gepräge. Eine nicht leicht von der Hand zu weisende Übereinstimmung des Mottos mit dem Schluß des die 'Neuen Lieder' (1770) eröffnenden 'Neujahrsliedes' bestätigt unsere Vermutung: „Der Himmel geb' zur Frühlingszeit Mir manches Lied voll Munterkeit, Und euch gefall' es! Ihr lieben Mädchen, singt sie mit! Dann ist mein Wunsch am letzten Schritt, Dann hab' ich alles." Nur ist der Gedanke hier noch recht jugendlich und anakreontisch geziert, in dem Spruche einfach und natürlich ausgesprochen. Und ist es denn nicht ganz verständlich, daß sich der junge, bescheidene Kayser von dem großen Dichter, auf dessen Freundschaft er so stolz war, einen Geleitsspruch für seine Liedersammlung ausbat, wenn er dessen Autorschaft auch zu verschweigen sich genötigt sah?[2])

Ein Überblick über die, wie es scheint, im ganzen zeitlich geordneten drei Liedergruppen, Nr. 1—34, Nr. 35—55 (L) und Nr. 56—71 (G), gibt das Bild einer stetig fortschreitenden Kompositionstätigkeit Kaysers. Nur muß man L an die Spitze der Reihe stellen. Es ergibt sich dann sogleich der enge chronologische Zusammenhang zwischen den allerdings nur wenigen nach ihrer Herkunft bestimmbaren Gedichten in L mit den 24 ersten Nummern des Notenhefts. Vier der ersteren sind dem 'Teutschen Merkur' entnommen, und zwar den Jahrgängen 1773 (Nr. 37 und 48) und 1774 (Nr. 43 und 52). An letztere schließen sich an Nr. 1, 2, 3 und 14 in der Weise, daß Nr. 43 dem Januarheft, Nr. 52 und 1 dem Aprilheft, die folgenden dem Mai-, August- und Novemberheft des 'Merkur' entstammen. Ganz ebenso verhält es sich mit den dem Musen-Almanach auf 1775 ent-

[1]) 'Goethes Briefe an Leipziger Freunde.' Leipzig 1849. S. 229.

[2]) In den Sammlungen L und G sind so wenig wie im Notenheft Nr. 1—71 die Namen der Dichter und Komponisten genannt.

lehnten Liedern. Das erste der von Kayser aus demselben zur Vertonung ausgewählten Gedichte finden wir in L, Nr. 39 (S. 33); dann folgen die ungedruckten Nr. 7 (S. 85), 8 (S. 49), 9 (S. 93), 10 (S. 83), 11 (S. 61), 18 (S. 107), 20 (S. 191) und 23 (S. 145). Dieser Nachweis dürfte genügen, um die Kontinuität zwischen den in L gedruckten Melodien und den nur handschriftlich überlieferten nachzuweisen. Alle die gekennzeichneten Lieder, und so auch das in der 'Iris' I, 3 (Dez. 1774) erschienene Nr. 13, gehören dem Jahre 1774 an und sind, soweit nicht noch in diesem, gewiß in der ersten Hälfte des folgenden Jahres komponiert. Ja, man darf sie wohl alle noch der Frankfurter Zeit Kaysers zuweisen. Das Gleiche gilt sicher auch von den beiden Liedern Kaysers selbst, Nr. 22 'An mein Herz' und Nr. 24 'An Sannchen', die seiner ersten Liebe zu der Frankfurter Türmerstochter entsprungen sind. Auch zweifle ich nicht, daß die beiden Goethischen Lieder Nr. 15 'Neue Liebe, neues Leben' und Nr. 17 'An Christel' den Frankfurter Produktionen Kaysers zugezählt werden müssen. Das erst 1776 im 'Merkur' gedruckte 'An Christel' stammt erwiesenermaßen spätestens aus dem Jahre 1774 und blieb dem Frankfurter Freundeskreise schwerlich vorenthalten. Ebenso war Kayser gewiß 'Neue Liebe, neues Leben' bereits bekannt, ehe es im Märzheft 1775 der 'Iris' veröffentlicht wurde. Erschien doch an gleicher Stelle das Zwillingsgedicht 'An Belinde' mit einer Kayserschen Melodie (Nr. 26).

Mit diesem zweiten Lili-Liede sind wir bereits in den Kreis der zu G gehörigen „Gesänge" getreten. Sie haben, mit einer einzigen Ausnahme, nur die nächsten Freunde Kaysers oder ihn selbst zu Verfassern. Es konnte nicht fehlen, daß, als Kayser mehr und mehr mit den jungen Genies, den wirklichen und vermeintlichen, befreundet wurde, er sich, statt den Almanachen, den ihm von diesen übermittelten neuesten Erzeugnissen zuwandte. Vielfach wurde er von den Autoren zur Vertonung ihrer Gedichte aufgefordert. Hat ihn doch Goethe selbst gebeten, die Arie „Ihr verblühet, süße Rosen" aus 'Erwin und Elmire' nach einer französischen Melodie von Grétry für ihn auszuführen (an Gustchen Stolberg, 15. April 1775). Sein intimster Freund, Klinger, sandte ihm, wohl im Winter 1775/76, „ein Stück zur Komposition, das

gleich sein muß," mit der Ermächtigung zu ändern, was nicht passe. Er fügt hinzu: „Freu' dich, Bruder! Jenny dankt dir für deine süße Komposition von meinen Liedern" (Rieger, 'Klinger' II, Nachträge X). Ebenso schreibt ihm Miller (28. August 1775), nachdem er seine ihm, in Frankfurt, vorgespielten Lieder sehr gerühmt: „Ich wünschte, daß du mein deutsches Trinklied komponiertest. . . . Alle meine neuen Lieder sollst du haben; wenn dir welche gefallen, kannst du sie komponieren. Ich schicke sie dann . . . an Voß für den Almanach." Er gibt ihm auch den Rat, seine eignen Lieder zu komponieren, da er die am meisten fühlen müsse. Am 20. Februar 1777 dankt Kayser Lenz für ihm übersandte Verse und bemerkt: „Komponieren will ich deine Sachen, wenn ich mich angeweht fühle. Jetzt nicht, vielleicht lang nicht." Spätere Aufforderungen dieser Art, wie die von Wilh. Gottl. Becker am 11. Juni 1779, kann ich übergehen.

Die Liedersammlung G enthält je vier Lieder von Miller und Klinger, fünf von Goethe, zwei von H. L. Wagner, drei von Kayser selbst und eines aus der 'Iris'. Letzteres, 'Sapphische Ode', Nr. 58, ist einem Aufsatz Heinses im Maiheft 1775 entlehnt; man vermutet, daß es von Frau Klencke, der Tochter der Karschin, verfaßt sei.

Diese Lieder sind fast durchweg jünger als die vorher besprochenen, sie sind nachweislich zumeist in Zürich in der zweiten Hälfte des Jahres 1775 und im Jahre 1776 komponiert. Die vier Millerschen Gedichte, Nr. 66, 67, 69 und 71, hat Kayser von dem Autor zugeschickt erhalten, kurz nachdem er ihm durch Klingers Vermittlung freundschaftlich nähergetreten war. Mit den Briefen vom 28. August und 16. Oktober 1775 sandte Miller dem neugewonnenen Freunde drei Gedichte, zwei derselben sind benannt: 'An die Abenddämmerung' und 'Wiegenlied einer Mutter'; sie finden sich im Notenheft als Nr. 69 und 67. Im September hinwiederum sandte Kayser zwei seiner Gedichte an Miller, von denen eines, 'Die Gefangennehmung', vertont in das Notenheft als Nr. 56 übergegangen ist.[1]) Auch Nr. 62: das 'Lied eines Minna-

[1]) Das andere von Miller, ebenso wie die 'Gefangennehmung', höchlich gepriesene Gedicht wurde unter der Überschrift: 'Die Zeiten

sängers' (so!), das sich auch in Kaysers Nachlaß mit Melodie vorgefunden hat, gehört derselben Zeit an. Es ist der Niederschlag seiner leidenschaftlichen Liebe zu der früh verstorbenen Sängerin Nägeli, die ihn damals ganz erfüllte. Etwas späteren Ursprungs dürfte Nr. 65, 'An die Kinder', sein („Geschöpfe, klein und zart"). Wenigstens schrieb Kayser am 11. Juli 1776 mit deutlichem Anklang an dieses Lied an seine Schwester Dorothea: „Habe deine Freude an Kindern, das sind die ersten Geschöpfe auf der Welt."

Auch die vier Klingerschen Lieder, Nr. 30, 57, 59 und 70, fallen, wie es scheint, in den oben umgrenzten Zeitraum. Klinger sandte Nr. 57 („Hätt' ich dieses Sonnenstrählchen") und Nr. 59 („Nie sah ich was, das diesem glich") im Sommer 1775 an Fritz Stolberg mit der Bitte, ihnen Aufnahme im Göttinger Musen-Almanach zu erwirken; dieser gab sie am 1. Juli weiter an Voß, Voß an Boie. Nur das zweite wurde angenommen und erschien als 'Sophiens Liebe' im nächsten Almanach. Ursprünglich waren sie wohl als Drameneinlagen gedacht; in G sind beide von Kayser überschrieben: 'Lied aus einer Komedie'.[1]) In dem

der Liebe' von Wieland im Septemberheft des 'Teutschen Merkur' 1776 veröffentlicht, wovon oben die Rede war.

[1]) Rieger ('Klinger' I, S. 79) vermutet auf Grund dieser „rätselhaften Überschrift", Klinger habe in jenem Jahre „hitzigster Produktivität" (1775) auch ein Lustspiel entworfen oder begonnen, in das die beiden Lieder eingelegt werden sollten. Wer möchte dem beipflichten? Offenbar ist das Wort „Komödie" hier in dem weiteren Sinne von „Schauspiel" gebraucht, wie man ganz allgemein sagte: „in die Komödie gehen". Lenz hat seine 'Soldaten', ein ausgesprochenes Trauerspiel, in einem Briefe an Herder vom 29. September 1775 zweimal eine „Komödie" genannt, und Herder hat sich in seinem Antwortschreiben (9. März 1776) der gleichen Bezeichnung bedient. Sogar auf den Titel sollte sie kommen (Lenz an Zimmermann, Anfang März 1776). Freilich finden sich die Lieder in keinem der damals geschaffenen Dramen Klingers, sie müssen entgegen der ursprünglichen Absicht im Druck weggelassen worden sein. Die Überschrift von Nr. 57 im Notenheft gibt uns einen Fingerzeig, auf welches Werk des jungen Dichters wir unseren Blick zu richten haben. Franz ist der ideale Held einer zu der Haupthandlung kontrastierenden Liebesepisode im 'Leidenden Weib', einem der beiden im Jahre 1775 bei Weygand in Leipzig erschienenen Erstlingsdramen Klingers. Die 3. Szene des 3. Aktes stellt ihn uns „am Fenster" dar, und die beiden folgenden Szenen im Gespräch mit

Notenheft dagegen trägt Nr. 57 die Überschrift: 'Franzens Lied am Fenster', Nr. 59 kurzerhand: 'Lied', woraus ich, wie in der Anmerkung ausgeführt ist, den Schluß ziehe, daß beide zuerst bestimmt waren, in das Trauerspiel 'Das leidende Weib' eingefügt zu werden. Wirkliche Drameneinlagen sind Nr. 70: 'Die Erscheinung', eine Wiederholung des Themas von Nr. 57, und Nr. 30: 'An Jenny. Um Mitternacht'. Erstere lesen wir in den 'Zwillingen' II, 1, letztere in der 'Neuen Arria' I, 3. Die 'Zwillinge' wurden am 23. Februar 1776 zum erstenmal in Hamburg aufgeführt und im Juli gedruckt; die 'Neue Arria' erschien bereits zur Ostermesse 1776. Doch können natürlich die Lieder schon früher, unabhängig von den Dramen, gedichtet und zu Kaysers Kenntnis gekommen sein.

---

seiner „am Fenster" sich zeigenden Geliebten; die Worte: „Gib mir, Liebe, Flügel" in diesem Zwiegespräch klingen unverkennbar an den Ausgang des Liedes Nr. 57 an. Aber diese Szenen gehen in der Nacht bei Mondschein vor sich, das Lied hingegen setzt Tageslicht voraus, und Franzens Geliebte heißt nicht, wie im Liede, „Sophie", sondern wie die Heldinnen in 'Romeo und Julie' und der 'Neuen Heloise', von denen in den Liebesszenen viel die Rede ist, Julie. Der Name müßte also später geändert worden sein. Aber warum? Ich wage es, eine Vermutung auszusprechen. Klinger hatte zur Zeit seiner Arbeit am 'Leidenden Weib' oder kurz nach dessen Vollendung ein sehr peinliches Erlebnis, das ihm, wie es scheint zu Unrecht, eine böse Nachrede verursachte. Sollte das Mädchen, das in dieses Liebesabenteuer verwickelt war, „Sophie" geheißen und der Dichter sich nun entschlossen haben, ihren in dem Drama verwandten Namen nachträglich zu ändern? Schon Rieger (I, S. 71) hatte den Gedanken, die 2. Szene des 4. Aktes, Franzens Unterredung mit dem Doktor, sei erst später entstanden und dem Verleger nachgeschickt worden. Bei dieser Gelegenheit konnte die Namensänderung veranlaßt worden sein. Lenz hat Ähnliches bei seinen 'Soldaten' versucht. Beachtenswert ist in diesem Zusammenhang eine sonst sehr seltsame Namensübereinstimmung in dem auf das 'Leidende Weib' von einem hämischen Neidling verfaßten Pasquill: 'Die frohe Frau' (Offenbach und Frankfurt 1775), in dem behauptet wird, Klinger habe auch schon eine Unschuld versucht, es sei ihm aber nicht gelungen. Dort heißt die Tochter der „frohen Frau" Sophie. Sie dankt der Mutter für ihre wohltätige Belehrung, vielleicht hätte ohne diese der Tor sie auch verwirrt, und Hilaria erwidert: „Dem Himmel sei Dank! Ich bin außer Sorgen. Deine Leidenschaften sind in Ruhe, und du bist immer froh wie deine Mutter."

Von den beiden in der Liedersammlung G enthaltenen Gedichten H. L. Wagners[1]) gehört Nr. 61: 'Ein Abschiedsliedchen. Ohne Herz was thät ich hier?' wohl dem Jahre 1776 an. Es scheint von Lenzens viel bedeutenderem Lied: 'An mein Herz' beeinflußt zu sein, das, auch in seiner ersten Fassung, schwerlich vor Ende 1775 entstanden ist. Mit dem zweiten Wagnerschen Gedicht: 'An den Mond' hat es eine ganz besondere Bewandtnis. An seine Stelle ist im Notenheft Nr. 68, das in demselben Versmaß wie jenes verfaßte Goethische Mondlied, getreten. Meine Nachforschung hat ergeben, daß auch die Melodie in beiden die gleiche ist. Da sie aber nur für eines der Lieder ersonnen sein kann, so fragt es sich, für welches von ihnen. Die Frage kann ohne Bedenken beantwortet werden: nur Wagners Mondlied kommt in Betracht. Es ist in dem 'Almanach der deutschen Musen' auf 1776 zum erstenmal gedruckt, doch wird es Kayser von dem Dichter unmittelbar erhalten haben, und zwar, wie einige Varianten — wie es scheint, Verbesserungen — verraten, etwas später, doch gewiß noch im Jahre 1776. Dagegen wird niemand annehmen, daß Goethes Mondlied in der Zeit, als Kayser seine Kompositionen nach Weimar sandte, schon gedichtet gewesen oder gar in Zürich zu Kaysers Kenntnis gekommen sei. Daraus folgt, daß Goethe in dem Notenheft der Kayserschen Melodie sein Mondlied untergelegt und auch, so vertont, in eigenhändiger Niederschrift Frau v. Stein überreicht hat. Daß bei dieser Verbindung von Text und Melodie letztere das Frühere gewesen ist, hat gewiß eine große Bedeutung.[2]) Der Gedanke liegt nahe, daß

---

[1]) Auch Wagner gehörte zu Kaysers näheren Freunden. Vermutlich waren sie sich schon in Frankfurt Ende 1774 und Anfang 1775 begegnet. Jedenfalls standen sie 1776 in Briefwechsel. Am 15. Mai schrieb Wagner an den Maler Müller: „Von Zürich habe ich von Kaysern Briefe, ehestens antwort' ich ihm, und da schreib' ich ihm auch von dir; ihr müßt euch lieben, weil ich euch liebe."

[2]) Durch diese Feststellung wird die Untersuchung über die Entstehungszeit von Goethes Mondlied auf eine ganz neue Basis gestellt. Das Erscheinen desselben im Notenheft hat die neuere Forschung veranlaßt, die alte Tradition von dem Zusammenhang des Liedes mit dem Selbstmord der Christel v. Laßberg am 17. Januar 1778 umzustoßen. Jetzt scheint sie dadurch viel mehr gestützt zu werden, da das

auch das Versmaß des Wagnerschen Liedes von Einfluß auf Goethes Schöpfung gewesen sei, nicht aber ein bloßer Zufall hier gewaltet habe. So wäre das matte, sentimentale Erzeugnis der Wagnerschen Muse mitbestimmend für die Entstehung des berühmten Goethischen Liedes gewesen.

Die Untersuchung hat uns wieder zu einem der über das ganze Notenheft zerstreuten Goethischen Gedichte geführt. Es sind ihrer im ganzen elf. Vier von ihnen sind in die Liedersammlung G übergegangen: Nr. 26, 'An Belinde', dessen Melodie Goethe bereits in der 'Iris' hatte mit abdrucken lassen — sie muß also Kayser besonders lieb gewesen sein — und drei Stücke aus 'Erwin und Elmire': Nr. 28, 'Romanze', Nr. 63, die Arie „Ihr verblühet, süße Rosen", und Nr. 64, 'Bußlied'. Die Komposition von Nr. 63 ist wohl die früheste, sie ist, wie wir sahen, auf eine Anregung Goethes selbst zurückzuführen und wohl noch in Frankfurt entstanden. Im April 1775 sandte sie der Dichter an Gustchen Stolberg. Danach wird Kayser auch die andern in Angriff genommen haben. Nr. 60, das 'Duett', kam nicht in die gedruckte Sammlung, dafür aber, wie schon erwähnt, die Arie „Ein Schauspiel für Götter", die vielleicht erst nachträglich komponiert ist. Von den fünf übrigen Goethischen Liedern sind wir zweien, Nr. 15 und 17, schon unter den Kompositionen des Jahres 1774 begegnet. Zu ihnen dürfte auch Nr. 25: „Liebliches Kind, kannst du mir sagen?", aus 'Claudine von Villa Bella', gehören. Wir wissen, daß Goethe an diesem erst 1776 gedruckten Singspiel im April 1775 arbeitete, einer Zeit, wo Kayser gewiß schon in Zürich weilte. Auch dort, wohin Goethe ja im Sommer zu Besuch kam, konnte er mit der Dichtung nicht bekannt geworden sein, weil das Manuskript sich damals in den Händen Knebels befand. Indessen er-

---

Mondlied mutmaßlich gerade in jenen Januartagen in das Notenheft eingetragen wurde. Nun hat unsere Untersuchung auch die Auslegung der Briefstellen, die für eine frühere Entstehung des Mondliedes in Anspruch genommen werden, als irrig erwiesen. Damit tritt die alte Tradition wieder in ihr Recht und kann nur durch innere Gründe erschüttert werden, was bei deren subjektiver Natur sehr schwierig ist! Ich bekenne gern, daß, was ich in dieser Hinsicht in der 'Zeitschrift für deutsche Philologie', 1928, S. 75f. ausgeführt habe, nicht ausreicht, jedermann zu überzeugen.

hellt aus jenem Brief Goethes an Johanna Fahlmer, dem wir die Kenntnis seiner Arbeit an der 'Claudine' verdanken, daß es sich nur um eine Wiederaufnahme derselben handelte. Es konnte also das fragliche Lied sehr wohl schon während des ersten Entwurfs der Dichtung entstanden und Kayser bekannt geworden sein. Die Annahme einer frühen Vertonung des Liedes scheint auch durch die Tatsache bestätigt, daß in den Noten das Zeitmaß italienisch angegeben ist.[1])

Dagegen zählen die Kompositionen der in den beiden ersten Stücken des 'Merkur' erschienenen 'Bundeslied' und 'Jägers Nachtlied' zu den spätesten der im Notenheft enthaltenen Arbeiten Kaysers. Als Nr. 33 und 34 stehen sie, wie früher bemerkt, unmittelbar vor den Liedern aus L, und zwar am Ende einer kleinen Gruppe, die mit Nr. 26 beginnt und sich schon äußerlich durch bestimmte Merkmale von den zwei Dutzend ihr vorangehender, zum Druck bereits fertiggestellter Lieder unterscheidet. Fast alle diese Nummern zeigen nur Noten mit daruntergesetztem Text; wo das Lied mehrstrophig ist, wie Goethes 'An Belinde', 'Romanze' („Ein Veilchen auf der Wiese stand"), 'Bundeslied', 'Jägers Nachtlied' fehlen diese Strophen. Sodann entbehren einige, wie Nr. 26, Nr. 31 ('Schottisch Lied'), Nr. 32 ('Süßer Tod') und Nr. 34 der Angabe des Tempos. Offenbar gehören sie nicht zu der großen Sendung, von der Goethe in seinem Schreiben an Reich spricht. Sie sind, wie die „Melodien" am 26. August 1776 oder das am 7. November 1777 erwähnte 'Schottisch Lied', bei verschiedenen Gelegenheiten an Goethe geschickt und von ihm Frau v. Stein mitgeteilt worden, von der er sich zur Zeit der Anfertigung des Notenhefts 'Süßer Tod' und 'Jägers Nachtlied' zurückerbat. Außer den vier genannten Goethischen und zwei Klingerschen Gedichten (Nr. 30 und 31), ferner der gleichfalls erwähnten Herderschen Übertragung des Narrenliedes aus Shakespeares 'Was ihr wollt': 'Süßer Tod',

[1]) In der Liedersammlung L ist durchweg das Tempo mit italienischen, in G und so auch in den nicht zum Druck gekommenen Liedern mit deutschen Kunstausdrücken bezeichnet. Nur in den beiden Arien und dem Duett aus 'Erwin und Elmire' herrscht wie in obigem Liede noch die fremde Sprache.

gehören dieser Gruppe an: 'Der Liebhaber', Nr. 27, und 'Nachschlag', Nr. 29, von Lenz am 28. Dezember 1775 in Straßburg gedichtet.[1])

[1]) Am 20./23. Januar 1776 sprach Kayser in einem Brief an Röderer sein Entzücken über diese Lenzische Schöpfung aus. Die Herausgeber der 'Briefe von und an J. M. R. Lenz' vermuten, daß Kayser sie von dem Verfasser zum Komponieren erhalten habe als Ersatz für einen ihm versagten Operntext, um den der junge Komponist seinen Freund in einem undatierten Briefe gebeten hatte. Sie setzen deshalb diesen (Nr. 94) Anfang Januar 1776. Man könnte das gelten lassen, wenn nicht andere Erwägungen eine spätere Datierung, wie mir scheint, besser begründeten. Lenz hatte (wohl in Nachahmung der Goethischen Schenkung des 'Neueröffneten moralisch-politischen Puppenspiels' an Klinger) Kayser seine 'Flüchtigen Aufsätze' zur Veröffentlichung überlassen. Dieser dankte ihm dafür, beglückt, vor aller Welt der Herausgeber von Lenzens Sachen sein zu dürfen. Das scheint ihn zu dem Gedanken ermutigt zu haben, mit dem berühmten Dichter gemeinschaftlich ein größeres Werk zu schaffen. In jenem Briefe bittet er ihn um ein Stück dramatischer Poesie, um es nach seinen „Ideen" zu komponieren. Das muß ihm Lenz rundweg und vielleicht, wie es seiner Art nicht fern lag, in etwas verletzender Form abgeschlagen haben. Aber Kayser antwortete ohne Empfindlichkeit. Ich betrachte ein Mitte Mai abgesandtes Schreiben (Nr. 170) als seine Antwort. Es beginnt mit der Abwehr eines dem Verfasser gemachten Vorwurfs, und dann heißt es: „Ich habe längst über gewisse Dinge ganz anders gedacht — und dein Zettel aus Weimar trifft mich nicht." Darauf erwiderte Lenz am 7. Juni (Nr. 181): „Lieber Kayser, es freut mich um deinetwillen, daß du mir meinen letzten Brief nicht übel genommen. Sei versichert, daß ich dich liebe und den Geist, den ich aus den herabfallenden Blüten deiner Kompositionen ahnde, zu ehren weiß." Diese Versicherung soll doch eine durch ihn hervorgerufene Kränkung des künstlerischen Selbstgefühls seines Freundes wieder gut machen. Sind diese Folgerungen richtig, dann würde Kaysers undatierter Brief wohl noch nach Straßburg Ende März oder Anfang April gerichtet und von dort Lenz nachgeschickt worden sein. Dieser wird ihn im Laufe des April erhalten und Anfang Mai beantwortet haben. Dieses ersten Briefs, den Kayser von Lenz aus Weimar erhielt, gedenkt Klinger in seinem Schreiben an ersteren vom 27. Mai (s. o. S. 135 Anm.). In dieser ganzen Zeit macht sich auch sonst bei Kayser das Streben bemerkbar, sich mehr hervorzutun, aus der Enge seines Züricher Lebens an die Öffentlichkeit zu treten. Es war die Periode seiner Begeisterung für Gluck, der ihm als leuchtendes Vorbild vor Augen stand; es war die Zeit, wo er den Wunsch hatte, sich auch literarisch einen Namen zu machen. War

Diese beiden im Notenheft durch Goethes 'Romanze' getrennten Strophen bilden ein Gedicht, in dem (nach Goethes Vorgang) dem Stimmungswechsel ein solcher im Rhythmus entspricht. Die Überschriften 'Liebhaber' und 'Nachschlag' sind, wie besonders die zweite, der musikalischen Sphäre entlehnte Benennung beweist, auf Kaysers Rechnung zu setzen, der sich in derartiger Namengebung gern versuchte. Vielleicht waren beide Kompositionen der am 26. August 1776 in Weimar angekommenen Sendung Goethischer Lieder beigefügt, wie auch Nr. 30, Klingers 'An Jenny. Um Mitternacht'; denn Lenz und Klinger weilten ja damals in Goethes Nähe. Man darf sich wundern, daß Kayser nicht auch Nr. 27 und 29 in die Sammlung G aufgenommen hat, gehört doch auch Lenz zu seinen nächsten Freunden. Der Grund wird darin liegen, daß dieser das noch ungedruckte Gedicht nicht in eine anonyme Liedersammlung einreihen lassen wollte.

Sehr schwer zu sagen ist es, wie und wann Nr. 32, 'Süßer Tod', in Kaysers Hände gekommen ist. Das Notenheft bietet uns das Lied in doppelter Gestalt. Neben der Kayserschen Vertonung findet sich, Nr. 72, eine von Seckendorff. Auch der Text zu beiden Melodien ist verschieden. Von Kayser ist, abgesehen von einigen Varianten, die ursprüngliche Fassung der Herderschen Übertragung benutzt, wie sie der Autor am 28. Oktober 1770 an Karoline Flachsland und Merck gesandt hatte, von Freiherrn v. Seckendorff die für die 'Volkslieder' (1778) umgearbeitete Form. Da Kayser mit Herder nicht in brieflichem Verkehr stand, muß das Lied über Weimar an ihn gelangt sein. Gewiß hat es Goethe schon in seiner Straßburger Zeit gekannt. Wir haben aber keinen Anhalt dafür, daß es etwa schon vor Herders Ankunft im Weimarer Freundeskreise umlief. So hat es wahrscheinlich erst nach dieser, d. i. Michaelis 1776, seinen Weg nach Zürich gefunden.

---

es seine Liebe zu der Sängerin Nägeli, die ihm diese Impulse gab? Beachtenswert ist in diesem Zusammenhang eine Bemerkung in einem wohl in den Vorfrühling fallenden Briefchen an Schleiermacher. Indem er seinen Klinger grüßen läßt, bittet er ihm zu sagen, er trage sich mit großen Dingen und Projekten, die diesem aber nicht schaden sollten, denn er bleibe ihm treu.

Durch Goethe? Oder durch Lenz, der noch zwei Monate mit Herder in Thüringen lebte und ihm sehr nahestand? Wie dem auch sei, jedenfalls scheint es, als ob 'Süßer Tod' erst nachträglich (im Jahre 1777) von Kayser abgesandt sei. Darf man aus Goethes Versprechen, als er 'Süßer Tod' zurückforderte, er werde Charlotten v. Stein auch wieder ein lieblich Lied von Kayser mitbringen, schließen, daß er vor nicht langer Zeit unter gleichen Umständen auch mit jenem der geliebten Frau eine Freude gemacht habe?

Wenige Tage nach Beendigung der Eintragungen in das Notenheft sandte Goethe (am 17. März 1778) an Gustchen Stolberg einige seiner Lieder, „komponiert von einem lieben Jungen, dem Fülle im Herzen ist". Es liegt nahe, zu vermuten, daß es neue, der Freundin noch unbekannte Gedichte gewesen seien, und diese Annahme scheint durch die Mahnung bestätigt zu werden, weder Lieder noch Melodien abschreiben zu lassen. Aber unter allen von Kayser vertonten Goethischen Gedichten war damals nur das Mondlied noch ungedruckt. Dagegen befand sich unter den Seckendorffschen Kompositionen noch ein solches: 'Der Fischer', an das zu denken indessen die Charakterisierung des Autors verbietet. Als „lieber Junge" konnte nur Kayser, nicht der bereits im 34. Lebensjahre stehende, überdies der Gräfin Stolberg wenigstens dem Namen nach bekannte Freiherr v. Seckendorff bezeichnet werden. So lassen sich öfters derartige Notizen nicht ganz rein und befriedigend auflösen.

## Verzeichnis der von Kayser vertonten Lieder des Notenhefts.

| Nr. | Überschrift | Liedanfang | Verfasser | Druck |
|---|---|---|---|---|
| 1 | Auf das erste Veilchen | Sei mir gegrüßt! Der Frühlingskinder erstes | Charlotte v. Stein | M 74, IV |
| 2 | Nachtgedanken | Senk' dich, o Gram | L. v. Goechhausen | M 74, V |
| 3 | Daphnis an den Schlaf | Sinke, holder Schlaf, hernieder! | Bertuch | M 74, VIII |
| 4 | Mein Mädchen | Mein Mädchen hat ein Augenpaar | ? | ? |
| 5 | An den Frühling | O lieber Lenz, wie leer sind deine Felder! | ? | ? |
| 6 | Der Deutsche | Stolz ist des echten Deutschen Mut | v. Einsiedel | ? |
| 7 | Die Schiffende | Sie wankt dahin | Hölty | A 75 S. 85 |
| 8 | Das Traumbild | Geliebtes Bild, das mir | Hölty | A 75 S. 49 |
| 9 | Bei Nacht | Willkommen, frohe Nacht | Miller | A 75 S. 93 |
| 10 | Lied eines deutschen Knaben | Mein Arm wird stark | Fr. L. v. Stolberg | A 75 S. 83 |
| 11 | Der Abend. An Elise | Mit den Abendwolken eilet | Miller | A 75 S. 61 |
| 12 | Die Nacht | Alles schläft auf unsern Matten | v. Cronegk | ? |
| 13 | An Chloe | Holdes Mädchen, unser Leben | G. Jacobi | I I, 3 (74, XII) |
| 14 | An die schlafende Psycharion | Umflatter' mir des besten Mädchens Wangen | L. v. Goechhausen | M 74, XI |
| 15 | Neue Liebe, neues Leben | Herz, mein Herz, was soll das geben? | Goethe | I II, 3 (75, III) |
| 16 | Lebenssatt | Ich bin des Leidens müde | ? | ? |
| 17 | An Christel | Hab' oft ein' dummen, düstern Sinn | Goethe | [M 76, IV] |
| 18 | An den Mond | Geuß, lieber Mond | Hölty | A 75 S. 107 |
| 19 | Meine Seligkeiten. Im Herbstschatten gesungen | Glücklich bin ich, du mein Kind | ? | ? |
| 20 | Chloe | Ihr Schäferinnen alle | G. Jacobi | A 75 S. 191 |
| 21 | An einem Sommerabend | Sanft aus Silberwogen hebet | ? | ? |
| 22 | An mein Herz | Armes Herz, so tröst' dich doch | Kayser | ——— |
| 23 | Nonnenlied | Hinweg, o Bild, entweihe nicht | Miller | A 75 S. 145 |
| 24 | An Sannchen | Den ganzen Tag wallst du mit mir | Kayser | ——— |
| 25 | ———[1]) | Liebliches Kind, kannst du mir sagen? | Goethe | [Claud. v. V. B. 76] |
| 26 | An Belinde[2]) | Warum ziehst du mich unwiderstehlich?[3]) | Goethe | G 10 [I II, 3 75, III] |

[1]) Tempo in italienischer Sprache. [2]) Tempoangabe fehlt.
[3]) Der Text fehlt (abgesehen von der ersten Strophe).

| Nr. | Überschrift | Liedanfang | Verfasser | Druck |
|---|---|---|---|---|
| 27 | Der Liebhaber | Die Todeswunde tief in meiner Brust | Lenz | ——— |
| 28 | Romanze [1]) | Ein Veilchen auf der Wiese stand [2]) | Goethe | G 2 I 75, III |
| 29 | Nachschlag | Sanfte Freuden meiner Jugend | Lenz | ——— |
| 30 | An Jenny. Um Mitternacht | Dumpf ruft die Glocke | Klinger | G 16 |
| 31 | Schottisch Lied [1]) | Mir ist's, als müßt' ich dir was sagen | Klinger | ——— |
| 32 | Süßer Tod [1]) | Süßer Tod, süßer Tod komm | Herder | ——— |
| 33 | Bundes-Lied | In allen guten Stunden [2]) | Goethe | M 76, II |
| 34 | Jägers Nachtlied [1]) | Im Felde schleich' ich still und wild [2]) | Goethe | M 76, I |
| 35 | Die Bestimmung der Liebe. An Emma | In azurner Himmelsferne | ? | L 1 |
| 36 | Lied beim Punsch | Trinkt, Brüder, trinkt den Punsch | ? | L 2 |
| 37 | Lied | Wann im leichten Hirtenkleide | G. Jacobi | L 3. M 73, I |
| 38 | Die Morgensonne | Sie kommt, die Morgensonne | ? | L 4 |
| 39 | Die Schlummernde | Eingewiegt von Nachtigallentönen | Voß | L 5. A 75 |
| 40 | Die Unschuld | Unschuld thront in der Brust | ? | L 6 |
| 41 | Lied | Geliebtes Mädchen, nimm dies Lied | ? | L 7 |
| 42 | Lied einer Schäferin | O! ich höre, wie beim Quell | ? | L 8 |
| 43 | An Lenetten | Ein Gott der Freude setzte dich | G. Jacobi | L 9. M 74, I |
| 44 | Trinklied | Freund, sieh die vollen Flaschen blinken | ? | L 10 |
| 45 | Abendlied eines Hirten | Goldne Sonne, fliehst du schon? | ? | L 11 |
| 46 | An die Schäferin | O, fühltest du die Liebe minder | ? | L 12 |
| 47 | Amor | Amor wandelt an dem Bach | ? | L 13 |
| 48 | Der verschwiegene Schäfer | Grabet in die junge Rinde | Boie | L 14. M 73, I |
| 49 | Chloe | Welche blühende Natur | ? | L 15 |
| 50 | Mein Mädchen | Wenn man mir ein Mädchen nennt | Chr. F. Weiße | L 16. Kleine lyrische Gedichte 1772 |
| 51 | An Damon | Damon, eile zu dem Hain | ? | L 17 |
| 52 | An Fanny | Sieh, Fanny, an der Rose hier | Bertuch | L 18. M 74, IV |
| 53 | Auf das erste Blümchen | Sei von aller Mund geküßt | ? | L 19 |
| 54 | Die gute Stunde | Das Glück ist rund | K. E. K. Schmidt | L 20 |

[1]) Tempoangabe fehlt.
[2]) Der Text fehlt (abgesehen von der ersten Strophe).

| Nr. | Überschrift | Liedanfang | Verfasser | Druck |
|---|---|---|---|---|
| 55 | ? | Dort treibt der Schäfer mit Gesang [1]) | ? | L 21 |
| 56 | Die Gefangennehmung | Ein Kettchen leicht und schwer | Kayser | G 14 |
| 57 | Franzens Lied am Fenster | Hätt' ich dieses Sonnenstrählchen | Klinger | G 5 |
| 58 | Sapphische Ode | Mirtill, wenn deine Lippen mich berühren | Frau Klencke | G 11. I 75, V |
| 59 | Lied | Nie sah ich was, das diesem glich | Klinger | G 6. A 76 |
| 60 | Duett aus Erwin und Elmire [2]) | Ich muß, ich muß ihn sehen | Goethe | — I 75, III |
| 61 | Ein Abschiedsliedchen. Ohne Herz was tät' ich hier | Willst mir, liebes Herz, entfliehen? | H. L. Wagner | G 7 |
| 62 | Lied eines Minnesängers | Von Cupidos schnellem Bogen | Kayser | G 8 |
| 63 | Arie aus Erwin und Elmire. Nach dem Hauptthema einer französischen Melodie ausgeführt [2]) | Ihr verblühet, süße Rosen | Goethe | G 4. I 75, III |
| 64 | Bußlied | Sieh mich, Heil'ger, wie ich bin | Goethe | G 3. I 75, III |
| 65 | An die Kinder | Geschöpfe, klein und zart | Kayser | G 13 |
| 66 | An Minna | Blicke schlossen unsern Bund | Miller | G 17 |
| 67 | Wiegenlied einer Mutter | Schlaf, mein Püppchen, ungestört | Miller | G 18 |
| 68 | An den Mond | Füllest wieder 's liebe Tal | Goethe | ——— |
| 69 | An die Dämmerung | Wie warst du, kühle Dämmerung | Miller | G 12 |
| 70 | Die Erscheinung | Heiter kehrest du, o Licht | Klinger | G 15 |
| 71 | Liebestaumel | Was gehn mich Erd' und Himmel an? | Miller | G 1 |

[1]) Der Text fehlt (abgesehen von der ersten Strophe).
[2]) Tempo in italienischer Sprache.

Zeichenerklärung:

M: 'Teutscher Merkur'.
A: 'Musen-Almanach' (Göttingen).
I: 'Iris'.

# Die Charakterologie des großen Menschen in den Gesprächen Goethes mit Eckermann

Von **Werner Schultz** (Hamdorf, Kreis Rendsburg)

Das Problem des großen Menschen wurde in der deutschen Geistesgeschichte am intensivsten zuerst in der Geniebewegung der Sturm- und Drang-Periode erlebt. Der junge Goethe wurde durch Herder in Straßburg in diese Bewegung hineingerissen. So nachhaltig war der Einfluß dieser Bewegung auf ihn, so tief erschütterte sie seine Seele, daß der große geistige Kampf des jungen Goethe, der in dem „glühenden Wirbel" der großen Jahre 1773—75 seinen Höhepunkt erreicht, nur als ein Ringen mit jener Problematik des großen Menschen verständlich wird. Die erbärmlich kleinen Zeitgenossen durch das Vorbild des großen Menschen aufzurütteln, sich selbst immer stärker zu solchem Vorbild zu erheben, das war das letzte Ziel seines jugendlichen Ringens. Alle dramatischen Schöpfungen und Entwürfe jener Zeit sind hiervon unmittelbares Bekenntnis: 'Götz', 'Werther', 'Cäsar', 'Sokrates', 'Mahomet', 'Prometheus' und 'Faust'. Das Menschentum, das in immer neuen Formen vor dem geistigen Auge des jungen Goethe ersteht, erhebt sich auf der großen neuen Verkündigung Rousseaus von der Natur. Es ist ein Menschentum, dem das Heldische gleichsam im Blut liegt. Unbesiegbare Kraft, die noch nicht durch die Dualität von Geist und Leib zerspalten ist, die unmittelbar aus der Natur herausgewachsen ist, Originalität, titanisches Selbstgefühl, das zum Trutz der Götter und Menschen in sich selber ruht, unersättlicher Durst nach Tat und Genuß sind seine Hauptzüge. Der naturhaft gewachsene große Mensch kennt nicht den Unterschied von Gut und Böse. „Was wir von Natur sehen, ist Kraft, die Kraft verschlingt, . . .

schön und häßlich, gut und bös, alles mit gleichem Rechte neben einander existierend."[1]) Er erwächst vielmehr aus dem Gegensatz von Unendlichkeit und Begrenzung. Die entscheidende Frage lautet hier: wie kann der von titanischen Kräften erfüllte große Mensch die Grenzen, die ihm aus der Zeit, dem Schicksal und der Welt erwachsen, überwinden oder sich ihnen gegenüber behaupten.[2])

Der junge Goethe hat mit der Beantwortung dieser Frage gerungen unter dem Einsatz seiner gesamten Kraft. Aber eine letzte, befriedigende Antwort hat er nicht gefunden. So begleitete ihn mit dem Fragment gebliebenen 'Urfaust' das Problem des großen Menschen nach Weimar. Welche Wandlung in den dann folgenden Jahrzehnten die Gestalt des großen Menschen erfahren hat, erhellt aus jenen Sätzen seiner Selbstbiographie, in denen er auf die Genieperiode zurückblickt: „Es war noch lange hin bis zu der Zeit, wo ausgesprochen werden konnte: daß Genie diejenige Kraft des Menschen sei, welche durch Handeln und Tun Gesetz und Regel gibt. Damals manifestierte sich's nur, indem es die vorhandenen Gesetze überschritt, die eingeführten Regeln umwarf und sich für grenzenlos erklärte" ('Dichtung und Wahrheit', Werke 29, 146). In diesen Sätzen wird zugleich die Struktur jenes ungeheuern Gestaltwandels der Menschenschau Goethes bloßgelegt. Die Verschiebung dieser Struktur wird an den Begriffen „Grenzenlosigkeit" und „Gesetz" offenbar. Lag das Charakteristikum des großen Menschen der Goethischen Jugend in der Betonung seiner Unendlichkeit, so liegt es jetzt in der Hervorhebung seiner Gesetzhaftigkeit. Was bedeutet das?

Auf der Reise nach Italien und später im Verkehr mit Schiller und Wilhelm v. Humboldt gewinnt Goethe einen neuen Begriff des Menschen. Die Kunst der griechischen Klassik und die Form der italienischen Landschaft vermitteln ihm die Linien dieser Gestalt. Liefen diese Linien bei dem großen Menschen seiner Jugend stürmisch ins Unendliche, entspringen sie hier einem irrationalen Dunkel, um später wieder darin unterzutauchen, so neh-

---

[1]) Werke 37, 210.

[2]) Vgl. Karl Viëtor, 'Der junge Goethe' S. 41ff., 59f., 63, 107ff.

men sie nun den Charakter ruhiger Klarheit an und sammeln sich zu einer streng gesetzhaften, harmonisch geschlossenen Form. Alles Willkürliche, alles Drängen und Aufbegehren des Ich verschwindet jetzt vor der strengen Bindung an die objektive Form. Der klassische Mensch hat das Ziel seines Wesens erreicht, wenn es ihm gelungen ist, alle Teile seiner Existenz zu einer harmonischen Totalität zu vereinigen, dem Form- und Grenzenlosen zugunsten einer regelhaft gegliederten Ordnung zu entsagen. Bändigung der Kraft durch Gesetz, Ordnung, Regel: das ist hier das Ziel. Ist auf diese Weise jene Gefahr vermieden, die dem großen Menschen der Jugend aus seiner Regellosigkeit erwuchs, so ergibt sich nunmehr die zum mindesten ebenso gefährliche Situation, daß gerade die Größe des Menschen bei der Bindung unter das Gesetz verkümmert. Denn alles Gesetzmäßige, Form- und Regelhafte wird gekennzeichnet durch die Eigenart des Typischen, alles sich von andern Gegenständen Abhebende, alles Eigentümliche und Besondere auszugleichen, zu nivellieren. Gerade diese Tendenz aber ist vernichtend für das Wesen des Großen. Denn mag dieses inhaltlich wie auch immer zu bestimmen sein, als Form erfüllt es nur dann seinen Sinn, wenn es jäh und steil aus der Masse zu einsamer Höhe sich heraushebt. Gerade diesen Zug vermissen wir aber bei dem klassischen Menschen. Und es ist tatsächlich zu beobachten, daß Goethe in jenem Abschnitt seines Lebens, wo sein Sehen von dem Formgefühl griechischer Klassik bestimmt war, das Problem des großen Menschen verliert, weil sein Auge von den Linien des Typisch-Regelhaften wie gebannt war. Die Gestalt des großen Menschen wird von der Gestalt des schönen Menschen völlig verdrängt.

Erst im Alter taucht jene Gestalt und die mit ihr gegebene Problematik wieder auf. Wie die Brüder Boisserée ihm gleichsam wieder die Augen öffneten für den Wert der großen, in unendlicher Ferne sich verlierenden gotischen Linie, so wandte sich jetzt sein Blick, von zu enger Bindung an die klassische Form befreit, wieder den großen Gestalten der Menschheit zu. Wie dies Sehen des Alters verlief, mit welchen Inhalten es sich erfüllte und wie es sich verhält zu dem Sehen der Jugend und der Höhe des Lebens, wäre von Wert festzustellen.

Als eine Quelle ersten Ranges für die Analyse jenes Sehens müssen die Gespräche Goethes mit Eckermann angesehen werden. Wie in diesen Gesprächen ein Material verborgen liegt, das von der Goetheforschung noch lange nicht genügend ausgeschöpft ist, so ist bisher noch nicht beachtet worden, daß das Thema des großen Menschen sich durch die Gespräche wie ein fortlaufendes Band hindurchschlingt. Nicht nur werden umfangreiche allgemeine Untersuchungen über die Beschaffenheit des großen Menschen angestellt und seine charakteristischen Wesenszüge bestimmt. Es wird auch immer von neuem auf große Persönlichkeiten der Geistesgeschichte zurückgegriffen und ihre Eigenart in wiederholten Gesprächen immer stärker herausgearbeitet, so daß sie allmählich als sichtbare Gestalten aus der Fülle des Gesprochenen herauswachsen. So erstehen vor dem Leser Napoleon, Schiller, Lord Byron, Shakespeare, Karl August. Weitere große Persönlichkeiten wie die griechischen Tragöden, Raffael, Rubens, Dante, Luther, Calderon, Lessing, Mozart, Molière werden gelegentlich hervorgehoben und mit einigen kurzen Strichen skizziert. Diese Themaführung bei Eckermann muß um so mehr auffallen, als sie sich in den uns überlieferten Gesprächen Goethes mit andern Männern wie mit Soret oder dem Kanzler v. Müller nicht findet. So wird zwar in den Unterhaltungen Goethes mit dem Kanzler v. Müller Napoleon wohl öfter erwähnt; aber nirgends ist auch nur der Versuch einer näheren Charakterisierung seiner Größe überliefert. Dieser Sachverhalt muß seine Motivierung finden in einer Eigenart Eckermanns. Wie er in seinen 'Gesprächen' Goethe selbst nur als den vollkommenen Menschen sehen läßt, der von olympischer Höhe und in überlegener Ruhe und Klarheit auf das Leben und Treiben um sich herabblickt, wie er die Linien Goethischer Persönlichkeit sich immer in klassischer Harmonie und Schönheit abrunden läßt, so zieht ihn die Tendenz der Idealisierung unmittelbar zu jenen Menschen der Geschichte, die durch ihre Größe gleichsam einen idealen Schein von sich ausstrahlen. So hat er, wie zu beobachten ist, das Gespräch öfters auf große Menschen gebracht, was dem stark realistisch eingestellten Kanzler v. Müller und dem vorwiegend naturwissenschaftlich gerichteten Soret ferner liegen mußte.

Freilich muß unter diesen Umständen der Verdacht aufsteigen, daß sich gerade in den Gesprächen über große Menschen stark subjektive Einschläge Eckermanns finden. Hat die Forschung über die Glaubwürdigkeit der Eckermannschen 'Gespräche' ohnehin festgestellt, „daß die Treue und Unmittelbarkeit der Überlieferung in den einzelnen Gesprächen ganz verschiedenen Grades ist"[1]), so scheinen gerade die Gespräche über den großen Menschen zu verstärkter kritischer Vorsicht zu mahnen. Hier kommt aber jene ausgesprochene Neigung Eckermanns zu klassischer Idealisierung der kritischen Besinnung zu Hilfe. Denn diese Tendenz tritt bei den meisten der überlieferten Sätze Goethes über den großen Menschen ganz zurück. Zu erwägen bleibt nur noch das persönliche Verhältnis Eckermanns zu den von Goethe gezeichneten Persönlichkeiten selbst. Bekannt ist seine durch Unkenntnis und Entfremdung stark subjektivierte Einstellung zu Schiller, die ihn oft zu grober Tatsachenentstellung in den 'Gesprächen' verleitete.[2]) Es erschien daher angebracht, die meisten Äußerungen Goethes über Schiller im folgenden unberücksichtigt zu lassen. Eine derartige Voreingenommenheit gegen andere von Goethe in den 'Gesprächen' charakterisierte große Persönlichkeiten ist nicht festzustellen. Auszuscheiden sind dagegen alle Gespräche, die Petersen[3]) bei seiner Sichtung des überlieferten Materials als von Eckermann erfundene feststellt. Aber auch die von Petersen als Ausarbeitungen ursprünglicher Tagebuchaufzeichnungen Eckermanns, als zusammengesetzte oder zerlegte Gespräche, als Verarbeitung fremder Materialien erwiesenen Gespräche sind auf ihre Echtheit kritisch zu prüfen. Ferner ist zu beachten, wie weit die Gesprächsthemen auf Eckermanns Aufnahmefähigkeit zugeschnitten sind und ob bei diesem mehrfach festzustellenden Verhalten Goethes der Sinn des Sachverhalts etwa in Mitleidenschaft gezogen ist. In diesen wie in ähnlich zweifelhaften Fällen müssen Aussprüche des alten Goethe aus anderen authen-

[1]) Julius Petersen, 'Die Entstehung der Eckermannschen Gespräche und ihre Glaubwürdigkeit', 2. Aufl. ('Deutsche Forschungen', Heft 2), Frankfurt 1925, S. 136.

[2]) Petersen a. a. O. S. 7f.

[3]) A. a. O. S. 129ff.

tischen Überlieferungen zum Vergleich herangezogen werden. Im übrigen befindet sich die vorliegende Untersuchung, der es nur auf die Echtheit des Sinnes der Goethe-Worte ankommt, in einer zweifellos günstigeren Situation als eine Arbeit, die sich die Feststellung der biographischen Persönlichkeit Goethe zur Aufgabe gestellt hat. Petersen sagt mit Recht: „Eckermann hatte sich während der neun Jahre so vollgesogen von Goethe, daß auch für den Rest seines Lebens nur Goethisches in Anschauung und Wort aus ihm hervorgehen konnte.“[1]) Dies „wahrhaft Goethische“ ist für unsern Zusammenhang das Entscheidende. Das enthebt uns natürlich nicht der kritischen Besinnung und Prüfung. Aber es gibt uns doch das Vertrauen an die Hand, auch dort, wo wir kein unmittelbar überliefertes Goethe-Wort vor uns haben, doch seiner inneren Wahrheit teilhaftig zu sein.

Will man die Struktur des großen Menschen aufzeigen, wie sie vor den Augen des alten Goethe in seinen Gesprächen mit Eckermann aufgestiegen ist, so muß man zunächst an den konkreten Persönlichkeiten, die Gegenstand der Gespräche sind, nachweisen, worin Goethe ihre Größe gesehen hat. Von selbst wird dann die Untersuchung zu den allgemeinen Zügen fortschreiten, zu denen sich für Goethe die große Persönlichkeit formt. Schlägt man aber jenen Weg ein, so macht man die schon erwähnte Beobachtung, daß es — abgesehen von Schiller — nur vier Männer sind, deren Wesen eingehender besprochen und deren Größe tiefer begründet wird: Napoleon, Lord Byron, Shakespeare und Karl August. Die Größe einer weiteren Zahl von Persönlichkeiten wird nur gelegentlich und oft nur in wenigen Sätzen hervorgehoben. Woran liegt das? Warum gerade diese Auswahl von Männern? Warum wird z. B. Beethoven, dessen menschliche und künstlerische Größe heute doch über allen Zweifel erhaben ist, nur flüchtig und ohne jede Hervorhebung erwähnt, während Mozart des öfteren lobend genannt wird? Warum ist von Friedrich dem Großen nie die Rede, während die Größe Napoleons oft und gern anerkannt wird? Das kann seinen Grund nicht darin haben, daß etwa der zeitliche Abstand zu den zurückgesetzten

[1]) A. a. O. S. 146.

Persönlichkeiten noch nicht groß genug war; denn Napoleon und Byron stehen ihm ja zeitlich näher als Friedrich oder etwa Calderon. Es muß in der Eigenart Goethischen Sehens begründet sein, in einer gewissen Begrenzung seines Blickfeldes. Denn nicht nur ist es so, „daß der Held nur vom Helden erkannt werden kann". Vielmehr erscheint alles Heldische und Große in individuellen Formen. Die Größe Shakespeares und die Größe Byrons sind bis auf ihren letzten Grund individuell gegliedert. Daraus erwächst die bekannte Einsamkeit des großen Menschen. Und darum kann der Held nur von dem Helden erkannt werden, der seiner Größe nach ihm kongenial ist. „Denn, man sage, was man will, das Gleiche kann nur vom Gleichen erkannt werden." Diese Worte an Eckermann (11. III. 28), die schon Faust dem Erdgeist gegenüber erfuhr und die zu den leitenden Grundsätzen Goethischen Erkennens immer gehört haben, machen sich auch für unsern Zusammenhang bemerkbar. Dieser Sachverhalt hat zur Folge gehabt, daß Goethe die Größe eines Beethoven oder eines Kleist nicht sehen konnte. Daraus folgt allgemein, daß es wohl eine objektive gegenständliche Größe gibt, daß aber das Erkennen derselben immer subjektiv bedingt bleibt. Bleibt dem Menschen kleinen Formats das Große überhaupt verschlossen, so ist es das tragische Schicksal des großen Menschen, daß er, vielleicht gerade wegen seiner Befangenheit in seiner eigenen Größe, fremdem Großen gegenüber oft blind ist, weil dieses von völlig anderer Struktur ist als die eigene Größe.

Wenn wir hier also auf eine Grenze des Goethischen Sehens stoßen, so gilt es andererseits doch zu bemerken, daß die Goethische Größe doch von ungemeiner Elastizität und Anpassungsfähigkeit gewesen ist, so daß der Horizont seines Sehens außergewöhnlich weit war. So verschiedene Größen wie Napoleon, Luther, Shakespeare und Molière, Rubens und Claude Lorrain, Sophokles und Lessing öffneten sich seinem Auge. Er hat es verstanden, sich mit großer Feinfühligkeit in ihre Eigenart hineinzuversetzen. Gleichzeitig aber weist die Grenze seines Sehens auf ein erstes Charakteristikum des großen Menschen hin: jede Größe ist wegen ihrer individuellen Form eigentlich unvergleichbar. Man findet daher auch nie, daß Goethe in den 'Ge-

sprächen' große Menschen gegeneinander ausspielt, sie zueinander abwägt oder auf Grund einer Vergleichung Werturteile über sie fällt. Shakespeare und Molière sind ihrer Persönlichkeit und ihren Leistungen nach völlig verschieden. Aber darum ist der eine nicht größer als der andere. Wohl stellt er auch Fehler bei großen Persönlichkeiten fest. Aber dies sind ihm nicht Fehler, weil der einen Persönlichkeit im Vergleich mit der anderen etwas „fehlt". Sondern die Fehler gehen ihm wie die Größe unmittelbar aus dem individuellen Kern hervor.

Einige Beispiele mögen diesen Sachverhalt in der Weise beleuchten, daß wir nunmehr die von Goethe skizzierten Linien einiger großer Gestalten wiederzugeben versuchen. In Napoleon sieht er ein „Kompendium der Welt" (16. II. 26). „Napoleon behandelte die Welt wie Hummel seinen Flügel; beides erscheint uns wunderbar, wir begreifen das eine so wenig wie das andere, und doch ist es so und geschieht vor unsern Augen. Napoleon war darin besonders groß, daß er zu jeder Stunde derselbige war. Vor einer Schlacht, während einer Schlacht, nach einem Siege, nach einer Niederlage, er stand immer auf festen Füßen und war immer klar und entschieden, was zu tun sei. Er war immer in seinem Element und jedem Augenblick und jedem Zustande gewachsen." Die Erschießung der achthundert türkischen Gefangenen war notwendig. Er besucht die Pestkranken, um zu zeigen, „daß man die Pest überwinden könne, wenn man die Furcht zu überwinden fähig sei" (7. IV. 29). Er war ein großer Despot und hat das Leben und das Glück von Millionen mit Füßen getreten. Seine Wirkung auf die Welt war so gewaltig, „daß noch einige hunderttausend Menschen daraufgehen, ehe die Welt wieder zur Ruhe kommt" (10. II. 30; 21. III. 31). „Des Menschen Verdüsterungen und Erleuchtungen machen sein Schicksal. ... Da war Napoleon ein Kerl! Immer erleuchtet, immer klar und entschieden, und zu jeder Stunde mit der hinreichenden Energie begabt, um das, was er als vorteilhaft und notwendig erkannt hatte, sogleich ins Werk zu setzen. Sein Leben war das Schreiten eines Halbgottes von Schlacht zu Schlacht und von Sieg zu Sieg. Von ihm könnte man sehr wohl sagen, daß er sich in dem Zustand einer fortwährenden Erleuchtung befunden,

weshalb auch sein Geschick ein so glänzendes war, wie es die Welt vor ihm nicht sah und vielleicht auch nach ihm nicht sehen wird. Ja, ja, mein Guter, das war ein Kerl, dem wir es freilich nicht nachmachen können!" Die in ihm lebende göttliche Erleuchtung machte es, daß er zugleich „einer der produktivsten Menschen war, die je gelebt haben". „Wenn man von Napoleon gesagt, er sei ein Mensch aus Granit, so gilt dieses besonders auch von seinem Körper. Was hat sich der nicht alles zugemutet und zumuten können! . . . Wenig Schlaf, wenig Nahrung, und dabei immer in der höchsten geistigen Tätigkeit." Noch in seinem vierzigsten Jahre stand er „auf den Füßen eines vollkommenen Helden", wenn auch der eigentliche Glanzpunkt seiner Taten in die Zeit seiner Jugend fällt. „Es wollte etwas heißen, daß einer aus dunkler Herkunft und in einer Zeit, die alle Kapazitäten in Bewegung setzte, sich so herausmachte, um in seinem 27. Jahre der Abgott einer Nation von dreißig Millionen zu sein!" (11. III. 28) Ein großer Zug an ihm ist es auch, daß er sich mäßigen konnte und z. B. nicht nach Rom ging. Doch gibt Goethe auch ein Beispiel, mit dem er zeigen will, „wie gefährlich es sei, sich ins Absolute zu erheben und alles der Ausführung einer Idee zu opfern" (10. II. 30). Diesem Zusammenhang ordnen sich auch die Worte an Riemer (3. II. 1807) ein: „Außerordentliche Menschen wie Napoleon treten aus der Moralität heraus. Sie wirken zuletzt wie physische Ursachen, wie Feuer und Wasser." Auch die Worte aus dem Jahre 1825 gehören hierher, wonach Napoleon wohl ganz in der Idee lebte, sie aber im Bewußtsein nicht fassen konnte und deshalb alles Ideelle geleugnet habe, obwohl er es eifrig zu verwirklichen trachtete. „Einen solchen innern perpetuierlichen Widerspruch kann aber sein klarer, unbestechlicher Verstand nicht ertragen . . .". Er habe deshalb einen Kompromiß zu schließen versucht, indem er von einem Residuum gesprochen habe, welches in der Wirklichkeit zurückbleibe, wenn die Idee verflogen sei.[1])

Wer die Linien des großen Menschentums kennt, das der junge Goethe einst gestaltet hatte, sieht sofort, daß hier die Ge-

[1]) 'Maximen und Reflexionen', Heckers Ausgabe, Nr. 263. 264.

stalt des heldischen Menschen der Jugend wieder aufflammt. Napoleon, der Mensch aus Granit, der Kerl, das Genie, der Halbgott trägt die Züge jenes titanischen Menschen, den Goethe im 'Prometheus'-Fragment gestaltet hat. In vorwärtsstürmender Unruhe, ungebändigte gewaltige Kräfte in sich bergend, von keiner Norm gefesselt, widerspruchsvoll und irrational verlaufen hier die Linien. Sie tragen nicht die geringsten Spuren von klassischer, harmonischer Schönheit. Eigenwillig und eckig ragen sie in die Unendlichkeit. Nur einmal schimmert der aus dem klassischen Formwillen gezeugte Zug der Entsagung durch, wenn gesagt wird, es sei groß von Napoleon gewesen, daß er sich gemäßigt habe und nicht nach Rom gegangen sei. Aber er erscheint in dem Ganzen des Bildes wie ein Fremdkörper. Als naturhaft gewachsener Kraftmensch steht Napoleon außerhalb aller Moralität. Zwar wird einmal bei der Erwähnung seines Besuches der Pestkranken die unglaubliche Energie des moralischen Willens hervorgehoben. Aber moralischer Wille ist hier nicht das, was z. B. Kant darunter verstanden hat: die Tatgestaltung, die der moralische Mensch bewußt vollbringt und für die er sich verantwortlich weiß. Auch der moralische Wille ist hier ein Stück Natur, und das, was er tut, untersteht lediglich den Kategorien des Seins, nicht denen des Sollens. Es ist derselbe Wille, der als Energie sich in Feuer und Wasser auswirkt. Das abweisende Wort des jungen Goethe an Lavater illustriert diesen Sachverhalt: „Alle deine Ideale sollen mich nicht irre führen, wahr zu sein und gut und böse wie die Natur." Gut und Böse sind auch hier Begriffe, die der Moralität nur entliehen sind, die sinngemäß aber jeder Werthaftigkeit entbehren.

Von der Gestalt Napoleons hebt sich die Größe Karl Augusts in scharfen Umrissen ab. An den Ausdruck über Napoleon als eines Kompendiums der Welt erinnert die Erwähnung des universalen Interesses Karl Augusts „für alles, wenn es einigermaßen bedeutend war". Jedes Mißlingen ignorierte er „auf die heiterste Weise und ging immer sogleich wieder auf etwas Neues los. Es war dieses eine eigene Größe seines Wesens, und zwar nicht durch Bildung gewonnen, sondern angeboren" (13. II. 31). Läßt man das Gespräch vom 23. Oktober 28 als auf indirekten

Quellen beruhend[1]) unberücksichtigt, so ergibt sich eigentlich kein deutliches Bild der Größe Karl Augusts. Daß er für alles Interesse hatte und auch nach einem Mißlingen vorwärtsschritt, scheint uns noch nicht den Anspruch auf Größe zu begründen. Hat hier vielleicht das Pietätsgefühl langjähriger Freundschaft und inniger Verbundenheit mit seinem Landesfürsten überschwengliche Worte gewählt? Eigentümlich berührt es, daß Goethe hin und wieder selbst zu Vorsicht in seinem Urteil über ihn neigt. So nennt er ihn wie Napoleon und andere Persönlichkeiten zwar eine dämonische Natur, ein Ausdruck, auf den wir später noch zurückzukommen haben, macht dann aber die bedeutsame Einschränkung: „Ihm wäre zu gönnen gewesen, daß er sich meiner Ideen und höheren Bestrebungen hätte bemächtigen können; denn wenn ihn der dämonische Geist verließ und nur das Menschliche zurückblieb, so wußte er mit sich nichts anzufangen, und er war übel daran" (8. III. 31). Dieser Satz bedeutet doch eine starke Begrenzung der universalen Tendenz seines Helden. Jene *dauernde* Erleuchtung, von der bei Napoleon die Rede war, trifft also für den Großherzog nicht zu. Nur in Augenblicken, wo der „dämonische Geist" über ihn kam, war er „voll unbegrenzter Tatkraft und Unruhe, so daß sein eigenes Reich ihm zu klein war und das größte ihm zu klein gewesen wäre" (2. III. 31). Faustische Unruhe und Grenzenlosigkeit werden hier als Prädikate menschlicher Größe gewertet. Nur dann ist der Mensch groß, wenn der dämonische Geist jene Weite und Sehnsucht zum Unendlichen in ihm schafft. Ohne diesen Geist sinkt er wieder zurück in die Grenzen des Nur-Menschlichen. Erst die spätere Analyse des Dämonischen kann hier über das Verhältnis von Dämon und Menschen Klarheit schaffen. Es wäre übereilt, bereits hier ein Urteil darüber abzugeben, da das von der Größe Karl Augusts entworfene Bild zu unklar bleibt. Nur soviel kann bereits hier erkannt werden, daß auch in diesem Bild sich Züge der Jugend wiederfinden: eben jenes grenzenlose Stürmen und Drängen, das wir im 'Urfaust' so unmittelbar und naturhaft-frisch dargestellt finden.

---

[1]) Petersen a. a. O. S. 120 ff.

Viel eingehender hat sich Goethe in den 'Gesprächen' mit dem Aufbau des großen künstlerischen Menschen befaßt. Am eingehendsten mit Lord Byron. Er sei von solcher Eminenz gewesen, „wie sie nicht dagewesen und wohl schwerlich wiederkommen werde“ (19. X. 23). Die Engländer hätten keinen Poeten wie ihn aufzuweisen. „Er ist anders als alle übrigen und meistenteils größer“ (26. III. 26). Er „war einer der produktivsten Menschen, die je gelebt haben“ (11. III. 28). „Er ist ein großes Talent, ein geborenes, und die eigentlich poetische Kraft ist mir bei niemand größer vorgekommen als bei ihm. In Auffassung des Äußern und klarem Durchblick vergangener Zustände ist er ebenso groß als Shakespeare“ (24. II. 25). Sein Charakter ist, rücksichtslos die Wahrheit zu sagen, wie er besonders groß ist in der Unmittelbarkeit der Darstellung. „Seine Darstellungen haben eine so leicht hingeworfene Realität, als wären sie improvisiert.“ „Ich konnte als Repräsentanten der neuesten poetischen Zeit niemanden gebrauchen als ihn, der ohne Frage als das größte Talent des Jahrhunderts anzusehen ist. Und dann, Byron ist nicht antik und ist nicht romantisch, sondern er ist wie der gegenwärtige Tag selbst. Einen solchen mußte ich haben“ (5. VII. 27). So war er auch Schiller „an Welt überlegen“. Seine Motivierung des Totschlags im 'Kain' sei von so einziger Schönheit, „daß es in der Welt nicht zum zweiten Male vorhanden ist“ (20. VII. 27). „Dasjenige, was ich die Erfindung nenne, ist mir bei keinem Menschen in der Welt größer vorgekommen als bei ihm. Die Art und Weise, wie er einen dramatischen Knoten löset, ist stets über alle Erwartung und immer besser, als man es sich dachte“ (24. II. 25). Bei allen diesen Vorzügen sieht Goethe aber bei ihm ebenso große Fehler. Das Wort an Riemer kann eine Begründung dafür geben: „Größere Menschen haben nur ein größeres Volumen; Tugenden und Fehler haben sie mit den mindesten gemein, nur in größerer Quantität. Das Verhältnis kann dasselbe sein“ (29. XII. 11).[1]) Der große Fehler Byrons bestand darin, daß er sich wie die Menschen der Genieperiode an kein Gesetz gebunden hielt. Er

[1]) Riemer, 'Briefe von und an Goethe', Leipzig 1846, S. 345.

habe sich im Leben nie gefügt und nie nach einem Gesetz gefragt. Nur dem dümmsten Gesetz der drei Einheiten habe er sich unterworfen. „Hätte er sich doch auch im Sittlichen so zu begrenzen gewußt! Daß er dieses nicht konnte, war sein Verderben, und es läßt sich sehr wohl sagen, daß er an seiner Zügellosigkeit zugrunde gegangen ist. Er war gar zu dunkel über sich selbst. Er lebte immer leidenschaftlich in den Tag hin und wußte und bedachte nicht, was er tat. Sich selber alles erlaubend und an andern nichts billigend, mußte er es mit sich selbst verderben und die Welt gegen sich aufregen" (24. II. 25). Überall war es ihm zu eng, und die Welt war ihm ein Gefängnis. Der Peer-Stand habe ihm geschadet, weil dadurch sein Hang ins Unbegrenzte gesteigert wurde. Es ist besser, wenn ein Talent den mittleren Ständen angehört. Ein weiterer Fehler war, daß er immer nur in ewiger Selbstquälerei vom Negativen und von der Opposition lebte. Dies Verhalten habe ihn aus England und Europa hinausgetrieben. An seinem „unbefriedigten Naturell" und an seiner „kriegerischen Tendenz" ist er in Missolunghi zugrunde gegangen (5. VII. 27; vgl. 11. II. 31). Ihm war nichts im Wege „als das Hypochondrische und Negative, und er wäre so groß wie Shakespeare und die Alten" (8. XI. 26).

Zum erstenmal klingt bei der Charakterisierung der Persönlichkeit Byrons jenes bereits erwähnte Wort aus 'Dichtung und Wahrheit' über die Gebundenheit des Genies an Gesetz und Regel an. Bei Napoleon war hiervon noch nicht ausdrücklich die Rede, und die Größe Karl Augusts wurde gerade in seiner Universalität und Grenzenlosigkeit gesehen. Jetzt wird festgestellt, daß Gesetzlosigkeit und die ausgesprochene Neigung zum Negativen der Größe Abbruch tun und zuletzt zugrunde richten müssen. Byron ist also nicht immer groß. Er ist nicht groß, wenn die Verdüsterungen ihn zu Schrankenlosigkeiten und Zügellosigkeiten hinreißen. Wie Karl August nur groß ist, wenn der dämonische Geist über ihn kommt, so ist Byron nur groß, wenn er sich im Zustand dichterischer Produktivität dem Gesetz des Schönen unterwirft. Hier werden die Maßstäbe des klassischen Menschenideals sichtbar. Doch ist zu beachten, daß die Größe nicht restlos diesen Maßstäben unterworfen wird. Wohl wird die Größe

Byrons durch die negative Tendenz seines Charakters begrenzt. Denn Größe ist für Goethe, wie bei der Charakteristik Byrons deutlich zu erkennen ist, ein relativer und dehnbarer Begriff. Größe läßt sich nicht auf eine starre Formel bringen oder einer festen Schematik unterwerfen. Ihre Wurzeln liegen auch nicht einseitig im Gebiet des Sittlichen. Größe erscheint vorwiegend in einer Produktivität, die gesetzmäßig gebunden ist. Goethe warnt vor einer Beengung des Begriffs der Größe. Wie Eckermann daran zweifelt, ob aus Byrons Schriften etwas für reine Menschenbildung zu gewinnen sei, antwortet Goethe: „Da muß ich Ihnen widersprechen. Byrons Kühnheit, Keckheit und Grandiosität, ist das nicht alles bildend? Wir müssen uns hüten, es stets im entschieden Reinen und Sittlichen suchen zu wollen. Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden" (16. XII. 28). Auch bei Byron tritt also das Große, ähnlich wie bei Napoleon, grundsätzlich aus der Moralität heraus. Doch muß man aus der Goethischen Beurteilung Byrons zu dem Schluß kommen, daß es eine letzte Steigerung und Aufgipfelung des großen Menschen gibt, wenn er sich auch den sittlichen Gesetzen fügt. Aus unbewußter Produktivität steigt zwar das Große herauf, wie Goethe von Byron einmal drastisch sagt, er käme zu seinen Sachen wie Weiber zu schönen Kindern. Aber es würde eine letzte Stufe der Höhe erklimmen, wenn es nun auch von einer großen Menschlichkeit emporgetragen würde, die sich ihrer Grenzen und ihrer Bindungen an das Unbedingte bewußt wäre. So müssen wir bei der Goethischen Darstellung der Größe Byrons eine Synthese feststellen, die der Dichter zwischen dem titanischen Menschentum seiner Jugend und dem klassischen Menschheitsideal der Höhe seines Lebens geschlossen hat.

Jenes erwähnte Urteil, Byron wäre so groß wie Shakespeare und die Alten, wenn er das Hypochondrische und Negative seines Wesens überwunden hätte, führt uns weiter. Aus diesem Satz zu schließen, hat Goethe in Shakespeare und den Alten, worunter er in der Hauptsache die großen griechischen Tragöden verstand, die letzte Höhe künstlerischer Größe gesehen. Wir haben deshalb Ursache, uns zunächst diesen großen Menschen zuzuwenden. Worin sah er die Größe Shakespeares? Genießt dieser

noch dieselbe Wertschätzung in den Tagen des Alters wie in der Zeit der Jugend, wo er in der Rede zum Shakespeare-Tag das Andenken des „größten Wanderers“ feiert und ihn mit Prometheus vergleicht, dem er Zug für Zug seine Menschen nachbilde „nur in kolossalischer Größe“, in der Jugend, wo Shakespeare neben Homer und Ossian ihm die Urbilder des Menschlich-Großen schlechthin waren? Gelegentlich kommt in den ‘Gesprächen’ die Rede auf Tieck, wobei Goethe den Dichter der Romantik wohl ein „Talent von hoher Bedeutung“ nennt, es aber als irrtümlich ablehnt, wolle man ihn über sich selbst erheben und ihm (d. i. Goethe) gleichstellen. „Es wäre ebenso, wenn ich mich mit Shakespeare vergleichen wollte, der sich auch nicht gemacht hat und der doch ein Wesen höherer Art ist, zu dem ich hinaufblicke und das ich zu verehren habe“ (30. III. 24). Man erkennt an diesen Worten, wie die Verehrung für den großen englischen Dichter in ihm die gleiche geblieben ist. Bei der Betrachtung eines englischen Werkes, das Shakespeares Dramen in Kupfer darstellt, äußert er (25. XII. 25): „Man erschrickt, wenn man diese Bilderchen durchsieht. Da wird man erst gewahr, wie unendlich reich und groß Shakespeare ist. Da ist doch kein Motiv des Menschenlebens, das er nicht dargestellt und ausgesprochen hätte! Und alles mit welcher Leichtigkeit und Freiheit! Man kann über Shakespeare gar nicht reden, es ist alles unzulänglich.“ Wie die Bühne, so ist ihm die ganze sichtbare Welt zu eng. „Er ist gar zu reich und zu gewaltig. Eine produktive Natur darf alle Jahre nur ein Stück von ihm lesen, wenn sie nicht an ihm zugrunde gehen will.“ Er selbst habe sich ihn durch seinen ‘Götz’ und ‘Egmont’ vom Halse geschafft. Aber viele treffliche Deutsche seien an ihm zugrunde gegangen. Er schrieb seine Stücke aus seiner Natur heraus und erscheine in ihnen immer als ein großer Psychologe (26. VII. 26). Er habe die ganze Menschennatur „nach allen Richtungen hin und in allen Tiefen und Höhen“ erschöpft. Vieles von seiner Größe gehöre auch der Größe seiner Zeit an. „Jenes ungestörte, unschuldige, nachtwandlerische Schaffen, wodurch allein etwas Großes gedeihen kann, ist gar nicht mehr möglich“ (2. I. 24). Das „Hypochondrische und Negative“ fehlt bei Shakespeare, und in

dieser Hinsicht ist er größer als Byron. Er gehört zu den großen unerreichbaren Gestalten der Geistesgeschichte. Im Hinblick auf diese Unerreichbarkeit bemerkt Goethe: „Ich weiß, was Sie mir gegen diesen sagen können; aber ich meine nur das Naturell, das große Angeborene der Natur“ (6. XII. 29).

In dem bekannten Brief von H. Voß an Abeken vom 26. Januar 1804 heißt es, Goethe verwerfe den Unterschied zwischen Romantischem und Klassischem, „denn alles, was vortrefflich sei, sei eo ipso klassisch“. Er wolle lieber unterscheiden zwischen Plastischem und Romantischem: ein plastisches Werk stelle der Einbildungskraft des Betrachters ein Werk in einer ganz bestimmten und abgeschlossenen Form dar, ein romantisches deute vieles unbestimmt an und lasse der Einbildungskraft Spielraum zum eigenen Phantasieren. „Zu der ersten Klasse rechnete er Homer, Sophokles, Pindar, Shakespeare usw.“ Eckermann gegenüber hat Goethe diese Unterscheidung wieder fallen gelassen. Hier redet er wieder von Klassisch und Romantisch, wobei er diese Begriffe so weit und elastisch wie nur möglich nimmt und das Klassische auch das „Gesunde und Tüchtige“, das Romantische das Kranke und Schwache nennt (2. IV. 29). Man spürt offensichtlich seine Abneigung, große Persönlichkeiten und ihre Werke einem bestimmten Begriffsschema unterzuordnen, da er an ihnen zu stark ein Unaussprechliches und Unendliches erfährt. Dennoch hat er gesehen, wie eine Anzahl großer künstlerischer Persönlichkeiten wie durch ein gemeinsames Band verbunden sind. Wie er in diesem Sinne bereits Voß gegenüber Shakespeare und die großen Griechen zusammen nennt, so finden wir die gleiche Verbindung bei Eckermann. Nur Pindar, das große Vorbild der Jugend, wird nicht erwähnt, und von Homers Dichtung wird zwar gesagt, sie gleiche der Wunderkraft der Helden Walhallas und sein Werk sei „gesund und tüchtig“, aber ausführlicher wird von ihm nicht geredet. Dagegen wird den Tragikern Äschylus, Sophokles und Euripides erhöhte Beachtung geschenkt. „Die Charaktere des Sophokles tragen alle etwas von der hohen Seele des großen Dichters, so wie Charaktere des Shakespeare von der seinigen“ (31. I. 27). Das ist also das erste Gemeinsame zwischen diesen Persönlichkeiten. Goethe führt es dann noch weiter aus.

Wenn auch die historische Tatsächlichkeit der Gespräche des dritten Teils vom 28. März 27 und 1. April 27 umstritten ist[1]), so ist doch die innere Wahrheit des dort über Sophokles Gesagten echt Goethisch. Die in dem Gespräch des ersten Teils vom 31. Januar 27 begonnene Linie wird in derselben Richtung fortgeführt. Über die sittliche Wirkung des dramatischen Dichters wird in demselben Sinne gesagt: „Hat ein Poet den hohen Gehalt der Seele wie Sophokles, so wird seine Wirkung immer sittlich sein, er mag sich stellen, wie er wolle" (28. III. 27). Auch die Sittlichkeit der 'Antigone' wird hervorgehoben, wobei es ganz im Sinne des Goethischen Naturbegriffs ist, wenn gesagt wird, das Sittliche sei kein Produkt menschlicher Reflexion, sondern es sei „angeschaffene und angeborene schöne Natur" (1. IV. 27). Goethe will daher auch in der griechischen Tragödie lieber vom rein Menschlichen als vom Sittlichen sprechen. Ebenso beurteilt er Euripides. „Alle, die dem Euripides das Erhabene abgesprochen, waren arme Heringe." Sie seien einfach nicht fähig gewesen, sich zu einer großen Persönlichkeit zu erheben (13. II. 31). „Wenn er nicht den hohen Ernst und die strenge Kunstvollendung seiner beiden Vorgänger besaß", so sei er „immerhin ein sehr ehrenwerter Mitstreiter" (28. III. 27), wie die von den drei Tragikern auf uns gekommenen wenigen Trümmer von solcher Bedeutung seien, „daß wir armen Europäer uns bereits seit Jahrhunderten damit beschäftigen und noch einige Jahrhunderte daran werden zu zehren und zu tun haben" (1. V. 25). Das andere Gemeinsame mit Shakespeare findet Goethe in der großen Zeit, der auch die griechischen Dichter angehörten. Eine große Zeit reißt die Menschen mit sich fort zum Großen. „Denn die Zeit, wenn sie groß ist, geht auf dem Wege des Besseren fort, und das Geringere bleibt ohne Folge. Was war aber die Zeit des Euripides für eine große Zeit! Es war nicht die Zeit eines rückschreitenden, sondern die Zeit eines vorschreitenden Geschmackes." Wo aber jeder der „drei Großen" fast hundert Stücke oder noch mehr geschrieben hat, war der Gehalt und Stoff so erschöpft, daß „ein auf die drei großen folgender Dichter nicht mehr recht wußte wo hinaus" (1. V. 25).

[1]) Petersen a. a. O. S. 129 f.

Ein Vergleich der Gruppe Shakespeare-Sophokles mit Byron dürfte zu einer festeren Bestimmung der Gestalt des großen Menschen führen, wie Goethe sie im Alter gesehen hat. Auch Byron gehört zu den Großen der Menschheit. Aber er erreicht nicht die Höhe jener anderen Gruppe, weil sein Menschentum Grenzen in sich trägt, die sich notwendig auf sein Werk übertragen. Persönlichkeit und Werk des großen Künstlers lassen sich nicht trennen. Bei der ersten Gruppe atmet auch das Werk die große Seele dessen, der es geschaffen hat. Und die Persönlichkeit erreicht erst dann ihre größte Höhe, wenn sie aus ihrer subjektiven Willkürlichkeit heraustritt und den Gesetzen der Natur folgt, den Werten des Gesunden, Tüchtigen, rein Menschlichen und Sittlich-Schönen. Dabei ist auch das Sittliche unmittelbare Äußerung der Natur, wie auch die Menschen nur als direkte Schöpfungen der Natur verstanden werden. In dieser Grundauffassung vom Menschen ist Goethe sich immer gleich geblieben. Nur betont er jetzt stärker das Gesetzmäßige in der Natur und die Bindung der großen Persönlichkeit an diese Gesetze. Man sieht daran deutlich, wie die Unendlichkeitsidee der Jugend sich mit der klassischen Einstellung eigentümlich verbunden hat. Nur Napoleon erscheint bisher als der schlechthin titanische Mensch, der vorwiegend die Züge der jugendlichen Auffassung an sich trägt.

Die individuelle Gliederung der großen Menschheit wird auch bei den anderen Persönlichkeiten sichtbar, denen Goethe in den 'Gesprächen' seine Aufmerksamkeit zuwendet. Der große Molière erregt immer von neuem sein Erstaunen. Sein 'Geiziger' sei besonders groß und im hohen Sinne tragisch. „Er ist ein Mann für sich, seine Stücke grenzen ans Tragische, sie sind apprehensiv, und niemand hat den Mut, es ihm nachzutun." Er lese von ihm jedes Jahr einige Stücke, sowie er von Zeit zu Zeit die Kupfer nach großen italienischen Meistern betrachte. „Denn wir kleinen Menschen sind nicht fähig, die Größe solcher Dinge in uns zu bewahren, und wir müssen daher von Zeit zu Zeit immer dahin zurückkehren, um solche Eindrücke in uns anzufrischen" (12. V. 25). Auf den Ausruf Eckermanns: „Was ist doch Molière für ein großer, reiner Mensch!" antwortet Goethe: „Ja, reiner Mensch, das ist das eigentliche Wort, was man von ihm sagen

kann; es ist an ihm nichts verbogen und verbildet. Und nun diese Großheit! Er beherrschte die Sitten seiner Zeit, wogegen aber unsere Iffland und Kotzebue sich von den Sitten der ihrigen beherrschen ließen und darin beschränkt und befangen waren. Molière züchtigte die Menschen, indem er sie in ihrer Wahrheit zeichnete" (29. I. 26). Am meisten entzückte ihn das liebenswürdige Naturell, das hochgebildete Innere des Dichters. „Es ist in ihm eine Grazie und ein Takt für das Schickliche und ein Ton des feinen Umgangs, wie es seine angeborene schöne Natur nur im täglichen Verkehr mit den vorzüglichsten Menschen seines Jahrhunderts erreichen konnte" (28. III. 27).

Goethe redet von der Erbärmlichkeit der gegenwärtigen Zeit und dem kleinen Geist der Menschen. Er tadelt, daß die historische Kritik allen Heldensinn zersetze, indem sie die Wahrheit der Überlieferung antaste. So sei es überall. „Das wahrhaft Große ist ihnen widerwärtig, und sie möchten es gerne aus der Welt schaffen, damit sie selber nur etwas zu bedeuten hätten." Da steigt die Gestalt Lessings vor ihm auf. „Ein Mann wie Lessing täte uns not. Denn wodurch ist dieser so groß als durch seinen Charakter, durch sein Festhalten! So kluge, so gebildete Menschen gibt es viele, aber wo ist ein solcher Charakter!" (15. X. 25). Charakter tritt hier in Gegensatz zum Wissen, zur Geistreichelei, zur Frechheit Voltaires und gewinnt eine ethische Bedeutung, wie Goethe bereits früher zu Riemer sich äußerte [1]: „der Charakter ruhe auf der Persönlichkeit, nicht auf dem Talente" (27. VIII. 1808), oder wie er an anderer Stelle sagt: ein Mensch zeige nicht eher seinen Charakter, „als wenn er von einem großen Menschen oder irgend von etwas Außerordentlichem spricht" ('Maximen und Reflexionen' [Hecker] 1908, Nr. 864). Daß Lessings dramatische Stücke den Vergleich mit den Alten nicht aushalten, liege an seiner Zeit. „Bedauert doch den außerordentlichen Menschen, daß er in einer so erbärmlichen Zeit leben mußte, die ihm keine besseren Stoffe gab, als in seinen Stücken verarbeitet sind! . . . Auch daß er immerfort polemisch wirkte und wirken mußte, lag in der Schlechtigkeit seiner Zeit" (7. II. 27). „Lessing wollte den

[1] 'Goethes Gespräche'², Biedermann, 1, 533.

hohen Titel eines Genies ablehnen; allein seine dauernden Wirkungen zeugen wider ihn selber." Unter Genie aber versteht Goethe jetzt „jene produktive Kraft, wodurch Taten entstehen, die vor Gott und der Natur sich zeigen können und die eben deswegen Folge haben und von Dauer sind". So rückt Lessing in eine Linie mit Phidias und Raffael, Dürer und Holbein, mit Oken und Humboldt, mit Peter dem Großen, Friedrich und Napoleon. Denn es kommt nur darauf an, „ob der Gedanke, das Aperçu, die Tat lebendig sei und fortzuleben vermöge" (11. III. 28).

Ganz anders wieder wird die Größe des Künstlers Rubens bestimmt, die sich für Goethe darin zeigt, „daß er mit freiem Geiste über der Natur steht und sie seinen höheren Zwecken gemäß traktiert". Seine Anwendung des doppelten Lichtes sei zwar gegen die Natur eine künstlerische Fiktion. „Allein wenn es gegen die Natur ist, so sage ich zugleich, es sei höher als die Natur, so sage ich, es sei der kühne Griff des Meisters, wodurch er auf geniale Weise an den Tag legt, daß die Kunst der natürlichen Notwendigkeit nicht durchaus unterworfen ist, sondern ihre eigenen Gesetze hat" (18. IV. 27). Die Landschaftsbilder von Rubens gewännen auf diese Weise eine Schönheit, wie man sie in der Natur vergebens suche. „Der große Rubens hatte ein so außerordentliches Gedächtnis, daß er die ganze Natur im Kopfe trug und sie ihm in ihren Einzelnheiten immer zu Befehl war" (11. IV. 27). Ähnliche Beobachtungen macht Goethe bei Claude Lorrain und Poussin. Claude Lorrain hielt er geradezu für einen „vollkommenen Menschen", „in dessen Gemüt eine Welt lag, wie man sie nicht leicht irgendwo draußen antrifft". Auch er trug wie Rubens die reale Welt bis ins kleinste Detail in sich, „und er gebrauchte sie als Mittel, um die Welt seiner schönen Seele auszudrücken". „Die Bilder haben die höchste Wahrheit, aber keine Spur von Wirklichkeit" (10. IV. 29). Die Werke anderer Künstler, die in der Manier Claudes oder Poussins ausgeführt seien, könne man weder gut noch schlecht nennen. Sie seien nicht schlecht, weil überall das gute Muster hindurchblicke, und sie seien nicht gut, weil ihnen die „große Persönlichkeit" ihrer Vorbilder fehle. — Von musikalischen Größen wird be-

sonders Mozart hervorgehoben. Goethe zählt ihn zu „den außerordentlichen Individuen", „die wir anstaunen und nicht begreifen, woher sie kommen" (14. II. 31). Eine fortdauernde, zeugende Kraft liege in seinen Werken. Sie stellen eine geistige Schöpfung dar. „Wie kann man sagen, Mozart habe seinen 'Don Juan' komponiert! . . . Eine geistige Schöpfung ist es, das Einzelne wie das Ganze aus einem Geiste und Guß, und von dem Hauche eines Lebens durchdrungen" (26. VI. 31).

Ist aber die Größe jeder Persönlichkeit aufs engste mit ihrer Individualität verbunden, wächst die Größe gleichsam aus ihrem individuellen Kern organisch heraus, so daß sie im letzten Grunde unvertauschbar und unnachahmlich ist, so sind doch deutlich gemeinsame Züge feststellbar, die sich bei jeder großen Persönlichkeit wiederfinden. Einer der stärksten dieser Züge tritt in dem Dämonischen zutage, das Goethe bei allen Großen bemerkt. „Je höher ein Mensch, desto mehr steht er unter dem Einfluß der Dämonen, und er muß nur immer aufpassen, daß sein leitender Wille nicht auf Abwege gerate" (24. III. 29). Welche Rolle spielt das Dämonische im Aufbau des großen Menschen? Bedeutet es für ihn nur ein störendes oder gar — wenn ihm zu viel Spielraum gegeben wird — ein zerstörendes Element, eine Grenze seiner Größe? Oder liegen in dem Dämonischen auch positiv aufbauende Kräfte, ohne welche die Größe nicht möglich ist? Vor der Beantwortung dieser Fragen ist festzustellen, daß Goethe erst in der späteren Zeit seines Lebens den Begriff des Dämonischen zu einem festen Bestandteil seiner Sinndeutung der Welt gemacht hat. Er findet sich nicht in der Jugend. Wohl sagt er an bekannter Stelle über das Dämonische in 'Dichtung und Wahrheit' (Werke 29, 173ff.): „Dieses Wesen . . . nannte ich dämonisch." Wirklich findet sich das Dämonische der Sache nach bereits in dem Welterleben der Jugend. Aber er nannte es damals noch nicht so. Gerade dies Erlebnis war zu gewaltig, als daß er es sofort zur begrifflichen Klarheit hätte erheben können. Erst langsam hat er dafür den Begriff gefunden, eigentlich wohl erst damals, als er in 'Dichtung und Wahrheit' über das gefühlshaft in ihm Lebende Rechenschaft ablegte. Vielleicht, daß erst die große Klarheit der klassischen Linie das lastende Dunkel des

Dämonischen in die Sphäre des begrifflichen Denkens hob. „Ich suchte mich vor diesem furchtbaren Wesen zu retten, indem ich mich nach meiner Gewohnheit hinter ein Bild flüchtete."

Ist die Definition des Dämonischen in 'Dichtung und Wahrheit' geeignet, den Erlebnisgehalt der Jugend klar und erschöpfend wiederzugeben? Das Dämonische bedeutet in dieser Definition etwas, „das sich nur in Widersprüchen manifestierte" und deshalb begrifflich nicht zu fassen war. Also kann Goethe im strengen Sinne hier auch keine Definition geben. Er ist sich bewußt, daß der eigentliche Inhalt des Dämonischen unbegreiflich ist, daß es etwas durchaus Irrationales bedeutet, das nur an seinen Wirkungen zu erkennen ist. Und auch diese Wirkungen sind widersprechend. „Es war nicht göttlich, denn es schien unvernünftig; nicht menschlich, denn es hatte keinen Verstand; nicht teuflisch, denn es war wohltätig; nicht englisch, denn es ließ oft Schadenfreude merken. Es glich dem Zufall, denn es bewies keine Folge; es ähnelte der Vorsehung, denn es deutete auf Zusammenhang." Bis hierher ist die Bestimmung des Dämonischen so negativ, widerspruchsvoll und unklar, daß es jenseits der Grenze des überhaupt Erkennbaren zu liegen scheint. Erst der folgende Satz wird deutlicher. Besonders wichtig ist hier die Bemerkung: „Es schien mit den notwendigen Elementen unsres Daseins willkürlich zu schalten; es zog die Zeit zusammen und dehnte den Raum aus." Goethe geht dann näher auf das Motiv seines 'Egmont' ein und gibt eine kurze Charakteristik seines Helden. Er meint, „das Dämonische, was von beiden Seiten im Spiel ist," habe u. a. dem Stück die Gunst des Publikums verschafft. Demnach tragen also Egmont und Alba dämonische Züge. Ist damit das willkürliche Schalten jener überpersönlichen Macht mit den notwendigen Elementen unseres Daseins gemeint, das sich etwa in den Worten Egmonts widerspiegelt: „Es glaubt der Mensch sein Leben zu leiten, sich selbst zu führen, und sein Innerstes wird unwiderstehlich nach seinem Schicksale gezogen"? Ist jenes dunkle Lebensgefühl Albas gemeint, das ihn im entscheidenden Augenblick seines Lebens befällt: „Wie in einen Lostopf greifst du in die dunkle Zukunft"? Jener Lenker, der die Sonnenpferde der Zeit leitet, der den Helden mit sich reißt, der

sich lähmend auf seinen Willen legt und ihn in „schuldlose Schuld“ stürzt? Nach dem bisher über das Dämonische Gesagten scheint diese Annahme richtig zu sein. Sie wird noch bestätigt durch die folgende Bemerkung: das Dämonische bilde „eine der moralischen Weltordnung, wo nicht entgegengesetzte, doch sie durchkreuzende Macht.“ Dem scheinen aber die weiteren Ausführungen zu widersprechen. Wegen ihrer großen Wichtigkeit für die Auffassung des Dämonischen in den 'Gesprächen mit Eckermann' seien sie hier wörtlich wiedergegeben. „Am furchtbarsten aber erscheint dieses Dämonische, wenn es in irgendeinem Menschen überwiegend hervortritt. Während meines Lebensganges habe ich mehrere teils in der Nähe, teils in der Ferne beobachten können. Es sind nicht immer die vorzüglichsten Menschen, weder an Geist noch an Talenten, selten durch Herzensgüte sich empfehlend; aber eine ungeheure Kraft geht von ihnen aus, und sie üben eine unglaubliche Gewalt über alle Geschöpfe, ja sogar über die Elemente, und wer kann sagen, wie weit sich eine solche Wirkung erstrecken wird? Alle vereinten sittlichen Kräfte vermögen nichts gegen sie; . . . Selten oder nie finden sich Gleichzeitige ihresgleichen, und sie sind durch nichts zu überwinden als durch das Universum selbst, mit dem sie den Kampf begonnen.“ Meinten wir eben zu der Annahme berechtigt zu sein, Goethe verstehe unter dem Dämonischen jene Macht, die willkürlich mit den Elementen des Daseins des Helden schalte und seinen Willen lähmend beeinflusse, so finden wir hier das Gegenteil gesagt: das Dämonische steigert die Kraft des Helden so ungeheuer, daß nichts ihr widerstehen kann. So müssen wir also zwei gegensätzliche Wirkungen des Dämonischen feststellen. Es kann die Lebensbahn des Helden entscheidend bestimmen und mit ihm übermächtig und willkürlich schalten; es kann aber auch in den Willen des Helden aufgenommen werden und ihn zu so ungeheuerer Energie steigern, daß er durch nichts als durch das Universum selbst bezwungen werden kann.

Eine besondere Akzentuierung erfährt das Dämonische dann in dem späteren „Urwort“:

> Nach dem Gesetz, wonach du angetreten,
> So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen . . .

Goethe gibt hierzu selbst die Erklärung: „Der Dämon bedeutet hier die notwendige, bei der Geburt unmittelbar ausgesprochene, begrenzte Individualität der Person, das Charakteristische, wodurch sich der einzelne von jedem andern bei noch so großer Ähnlichkeit unterscheidet." [1]) Aber strenggenommen liegt der Akzent hier nicht auf der Individualität als solcher, sondern auf dem zwingenden Einfluß, der von dem individuellen Kern auf die Gestaltung der Persönlichkeit ausgeht: so mußt du sein.[2]) In diesem Müssen kommt das Dämonische erst zu seiner Bedeutung, erhält es erst jenes Charakteristikum, welches sich auch, wenn auch mit ganz anderer inhaltlicher Bestimmung, in der erwähnten Stelle in 'Dichtung und Wahrheit' findet. Das Individuelle ist nur der relative Ausgangspunkt.

Erst jetzt können wir uns der Beantwortung jener Frage nach dem Verhältnis des Dämonischen zum großen Menschen in den 'Gesprächen mit Eckermann' zuwenden. Auszugehen ist von dem erwähnten Satz: „Je höher ein Mensch, desto mehr steht er unter dem Einfluß der Dämonen." So war Napoleon dämonischer Art „im höchsten Grade". Auch Karl August war dämonischer Natur. „Unter den Künstlern findet es sich mehr bei Musikern, weniger bei Malern. Bei Paganini zeigt es sich im hohen Grade, wodurch er denn auch so große Wirkungen hervorbringt." „Auch in Byron mag das Dämonische in hohem Grade wirksam gewesen sein, weshalb er auch die Attraktiva in großer Masse besessen, so daß ihm denn besonders die Frauen nicht haben widerstehen können" (2. und 8. III. 31). Mirabeau besaß die Gabe, das Talent zu unterscheiden, „und das Talent fühlte sich von dem Dämon seiner gewaltigen Natur angezogen, so daß es sich ihm und seiner Leitung willig hingab" (17. II. 32). Seinem Wesen nach ist das Dämonische unerkennbar. Es ist „durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen" (2. III. 31).

Bis hierher stimmen die Äußerungen über das Dämonische mit dem erörterten Abschnitt aus 'Dichtung und Wahrheit' über-

[1]) Werke 41 I, 216 (Sperrungen von mir. Schultz).

[2]) Daß in diesem Sinne auch Faust der dämonische Mensch großen Stils ist, hat neuerdings wieder Korff gezeigt: 'Geist der Goethezeit' 2, 417 f.

ein. Das seinem Wesen nach jenseits der Grenzen des Erkennens liegende Dämonische äußert sich bei dem großen Menschen in der unwiderstehlichen Gewalt, wodurch er die Menschen seiner Umgebung mit sich reißt. Diese Auswirkung des Dämonischen entspricht völlig jener jugendlichen Darstellung des großen Menschen in der Hymne 'Mahomets Gesang', in der unter dem Bilde eines starken, alles mit sich reißenden Stromes das Leben des großen Menschen symbolisiert wird. Das Dämonische erscheint bis jetzt also nur als positive Strahlungsenergie, die, dem Grade nach verschieden, von der großen Persönlichkeit ausgeht. Über seine Auswirkungen innerhalb des geistigen Lebens derselben ist noch nichts gesagt. Mit dieser Bedeutung des Dämonischen würde auch jene Äußerung Goethes zusammenklingen, wonach „die Dämonen, um die Menschheit zu necken und zum besten zu haben, mitunter einzelne Figuren hinstellen, die so anlockend sind, daß jeder nach ihnen strebt, und so groß, daß niemand sie erreicht" (6. XII. 29). Als derartige anlockende und doch unerreichbare Figuren nennt er Raffael, Mozart, Shakespeare und Napoleon. Auch das irrationale Auftauchen der großen Persönlichkeiten in der Weltgeschichte will Goethe aus der Wirksamkeit der Dämonen deuten, durch die sie als Vorbilder hingestellt werden, welchen die Menschheit nachzueifern streben muß, ohne ihre Höhe jemals zu erreichen.

Aber bereits in diesem Satz liegt der nächste Schritt zu einer Sinnerweiterung des Verhältnisses von Genie und Dämon. Das Genie ist Werkzeug der Dämonen oder, was sachlich dasselbe besagt, des dämonischen Geistes. Sehr deutlich wird dies an der erwähnten Zurückweisung des Ausdrucks „Komposition" für eine Mozartische Oper dargetan. Goethe will an die Stelle dieses Begriffs den Ausdruck „geistige Schöpfung" setzen, „wobei der Produzierende keineswegs versuchte und stückelte und nach Willkür verfuhr, sondern wobei der dämonische Geist seines Genies ihn in der Gewalt hatte, so daß er ausführen mußte, was jener gebot" (20. VI. 31). Zum erstenmal ist hier von einem Einbruch des Dämonischen in die Struktur des großen Menschen die Rede. Dabei gilt es zu beachten, daß dieser Einbruch von gewaltiger Bedeutung für ihn ist. Denn gerade das, was das Genie

ausmacht, sein produktives Schaffen, in welchem das Ringen seines Geistes Form gewinnt, wird also nicht von ihm selber gewirkt, sondern von dem dämonischen Geist. Der bewußten selbständigen Wirksamkeit des Genies wird nur die eigentlich schon der Region des Technischen angehörende Ausführung zuerkannt. Goethe hat diesen Gedanken weiter ausgeführt in dem Gespräch vom 11. März 28. „Jede Produktivität höchster Art, jedes bedeutende Aperçu, jede Erfindung, jeder große Gedanke, der Früchte bringt und Folge hat, steht in niemandes Gewalt und ist über aller irdischen Macht erhaben. . . . Es ist dem Dämonischen verwandt, das übermächtig mit ihm tut, wie es beliebt, und dem er sich bewußtlos hingibt, während er glaubt, er handle aus eigenem Antriebe.“ Von dieser Produktivität unterscheidet Goethe eine andere, „die der Mensch schon mehr in seiner Gewalt hat“. „In diese Region zähle ich alles zur Ausführung eines Planes Gehörige, alle Mittelglieder einer Gedankenkette.“ Produktivität höchster Art liegt also nur im Wirkungsbereich des Dämonischen. Das eigentlich Große, wodurch das Genie erst sein Wesen erfüllt, wird nicht von ihm selbst geschaffen. Es liegt außerhalb der Sphäre seines Sollens und Wollens. Es kann ihm nicht als eigene Tat zugerechnet werden. Gerade in den Augenblicken, wo das Große aus dem Menschen hervorbricht, ist sein eigener Wille völlig ausgeschaltet, ist er nur Instrument der Dämonen. Von hier aus ist auch die Forderung Goethes zu verstehen: „Es täte uns not, daß der Dämon uns täglich am Gängelband führte und uns sagte und triebe, was immer zu tun sei. Aber der gute Geist verläßt uns, und wir sind schlaff und tappen im Dunkeln.“ Nur wenn der Dämon uns führt und treibt, sind wir „erleuchtet“ und „zu allem Großen fähig“.

Nur als positive Kraft ist das Dämonische hier verstanden, als aufbauende Energie des großen Menschen. Auch wenn es seinen Willen ausschaltet, so bleibt es doch der eigentliche Erreger des Großen. Auf die Frage Eckermanns, ob nicht auch Mephistopheles dämonische Züge habe, antwortet Goethe: „Nein, der Mephistopheles ist ein viel zu negatives Wesen; das Dämonische aber äußert sich in einer durchaus positiven Tatkraft“ (2. III. 31). Nun wird aber diese Ansicht Goethes von einer gegenteiligen durch-

kreuzt, wonach das Dämonische und die es bewirkenden Dämonen auch eine negative, zerstörende Wirkung entfalten können, wie Goethe das auch in dem erwähnten Abschnitt in 'Dichtung und Wahrheit' an Egmont zeigt. So sagt er am Ende jenes Gesprächs vom 11. März 28, daß in dem Leben der Menschen häufig ein Wendepunkt eintrete. Wenn ihnen vorher alles geglückt sei, häufe sich jetzt ein Unfall und Mißgeschick auf das andere. Besonders bei außerordentlichen Menschen meint er dies feststellen zu müssen. Und er erklärt es so, daß die Dämonen ihnen „ein Bein nach dem andern stellen", bis sie zuletzt unterliegen. „So ging es Napoleon und vielen anderen. Mozart starb in seinem 36. Jahre, Raffael in fast gleichem Alter, Byron nur um weniges älter." Dabei macht er allerdings eine wichtige Einschränkung, indem er bemerkt, daß durch dies Eingreifen der Dämonen der Größe dieser Menschen kein Abbruch geschehe. Sie hätten alle die Sendung völlig erfüllt, die sie hätten vollführen sollen. Dieser Umstand kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß die negative Wirkung der Dämonen grundsätzlich bestehen bleibt. Sie führen den Menschen zu der ihm zugemessenen Höhe, um ihn dann wieder zu stürzen. Es wird deshalb sogar in anderen Zusammenhängen von „bösen Dämonen" gesprochen. So bemerkt Goethe einmal, daß Egoismus und Neid als „böse Dämonen" immer ihr Spiel treiben werden (25. II. 24). In demselben Sinne spricht er von dem „Dämon der Hypochondrie" (12. III. 28). Nur auf diesem Hintergrunde kann auch jene Bemerkung verstanden werden: das eben sei das Schwere, daß unsere bessere Natur sich kräftig durchhalte und den Dämonen nicht mehr Gewalt einräume als billig (2. IV. 29). Dieser Satz wäre unverständlich, wenn die Wirksamkeit der Dämonen nur eine positive wäre. Hier findet vielmehr das Wort von den „retardierenden Dämonen", „die überall dazwischen- und überall entgegentreten," in dem nicht unmittelbar auf Goethe zurückzuführenden Gespräch vom 23. Oktober 28[1]) seine Bestätigung, wie auch die innere Wahrheit des Satzes, Ajax gehe zugrunde an dem „Dämon verletzten Ehrgefühls" und Herkules an dem „Dä-

[1]) Petersen a. a. O. S. 123, 132 f.

mon liebender Eifersucht" (28. III. 27), auf derselben Linie liegt. Auch das Wort aus den 'Wanderjahren' gehört in diesen Zusammenhang, daß für den Menschen die entscheidende Frage sei, ob ihm die Natur die geistigen und sittlichen Eigenschaften erteilt habe: „die geistigen: das Vermögen der An- und Durchschauung, die sittlichen: daß er die bösen Dämonen ablehne, die ihn hindern könnten, dem Wahren die Ehre zu geben."[1])

Wenn Koch in seinem Buch 'Goethe und Plotin' (Leipzig, 1925, S. 195) im Anschluß an Goethes Erörterung in 'Dichtung und Wahrheit' „das Wesensmerkmal des Dämonischen" in dem grenzenlosen Zutrauen des Menschen zu sich selbst erkennt, so findet diese Bestimmung an der Darstellung des Dämonischen in den 'Gesprächen mit Eckermann' keine Bestätigung, abgesehen davon, daß diese Definition bei näherer Untersuchung auch für jenen Zusammenhang von 'Dichtung und Wahrheit' als unhaltbar erscheint. Das ganze Bild des Dämonischen bei Goethe ist nicht einheitlich. Läßt man aber jenen zuletzt erwähnten negativen Einfluß der Dämonen beiseite, so ergeben sich doch einige klare Wesenszüge. Es sind vor allem zwei große übereinstimmende Merkmale. Das Dämonische äußert sich als unwiderstehliche Kraft, die von dem großen Menschen ausstrahlt und der nichts gewachsen ist, und es äußert sich als eine Macht, die „mit den notwendigen Elementen unseres Daseins willkürlich schaltet", die bei dem großen Menschen sich in erster Linie in einem gewaltigen produktiven Trieb bemerkbar macht. Nur das „Urwort" „Dämon" nimmt dann noch eine besondere Stellung ein. In ihm wird jene dämonische Macht in die Individualität der großen Persönlichkeit selbst hineinverlegt. Die Individualität ist selbst die dämonische Macht, die sich nach dem ehernen Gang eines zwingenden Gesetzes abwickelt. Wie verhält sich dies individuelle Gesetz zu jenem dämonischen Wesen, das mit den notwendigen Elementen unseres Daseins willkürlich schaltet? Die Frage führt uns zu dem Goethischen Begriff der Entelechie.

„Die Hartnäckigkeit des Individuums und daß der Mensch abschüttelt, was ihm nicht gemäß ist, . . . ist mir ein Beweis,

[1]) 'Maximen und Reflexionen', Heckers Ausgabe, Nr. 610.

daß so etwas existiere." „Leibniz", fährt Goethe fort, „hat ähnliche Gedanken über solche selbständige Wesen gehabt, und zwar, was wir mit dem Ausdruck Entelechie bezeichnen, nannte er Monaden" (3. III. 30). Entelechie, Monade und individuelles Gesetz sind für Goethe dasselbe.[1]) Keine Entelechie ist der andern gleich. Die Staffelung der Entelechien von der kleinsten bis zu der größten ist eine unendliche. „Ist aber die Entelechie mächtiger Art, wie es bei allen genialen Naturen der Fall ist, so wird sie bei ihrer belebenden Durchdringung des Körpers nicht allein auf dessen Organisation kräftigend und veredelnd einwirken, sondern sie wird auch bei ihrer geistigen Übermacht ihr Vorrecht einer ewigen Jugend fortwährend geltend zu machen suchen." In solchen Fällen schafft sie eine „temporäre Verjüngung", eine „wiederholte Pubertät", womit „Epochen besonderer Produktivität" verbunden sind (11. III. 28). Denn das Wesen der Entelechie liegt in ihrer rastlosen Wirksamkeit. Doch unterliegt die „Produktivität höchster Art" nicht ihrer Kompetenz. Sie ist nur Werkzeug dieses Schaffens. Das höchste Schaffen gehört dem Bereich des Dämonischen an. Es ist dem bewußten Wirken der Entelechie entzogen. Goethe spricht deshalb auch gelegentlich zu Eckermann von einem „nachtwandlerischen Schaffen" (2. I. 24). Das Dämonische greift also in die Wirksamkeit der Entelechie hinein, zeugt in ihr das produktive Schaffen, daß sie alles, was sich ihr naht, in ihren Bann reißt.[2]) Es bestätigt sich hier also, daß ein entscheidender Wesenszug der großen Persönlichkeit, die ihre Größe konstituiert, nicht der Gewalt ihres Willens unterliegt. Das gewaltige Schaffen des großen Menschen ist eine Gabe, die einem geheimnisvollen Bezirk des Seins entstammt, dessen Dunkel zu erhellen dem Menschen nicht vergönnt ist. Erst nachträglich verbindet sich die diesem Bezirk entstammende Kraft mit der eigenen Energie und wirkt dann unwiderstehlich auf die Umwelt.

Aber noch einer anderen Macht ist der große Mensch unterworfen, und auch von ihr wird er wesentlich bestimmt. Das ist die Zeit. „Sie ist ein Tyrann, der seine Launen hat und der zu

[1]) Vgl. Mahnke, 'Leibniz und Goethe', 1924, S. 16.

[2]) Vgl. das Gespräch mit Falk vom 25. I. 1813.

dem, was einer sagt und tut, in jedem Jahrhundert ein ander Gesicht macht. Was den alten Griechen zu sagen erlaubt war, will uns zu sagen nicht mehr anstehen, und was Shakespeares kräftigen Mitmenschen durchaus anmutete, kann der Engländer von 1820 nicht mehr ertragen" (25. II. 24). So lag vieles von Shakespeare „in der kräftigen produktiven Luft seines Jahrhunderts und seiner Zeit", und vieles von seiner Größe gehörte „seiner großen kräftigen Zeit" an (2. I. 24). Daß Lessing keine besseren Stoffe verarbeitete in seinen Stücken, daß er immer polemisch wirkte, lag an der Erbärmlichkeit seiner Zeit. Die Zeit, in der Äschylus, Sophokles und Euripides lebten, „hatte den Geist hinter sich und wollte nur immer das wirklich Größte und Beste. Aber in unserer schlechten Zeit, wo ist denn da das Bedürfnis für das Beste? Wo sind die Organe es aufzunehmen?" (20. XII. 26). Es gibt rückschreitende und in der Auflösung begriffene Epochen, die subjektiven Charakter haben, und vorschreitende Epochen mit objektiver Richtung. „Unsere ganze jetzige Zeit ist eine rückschreitende; denn sie ist eine subjektive. . . . Jedes tüchtige Bestreben dagegen wendet sich aus dem Inneren hinaus auf die Welt, wie Sie an allen großen Epochen sehen, die wirklich im Streben und Vorschreiten begriffen und alle objektiver Natur waren" (29. I. 26). Deshalb sei etwas Großes heute gar nicht möglich. Die schlechten Einflüsse der Zeit wirken auf das produktive Talent wie „fallendes Gift, das den Baum seiner Schöpfungskraft zerstört vom grünen Schmuck der Blätter bis in das tiefste Mark und die verborgenste Faser" (2. I. 24). Wenn die Zeit dagegen groß ist, so reißt sie spontan zum Besseren fort. So mußte die große Zeit des Euripides große Gestalten hervorbringen. Goethe wendet sich wiederholt gegen die Meinung, daß das Genie alles aus sich selbst hervorbringe. „Man spricht immer von Originalität, allein was will das sagen! So wie wir geboren werden, fängt die Welt an, auf uns zu wirken, und das geht so fort bis ans Ende. Und überall, was können wir denn unser Eigenes nennen als die Energie, die Kraft, das Wollen! Wenn ich sagen könnte, was ich alles großen Vorgängern und Mitlebenden schuldig geworden bin, so bliebe nicht viel übrig" (12. V. 25). Es sei für ihn sehr wichtig gewesen, daß

Lessing und Winckelmann auf seine Jugend, Kant auf sein Alter gewirkt habe, daß Schiller soviel jünger als er gewesen, daß die Humboldt und Schlegel unter seinen Augen aufgetreten. Ob einer durch sich wirke oder durch andere, sei gleichgültig. „Die Hauptsache ist, daß man ein großes Wollen habe und Geschick und Beharrlichkeit besitze, es auszuführen" (17. II. 32). Aber nicht nur die gegenwärtige Zeit sei für die Größe einer Persönlichkeit entscheidend. Sehr bedeutsam sei für sie auch, „daß man eine große Erbschaft tue". „Napoleon erbte die Französische Revolution, Friedrich der Große den schlesischen Krieg, Luther die Finsternis der Pfaffen, und mir ist der Irrtum der Newtonischen Lehre zu teil geworden" (2. V. 24). „Männer wie Raffael wachsen nicht aus dem Boden. Sie fußten auf der Antike und dem Besten, was vor ihnen gemacht worden. Hätten sie die Avantagen ihrer Zeit nicht benutzt, so würde wenig von ihnen zu sagen sein" (4. I. 27). In demselben Sinne heißt es von Dante, er erscheine uns groß, „aber er hatte eine Kultur von Jahrhunderten hinter sich" (20. X. 28). Auch das Dämonische kann sich mit dem Zeitablauf verbinden. Es wählt sich gern „dunkele Zeiten" (30. III. 31). Nur in ihnen kann es sich manifestieren. In solchen dunkeln Zeiten trat Lessings 'Minna von Barnhelm' hervor und wirkte „wie ein glänzendes Meteor" (27. III. 31).

Es ist die Zeitauffassung der Jugend, die hier wieder durchbricht, wie sie im Prometheus-Fragment, in der Hymne 'An Schwager Kronos', im 'Urfaust' und 'Egmont' sichtbar wird. Die Zeit ist der von irrationalen Kräften durchwirkte Strom, der mit dämonischer Gewalt alles mit sich reißt. Der unwiderstehlichen Bewegung der „Sonnenpferde der Zeit" muß sich auch das Große fügen. Führt die Zeit selbst starke, keimfähige Kräfte mit sich und finden diese Kräfte Gelegenheit sich auszuwirken, so wird das Große bis zur letzten Höhe emporgetragen. Ist dagegen die Zeit leer und klein, so kann der Mensch, selbst wenn er die Möglichkeit des Großen in sich trägt, sich nicht entfalten. Denn der große Mensch ist durch unzählige Fäden mit seiner Zeit, der gegenwärtigen und der vergangenen, verbunden. Auch er bedarf der Kräftezufuhr durch andere große Vorbilder. Daher erscheint der große Mensch nur, wenn seine Zeit gekommen ist.

Die Zeit ist sein Schicksal. Goethe erlebt die Zeit ganz anders wie Kant. Kant erlebt nur die mathematische Zeit als subjektive Form der Anschauung, als notwendige Funktion, ohne die ein Erkennen der Dinge nicht möglich ist. Zeit ist ihm nur ein Werkzeug des erkennenden Ich. Goethe dagegen erlebt die Zeit als dämonische, schöpferische Realität, als Schicksal, das nach ewigen, ehernen, aber unerkennbaren Gesetzen seinen Weg geht. Er hat die Zeit auch anders erlebt. Aus jener Periode, in der die klassische Form seine Weltanschauung bestimmte, stammt das Wort: „Ein Flügelschlag! Und hinter uns Äonen!" Auch in einem späten Gespräch mit dem Kanzler v. Müller bricht noch einmal dies klassische Zeiterleben hindurch: „Vor Gott sind tausend Jahre wie ein Tag; warum sollen wir uns nicht auch wie kleine Götter darüber hinwegsetzen?" (23. III. 30). Aber für die Auffassung des großen Menschen ist jene andere Zeit bestimmend geblieben, deren allmächtige Grenze sich in der Frage des Prometheus widerspiegelt:

Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herrn und deine?

Zwiefach wird also das Leben des großen Menschen von Kräften bestimmt, die nicht aus ihm selber stammen: einmal von der dämonischen Macht, die ihn zu höchster Produktivität mitreißt, die ihn mit einer unwiderstehlichen Gewalt ausstattet, die ihn aber auch, wenn seine Sendung erfüllt ist, wieder ruiniert, und zweitens von der Zeit, durch deren Woge er emporgehoben oder in die Tiefe gerissen wird. Ist seine Größe also in allen ihren Teilen ihm nur gegeben? Man könnte zu einer Bejahung dieser entscheidenden Frage gelangen, wenn man Goethes Auffassung vom Menschen in ihren letzten Wurzeln bloßlegt. Es ist bekannt, daß er bereits in der Jugend die Natur als den mütterlichen Boden betrachtete, aus dem der Mensch unmittelbar hervorgeht. Alle Gestalten des jungen Goethe sind naturgewachsene Wesen, die dem ihnen von der Natur gegebenen dunkeln Drang folgen müssen, sei es zum Guten oder zum Bösen. Diese Auffassung findet sich auch bei dem alten Goethe wieder. „Er betrachtet die

Menschen als Naturprodukte, und wie könnte er sich da über den makassarischen Giftbaum ärgern?“ schreibt H. Voß an Abeken (26. I. 04). Später sagt er in einer Unterredung: Der Mensch sei das erste Gespräch, das die Natur mit Gott halte. Und in den ‘Gesprächen mit Eckermann’ heißt es von Napoleon: daß er so leicht mit den großen Angelegenheiten der Welt zu spielen wußte, habe er sich nicht angeeignet, sondern sei „das Angeborene des großen Talents“. Bei Shakespeare sei vor allem wichtig das „Naturell, das große Angeborene der Natur“ (6. XII. 29).

Steht demnach außer Frage, daß der große Mensch, wie der alte Goethe ihn verstand, einer dämonischen, naturhaften Notwendigkeit unterworfen ist, daß gerade seine Größe jener dunkeln Notwendigkeit entspringt, so wäre es doch verfehlt, sich zu dem Schluß verleiten zu lassen, daß die geistige Struktur der großen Persönlichkeit in dieser Notwendigkeit aufgehe, daß der Freiheit ihres Willens überhaupt keine Rolle zufalle. Daß Goethe noch andere, aus dem Ich selbst hervorgehende Kräfte in dem Aufbau des Menschen erkannte, geht aus jener späten Bemerkung eines Briefes an den Grafen v. Brühl hervor, in dem es heißt: „Betrachten wir uns in jeder Lage des Lebens, so finden wir, daß wir äußerlich bedingt sind, vom ersten Atemzug bis zum letzten; daß uns aber jedoch die höchste Freiheit übriggeblieben ist, uns innerhalb unsrer selbst dergestalt auszubilden, daß wir uns mit der sittlichen Weltordnung in Einklang setzen“ (23. X. 28). Freilich trifft dieser Satz insofern nicht ganz zu, als er nur von äußerlichen Bedingungen redet, die der Aktivität des Ich eine Grenze setzen. Die von uns aufgedeckte naturhaft-dämonische Gewalt greift dagegen tief in das Innere des großen Menschen ein. Das Wertvolle der Äußerung liegt in dem Bekenntnis, daß es eine höchste Freiheit gibt, „uns innerhalb unsrer selbst“ im Sinne der sittlichen Weltordnung auszubilden. Der bekannte Satz aus dem ersten Buch von ‘Wilhelm Meisters Lehrjahren’ beleuchtet die Situation noch schärfer: „Das Gewebe dieser Welt ist aus Notwendigkeit und Zufall gebildet; die Vernunft des Menschen stellt sich zwischen beide und weiß sie zu beherrschen; sie behandelt das Notwendige als den Grund ihres Daseins; das Zufällige weiß sie zu lenken, zu leiten und zu nutzen, und

nur, indem sie fest und unerschütterlich steht, verdient der Mensch ein Gott der Erde genannt zu werden" (Werke 21, 108). Die Macht, von der die Selbstgestaltung der großen Persönlichkeit ausgeht, nennt Goethe die Vernunft. Sie kann das Notwendige ihres Daseins nicht beseitigen. Sie kann es nur überwinden, indem sie es bejaht. Aber das Zufällige steht in ihrer Macht. Und hier ist das Gebiet, wo sie auch im Leben des großen Menschen eine höchst bedeutsame Wirksamkeit auszuüben hat. So heißt es in einem Gespräch mit Eckermann: „Der Mensch muß fähig sein, sich zur höchsten Vernunft erheben zu können, um an die Gottheit zu rühren" (13. II. 29). Vernunft erschöpft sich hier nicht in dem Vermögen abstrakter Denktätigkeit. Sie ist der Inbegriff aller geistigen Kräfte überhaupt. Ihre Hauptfunktion erfüllt sich in dem großen Wollen und dem Geschick und der Beharrlichkeit, es auszuführen.

Dabei ist allerdings zu beachten, daß auch dies Wollen eine Grenze hat. Nach Goethes Meinung ist auch das Sittliche „angeschaffene und angeborene schöne Natur. Es ist mehr oder weniger den Menschen im allgemeinen angeschaffen, im hohen Grade aber einzelnen ganz vorzüglich begabten Gemütern" (1. IV. 27). So spricht Goethe einmal bei der Erwähnung Bürgers von dem „Baum seiner sittlichen Kultur", der in einem ganz anderen Boden wurzele wie seine eigene: „und jeder geht in der aufsteigenden Linie seiner Ausbildung fort, so wie er angefangen" (12. V. 25). Das große Wollen ist erst auf dem Grund dieses Angeborenen möglich. Wie dieses Wollen sich betätigt, erhellt aus einer Bemerkung über seine eigene Fortbildung: da es ihm mit seiner Bildung ernst gewesen sei, habe er unablässig an seiner eigenen Veredelung gearbeitet (14. IV. 24). Wie Eckermann von seinen persönlichen Neigungen und Abneigungen spricht, antwortet ihm Goethe: „Was wäre alle Bildung, wenn wir unsere natürlichen Richtungen nicht wollten zu überwinden suchen!" (2. V. 24). Die „altdeutschelnden Künstler" finden mit ihrer Nachahmung der Natur bei Goethe keine Anerkennung. „Sie stehen unter der Natur. Wer aber etwas Großes machen will, muß seine Bildung so gesteigert haben, daß er gleich den Griechen imstande sei, die geringere reale Na-

tur zu der Höhe seines Geistes heranzuheben“ (20. X. 28). Auch im persönlichen Leben großer Menschen muß sich solche Steigerung vollziehen. Das Wort der ‘Wanderjahre’ gibt diesem Sachverhalt den treffendsten Ausdruck: „Das wahre Große hebt uns über uns selbst hinaus und leuchtet uns vor wie ein Stern“ (Werke 25 I, 219). Bei allen großen Gestalten, die in den ‘Gesprächen mit Eckermann’ erwähnt werden, ist eine starke sittliche Aktivität bemerkbar. Wo ihre Intensität begrenzt erscheint, wie bei Byron, wird gleichzeitig eine Grenze der Größe aufgedeckt. Sittliche Willkürlichkeit und Schrankenlosigkeit führen zum Niedergang. Besonders der große Künstler muß über eine hohe und edle Gesinnung verfügen. Er muß immer mehr vorschreiten und vollendeter werden, wie es einmal von Schiller heißt. Von dem Mathematiker Lagrange sagt Goethe: „Er war ein guter Mensch und eben deswegen groß. Denn wenn ein guter Mensch mit Talent begabt ist, so wird er immer zum Heil der Welt sittlich wirken, sei es als Künstler, Naturforscher, Dichter, oder was alles sonst“ (12. II. 29).

Das große Wollen überhaupt ist die conditio sine qua non des großen Menschen, nicht dagegen einzelne Tugenden. Das Wesen des Großen erschöpft sich nicht im entschieden Reinen und Sittlichen. Insofern tritt es tatsächlich aus der Moralität heraus. Es offenbart sich seinem Wesen nach in der dämonisch gewirkten Produktivität höchster Art, in dem nachtwandlerischen Schaffen, in der unwiderstehlichen Gewalt, in dauernder Erleuchtung, Klarheit und Kraft. Verbindet es sich aber mit den großen sittlichen Tendenzen, so erreicht es eine Höhe, die nicht mehr zu überbieten ist.

Klar heben sich die Linien dieses Menschentums ab von der Gestalt des großen Menschentums der Jugend und der klassischen Periode Goethes. Der Prometheische Mensch der Jugend hat eine erhebliche Umwandlung erfahren. Lag bei diesem Menschentum die Betonung auf Originalität, trotziger, selbstbewußter Kraft, autonomer schrankenloser Ichgestaltung, so wird nun stärker die Gebundenheit des großen Menschen hervorgehoben: die Gebundenheit an die irrationalen dämonischen Mächte, aus deren Schoß das Große hervorgeht und von denen es immer ab-

hängig bleibt, und die schicksalshafte Gebundenheit an die Zeit. Auch die Verbindung des Großen mit den sittlichen Werten wird bei aller Elastizität und Weite der Auffassung nun stärker betont. Im Gegensatz zu der harmonischen Geschlossenheit, Klarheit und Ruhe des klassischen Menschheitsideals wird nun wieder die eigenwillige, aus dunkeln Tiefen aufsteigende, keiner Theorie sich beugende Linie der großen Individualität hervorgehoben. Geblieben ist aus der klassischen Periode nur die stärkere Hinneigung zum Gesetzlichen, zur Klarheit und Erleuchtung. Aus der Verbindung dieser Reste mit den Grundgedanken der Jugend, geklärt und geläutert durch lange Lebenserfahrung und intensives Studium der Natur und der geschichtlichen Wirklichkeit, ist das große Menschentum geworden, das in den 'Gesprächen mit Eckermann' vor uns ausgebreitet ist.

# Zu Coudrays Pentazonium Vimariense

Von Heinrich Sitte (Innsbruck)

Um Ostern 1925 war es mir endlich gelungen, in den Besitz einer „vollständigen“ Goethe-Ausgabe zu gelangen. In der vom Großvater Franz Sitte her im Hause befindlichen Ausgabe von Cotta (1840) hatte immer ein Doppelband gefehlt. Aus dem Nachlasse unserer vornehmen, entfernt mit Grillparzer verwandten Freundin Wally v. Sonnleithner, die 1924 in Hall bei Innsbruck hochbetagt aus dem Leben geschieden war, konnte ich damals den fehlenden Band, noch dazu in der gleichen buchbinderischen Ausstattung, erwerben — unser 'Goethe' war glücklich ergänzt, und in der Freude des nunmehrigen Vollbesitzes beschloß ich, die Osterferien gleich eingehender Durchsicht des förmlich neu gewonnenen Ganzen zu widmen.

Da fand ich nun diesmal bald in den früher weniger beachteten Abschnitten des gewaltigen Lebenswerkes den Aufsatz: 'Pentazonium Vimariense, dem dritten September 1825 gewidmet, vom Oberbaudirektor Coudray gezeichnet, gestochen vom Hofkupferstecher Schwerdgeburth'. Gleich beim allerersten Überfliegen war ich damals am 19. April 1925 tief ergriffen durch die Wahrnehmung der inneren Wahlverwandtschaft des weimarischen Baugedankens mit der Idee eines Turmbaues, die mein Vater Camillo sein ganzes Leben hindurch gehegt hatte: auch er wollte in einer Art vertikalen Wandelpanoramas die gesamte geistige Entwicklung der Menschheit bildkünstlerisch zum Ausdruck bringen, wie im hohen Bau des Pentazonium Vimariense der Aufschwung des Landes Weimar unter Karl August von „einer gehörig festen Rustica-Basis“ bis hinauf in „das Heiligtum eines wohlverdienten Ruhms“ dauernd vor Augen gestellt werden sollte!

Aber noch mehr! Hatte uns unser Vater von unserer frühesten Kindheit an und besonders seit dem Erscheinen seines 'Städte-

bau-Buches' immer von seinem „Holländerturm-Projekt" gesprochen, dessen Entwurf er nie verwirklichen konnte, so war es mir dank seiner künstlerischen, genialen Vorbereitung gegönnt gewesen, ein halbes Jahr nach seinem Hinscheiden, beim ersten Abschied von Athen am 20. Mai 1904 im Parthenon, in der Krone der Phidiasischen Akropolis, den gleichen, tiefen Sinn wahrzunehmen, der sich mir nun schon über ein Vierteljahrhundert immer weiter bewährt hat, der mir durch das Pentazonium Vimariense nur neuerdings bekräftigt und bestätigt wurde.

In unlösbarer Dreieinigkeit stehen seither die idealen Baugedanken aus Athen, Weimar und Wien immer vor meinem geistigen Auge, sich gegenseitig stützend und erklärend. Was mir aus Goethes Lebenswerk so überraschend zu allem bereits früher Gewonnenen hinzugeschenkt wurde, soll im folgenden in aller Kürze näher mitgeteilt werden.

Die Idee des „Holländerturms", wie sie mir nach den oftmaligen Erzählungen meines Vaters im Gedächtnis geblieben war, hatte ich schon vor neun Jahren in meiner Schrift über 'Bachs Chromatische Phantasie und Fuge' so zusammengefaßt: „Unser Vater sprach oft von einem idealen Gesamtkunstwerk aller bildenden Künste, in welchem er zu gleich erlösendem Ausdruck bringen wollte, was je in Worten und Tönen von Dichtung und Tonkunst erhebend verkündet worden war: am Meeresufer irgendwo, dort, wo sich das Ewigdauernde und das Ewigwechselnde enge berühren, wo der Faustische Menschengeist dem Meere Land abzugewinnen sucht und die Weltelemente es ihm wieder zu entreißen trachten, dort sollte sich von roher Rustica zu immer klareren Formen, wie ein vertikales Wandelpanorama, verdeutlicht noch durch sinnreiche Skulpturen und Bilder, ein Turmbau hoch erheben bis zu einer 'höchsten und reinlichsten Zelle', in der man ganz verwirklicht sah und fühlte: 'Hier ist die Aussicht frei'. Und diesen Bau nannte unser Vater nach der ewig das Glück suchenden, Faustischesten Gestalt der Werke Wagners den 'Holländerturm'."[1])

[1]) 'Bachs Chromatische Phantasie und Fuge' (Berlin, Stilke 1921), S. 12. Jetzt auch 'Neue Österreich. Biographie' (Wien, Amalthea-Verlag 1929), VII, 148.

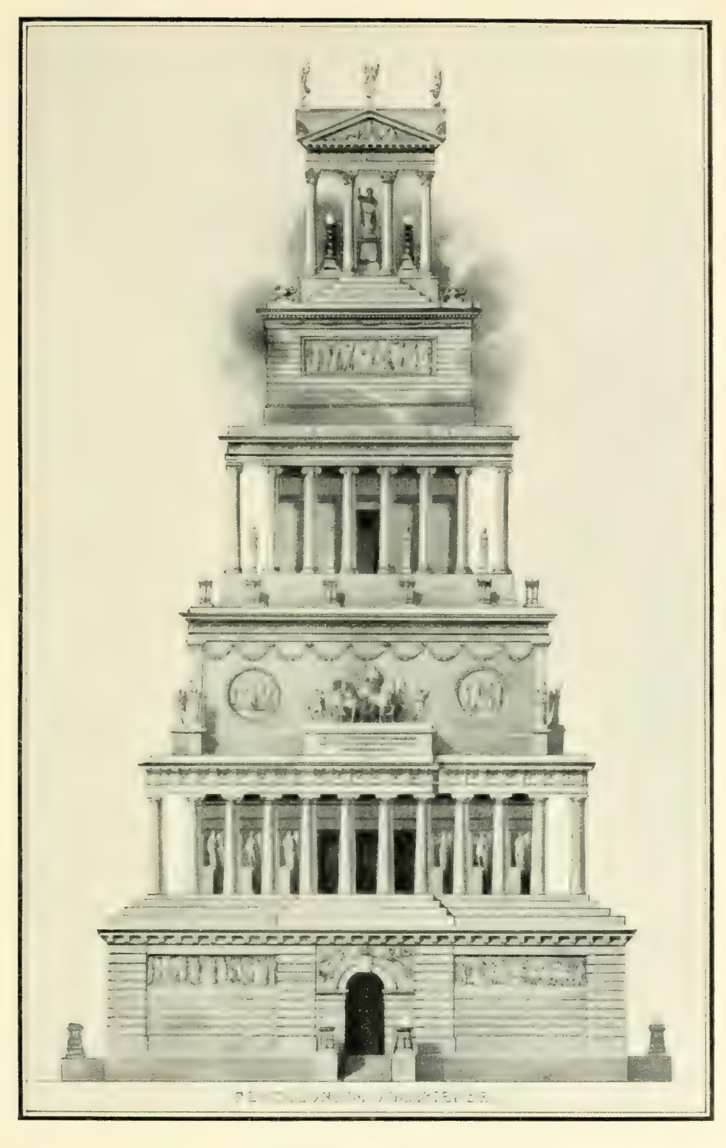
Als ich, von solchen Gedanken erfüllt und immer wahlverwandte Werke suchend, nach längerem Aufenthalt vor 26 Jahren Athen verließ, nahm ich plötzlich in der Akropolis und dem Parthenon die gleiche hohe Idee wahr: da war das Meer, der Fels der Burg und ihre Mauern, der Tempel dann mit der ganzen Harmonie seiner Architektur und dem sinnvollen Schmuck seiner Bildwerke! Zunächst über den Säulen die Einheit der 92 Kampfdarstellungen in allen Metopen, eine schier unvermeidbare Kette von Leid und Not rings um den Tempel. Da, an der Ostseite, über dem Kampfe der Götter und Giganten: Sonnenaufgang! Geburt der alles Geistige verkörpernden Athene aus dem Haupt des Zeus. Im Westen dann ihr Ringen mit Poseidon um den Vorrang in Attika. Sie siegt. Befriedet steht sie dann als ruhige, Frieden spendende Herrin in der Cella ihres größten Burgtempels, und nun wird ihr zu Ehren der Festzug im Fries um die Cella herumgeführt! Eine Gedankensymphonie von immer und überall ergreifender und über alles erhebender Kraft; in ihrer Art ein Wandelpanorama, das jeden, der sich ihm empfänglich anzuschließen vermag, immer und überall herausführt aus Nacht zum Licht: per aspera ad astra![1])

Zu diesen beiden geistig wahlverwandten Werken kam dann, um Ostern 1925, also ein volles Jahrhundert nach seinem Entwurf, als drittes das Pentazonium Vimariense hinzu![2])

---

[1]) 'Bachs Chromatische Phantasie' S. 20, und 'Kunst und Kunsthandwerk', Jahrg. XXIV (1921), S. 15. Über die in Sonderheit archäologische Seite der Zusammenhänge des Parthenon mit dem „Holländerturm" und dem Pentazonium sprach ich am 3. Juni 1930 in der Berliner 'Archäologischen Gesellschaft' (siehe 'Jahrbuch des Deutschen Archäolog. Instituts' XLV Sp. 244), was ich an anderer Stelle zusammenzufassen gedenke.

[2]) Nur durch das teilnehmende Entgegenkommen der Vorstände des Goethe-Museums, Goethe- und Schiller-Archivs sowie der Landesbibliothek in Weimar und der Staatsbibliothek in Berlin war es mir möglich, das mir fachlich fernliegende Thema weiter zu verfolgen. So möchte ich es hier nicht unterlassen, besonders Frl. Käthe Vanselow (Berlin) und den Herren Deetjen, Hecker, Ortlepp, Wahl und Wahle in Weimar sowie meinem fachlichen Mentor Enzinger in Innsbruck den herzlichsten Dank auszusprechen!



Pentazonium Vimariense
Stich nach Coudrays Zeichnung

Der von Johann Peter Eckermann verfaßte Bericht: 'Weimars Jubelfest am 3. September 1825' enthält die chronologisch erste im Druck erschienene Erwähnung des Pentazoniums. Während der 1826 veröffentlichte 2. Band über die Feiern im übrigen Großherzogtum berichtet, schildert der schon 1825 bei Wilhelm Hoffmann in Weimar herausgekommene 1. Band die Feier in der Residenzstadt selbst. Dort lesen wir auf S. 28, daß „dem erlauchten Jubelfürsten ... eine vom Oberbaudirektor Coudray sinnreich entworfene und ausgeführte Zeichnung eines Pentazoniums als eines in seiner Gestalt die verschiedenen Epochen des ganzen Regentenlebens des Großherzogs darstellenden symbolischen Ehrentempels mit einem dieselbe ausdeutenden Gedichte des Professors und Bibliothekars Riemer" am frühen Morgen des Festtages überreicht wurde.

Eine Zeichnung also. In einer Anmerkung sagt dann Eckermann ausdrücklich: „Reichtum der Figuren und der Architektur, welche sich nicht verkleinert darstellen ließen, erlaubten es durchaus nicht, auch nur eine Skizze dieses herrlichen Bildes zu geben, was jedoch ehestens in Kupfer gestochen öffentlich erscheinen wird." Das klingt fast wie eine Entschuldigung und sollte es gewiß auch sein. Denn dem Bande sind sonst acht Tafeln beigegeben, darunter nicht weniger als sechs handkolorierte: drei davon stellen Goethes Haus im Festschmuck mit den allegorischen Bildchen unter den Fenstern des Mittelbaues dar! Die Zeichnung oder eben vielmehr die Entwürfe Coudrays müssen zu groß gewesen sein, um damals schnell in verhältnismäßig kleinem Format wiedergegeben werden zu können.

Auf S. 9 der 'Beilagen in Prosa' lesen wir denn auch, daß das „Monument . . . durch 6 Grundrisse, 2 Durchschnittsrisse und einen in größerm Maßstab sorgfältig gezeichneten Standriß der vordern Ansicht von C. W. Coudray, Großherzogl. Oberbaudirektor" dargestellt war. Hier ist dann auch die „Idee des Ganzen" erklärt. Auf fünffachem (die 5 Jahrzehende der Regierung andeutendem) Unterbau erhebt sich der „Tempel Höchstihres Ruhmes". I. Eine feste Substruktion zeigt ausgezeichnete Männer Weimars, kriegerische Übungen und Jagd. II. Dorische Zone. Außen in den Metopen Attribute der Künste und Wissenschaften;

innen auf einem jonischen Fries Andeutung der Französischen Revolution, des Brandes und der Plünderung Weimars nach der Schlacht bei Jena. III. Widmung an das Jubelpaar Karl August und Luise. IV. Jonische Zone. Wieland, Herder, Schiller und Goethe. V. Verleihung einer Regierungsverfassung. Darüber erhebt sich nun, für den Beschauer eigentlich als sechste Zone oder, wenn man immer Unterbau und Säulenhalle als Einheit ansieht, als Abschluß einer dritten Zone eine „korinthische Säulenhalle mit aller Pracht der Architektur".

Hier hören wir also von 9 Zeichnungen und einer wohl auch von Coudray verfaßten Baubeschreibung. —

Auf S. 67ff. der Abteilung 'Gedichte' werden dann Riemers Verse mitgeteilt: ein Sonett und 32 Stanzen, die so deutlich den Sinn des Pentazoniums erfassen, daß das Bezeichnendste daraus hier wiederholt werden muß; werden wir doch dadurch vom „Fundament" bis zum „Firmament" geführt und können ahnen, was die Weimarer Freunde um Coudray damals dabei dachten.

3. Fest auf der Ahnen ew'gem Fundamente
Erheben sich in Stufen fünf der Zonen,
Worin nur Tugenden und Taten wohnen,
Und bilden bis hinan zum Firmamente
Sich eins dem andern selbst zum Monumente,
Um mit dem letzten ewig Dir zu lohnen:
O gönne sie der Muse zu durchschreiten,
Dein still Bewußtsein laut der Welt zu deuten!

In der 4. Stanze Zeile 4 lesen wir schon vom „kühnen Obsieg grauser Elemente". Weiter heißt es, nachdem von den „Bahnen des Heldenruhmes" die Rede war:

8. Bald sollst Du sie in östrem Kampf befahren:
Denn lange tobt in Westen die Chimäre,
Bestürmt die Welt mit einem Feuerheere,
Es droht der Brand zuletzt auch Deinen Laren;
Wer wendet, ach! dem Fernen, die Gefahren,
Indeß Er kämpft für Vaterland und Ehre!
Den rauhen Kriegesgott mit Eins zu bänd'gen,
Gelingt nur Einer, Pallas der Verständ'gen.

9. Gelang nur Ihr, dem hohen Frauenbilde!
Sie wendete, geschirmt vom eignen Wert,
Des Raubes Flammen und des Mordes Schwert,
Die drohend schwang der siegestrunk'ne Wilde;

Und in Verehrung ward und sanfte Milde
Der rauhe Sinn des Staunenden gekehrt:
Die Göttertat, von keiner Zeit umschleiert,
In jeder Feier wird sie neu gefeiert!

Die letzten Verse der 11. Stanze verkünden:

Und während rings nur Kriegsdämonen schalten,
Mag innen Pallas und die Musen walten.

Dann heißt es weiter:

17. Wie nun, o Herr, durch aller Götter Gunst
Dein Leben sich zum Erdenglück gestaltet,
So blüht Dir auch in reicher Kron' entfaltet
Des Geistes Tun in Wissenschaft und Kunst,
Erhaben weit ob niedrer Kreise Dunst,
Um dort, von reinem Äther stet umwaltet,
Wo aller Zeiten Hochverdienste thronen,
Unsterblich bei Unsterblichen zu wohnen.

18. Auf heitern Säulen steigt die vierte Zinne,
Vom Himmel nur des Schönen überdacht;
In frommer Spende prangt, Dir dargebracht,
Was hohe Kunst in reinem Göttersinne,
Was Wissenschaft zu menschlichem Gewinne
In Genien und Weisen ausgedacht . . .

Lebendig lassen uns also die beiden 1825 und 1826 erschienenen Bände Weimars Jubelfest immer wieder mitfeiern und auch, bescheiden andeutend, empfinden, was dem engeren Kreise damals Coudrays Entwürfe zum Pentazonium Vimariense sagten.

Damals hieß es auch, wie wir hörten, daß das „herrliche Bild . . . ehestens in Kupfer gestochen erscheinen" werde. Aber erst zu Beginn des Jahres 1828 lesen wir wieder vom Pentazonium. Unter dem abgeschmackten Titel: 'Der Fünfgurt, Huldigungskupferstich auf das Jubiläum des Großherzogs von Weimar' wies K. A. Böttiger in seinem 'Artistischen Notizenblatt' Nr. 5 im März 1828 (Beiblatt zu Theodor Hells 'Abend-Zeitung auf das Jahr 1828') auf Coudrays Entwurf hin. Man erfährt dort weiter, daß „der Magistrat der Residenzstadt . . . durch Coudray eine Zeichnung verfertigen ließ". „Aber mit Recht wurde von dieser vielbesprochenen und oft wunderbar mißverstandenen

Zeichnung die Vervielfältigung gewünscht, die nur durch einen Kupferstich in größerm Maßstab möglich war." Diese Kupferplatte habe Schwerdgeburth erst 1827 vollenden können, worauf am 30. Januar 1828, am Geburtstage der Großherzogin, Abdrücke „an geeignete Personen" verteilt worden seien. „Denn sie in den Kunsthandel zu bringen, schien nicht angemessen." Böttiger erhielt auch „ein Exemplar beider Kupfertafeln . . . dieses Pentazonium Vimaricare" (so!). Übrigens nennen die handschriftlichen Konzepte in Weimar und jener Bericht über „Weimars Jubelfest 1825" auf S. 9 der Beilagen den Bau nach der alten lateinischen Bezeichnung für Weimar 'Pentazonium Vinariense'. Die eine der Kupfertafeln zeigt um die Baubeschreibung in der Mitte die sechs Grund- und die beiden Durchschnittsrisse in kleinem Maßstab angeordnet, worunter noch einmal ausdrücklich darauf hingewiesen wird, daß die „Originalzeichnung dem hohen Jubelpaare am 3. September 1825 überreicht" worden sei. Die zweite Kupfertafel, die wir hier erstmalig klein mit den modernen Hilfsmitteln veröffentlichen, gibt jenen „Standriß" des Prachtbaues wieder. Böttiger vermutet dann noch auf seine geschwätzige Art, daß der Bau „etwa mit einer Million Taler, alle Bildwerke und Bronzen eingerechnet, ausgeführt werden könnte" und daß „wir gewissermaßen berechtigt sind, in des Altmeisters Goethe 'Altertum und Kunst' eine belehrende Beurteilung dieses dort einheimischen Erzeugnisses zu erwarten." Auch als Kupferstich habe das Blatt, welches doch dem größeren Publikum nicht ganz entzogen werden sollte, seinen Wert.

Tatsächlich hatten mittlerweile die 'Weimarer Kunst-Freunde' jene „belehrende Beurteilung des Denkmals" verfaßt. Am 4. oder 5. Februar 1828 (Goethes Tagebücher und das Konzept stimmen darin nicht genau überein) entstand jener eingangs zitierte, für 'Kunst und Altertum' bestimmte Aufsatz über das Pentazonium, der, wie wir der Weimarer Goethe-Ausgabe (Werke $49^{II}$, 347) entnehmen, „nach unzweifelhaften stilistischen Merkmalen" gleich vielen ähnlichen von Heinrich Meyer herrührt.

Die für uns besonders wichtigen Sätze darin lauten:

„Bei unserm Pentazonium ist die Anlage von der Art, daß erst auf einer gehörig festen Rustica-Basis ein Säulengebäude dorischer Ordnung errichtet sei, über welchem abermals ein ruhiges Massiv einer jonischen Säulenordnung zum Grunde dient, wodurch denn also schon vier Zonen absolviert wären, worauf abermals ein Massivaufsatz folgt, auf welchem korinthische Säulen, zum Tempelgipfel zusammengedrängt, den höheren Abschluß bilden.

„Die erste Zone sieht man durch ihre Bildwerke einer kräftig-tätigen Jugendzeit gewidmet, geistigen und körperlichen Übungen und Vorbereitungen mancher Art. Die zweite soll das Andenken eines mittleren Manneslebens bewahren, in Tat und Dulden, Wirken und Leiden zugebracht, auf Krieg und Frieden, Ruhe und Bewegung hindeutend. Die dritte Zone gibt einem reichgesegneten Familienleben Raum. Die vierte deutet auf das, was für Kunst und Wissenschaft geschehen. Die fünfte läßt uns die Begründung einer sichern Staatsform erblicken, worauf sich denn das Heiligtum eines wohlverdienten Ruhms erhebt."

Es wird dann noch auf die Konstruktion, auf die Durchführung „von der derbsten bis zu der schlankesten" Säulenordnung, von der schwierigen Mühe des Kupferstechers gesprochen und schließlich darauf hingewiesen, daß „die sorgfältig genommenen Abdrücke als freundliche Gabe den Verehrern des gefeierten Fürsten zur Erinnerung an jene so bedeutende Epoche zugeteilt" wurden.

Zweimal zieht hier das vertikale Wandelpanorama der Baukunst und Bildhauerei vom „Fundament" bis zum „Firmament", von der „gehörig festen Rustica-Basis" bis zum „Heiligtum" oben klar vorüber. Ein kurzer Blick in die Konzepte des Aufsatzes läßt deutlich erkennen, wie Goethe selbst erst, vielleicht in öfteren Gesprächen mit Coudray, von welchen die Tagebücher aus dieser Zeit berichten, diese Wandlung klarer herausarbeitete. Im ersten Konzept heißt es z. B.: „Bei unserem Pentazonium ist die Anlage von der Art, daß auf einer gehörigen Base ein Säulengebäude errichtet sei"; im zweiten steht in Schriftzügen Goethes: „daß erst auf einer gehörig festen Rustica-Basis ein Säulengebäude dorischer Ordnung errichtet sei"; aus den

Worten: „gehörigen Base“ ist das ungleich wuchtigere: „gehörig feste Rustica-Basis“ geworden.

Darauf also kam es dem Künstler Coudray an, und darüber freuten sich wohl auch die engeren Freunde damals, wenn vielleicht auch nur dunkel ahnend, mit ihm.

Die beiden Stiche Schwerdgeburths wurden verteilt, an teilnehmende Freunde verschickt. Auch an Zelter. Der schrieb sofort am 10. Februar 1828 aus Berlin: „Das ist einmal was Ordentliches, ja Außerordentliches, was mir eben der Oberbergrat Krigar von seiten unseres tüchtigen Coudray abgibt. . . . Die Coudraysche Komposition findet Beifall. Kein Grübel, kein Prunk und alle Pracht, die der Sache angehört. Attribute vollständig; nichts zu groß, nichts kleinlich, gute Verhältnisse der Massen. Bravo, Herr Coudray!“ [1])

Unterm 27. Februar 1828 haben dann die Tagebücher Goethes zu berichten: „Oberbaudirektor Coudray, über den Zelterischen Beifall, seinem Pentazonium gegönnt, sehr vergnügt.“ Und am 28. Februar 1828 antwortet Goethe dem Berliner Freunde [2]): „Es freut mich gar sehr für unsern Coudray, daß sein Pentazonium dort Gunst findet; der Gedanke ist glücklich, aufs Altertum gegründet. . . . Zum Schluß noch den lebhaftesten Dank von unserm wackern Coudray. Dein ‘Glück auf!’ hab’ ich ihm alsbald schriftlich mitgeteilt, das ihm die größte Freude machte. Es ist das erste freie, treue, so einsichtig- als lebhafte Zeugnis, das seiner wahrhaft ernsten und mühsamen künstlerischen Leistung zugute kommt. Bei solchen Gelegenheiten fürchten die Beschauer, sich durch irgendein geradmütiges Lob zu kompromittieren; entweder sie machen Phrasen oder sie verstummen. Für ihn freut mich dein Wort um desto mehr. Es ist nicht leicht ein so gründliches Luftschloß gebaut worden.“

Ein „gründliches Luftschloß“! Damals kam Stieler nach Weimar, um Goethes Bildnis zu malen. Er kam im Auftrage König Ludwigs I. von Bayern, der schon 1807, noch als Kronprinz, den Plan zu seiner Walhalla bei Regensburg gefaßt hatte und immer

[1]) Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter, herausgegeben von Max Hecker, 3, 11.

[2]) Ebenda S. 15.

weiter ausführte. Während dieses herrliche Bild Goethes entstand, fuhr der Großherzog von Weimar nach Berlin.

Indessen wurden die Stiche des Pentazoniums weiter verschickt; der „kleine Aufsatz" darüber für das 2. Heft des 6. Bandes von 'Kunst und Altertum' wurde weiter vorbereitet. Am 10. Juni 1828 schreibt Goethe an den Grafen Sternberg: es werde demnächst abgehen „ein architektonischer Kupferstich zum Andenken des großherzoglichen Jubiläums, von unserm Oberbaudirektor Coudray gezeichnet und von Schwerdgeburth gestochen. Ersterer, welcher mir diese Sendung aufgetragen, empfiehlt seine Arbeit zu geneigter Betrachtung. . . . Ein neues Heft 'Kunst und Altertum' wartet nächstens auf."

So reifte damals alles auf das Pentazonium Bezügliche, von allen Seiten gehegt, glücklich heran, wie man aus vielen Stellen der Briefe und Tagebücher noch weit zahlreicher belegen könnte; man sieht, wie froh und ahnungslos sich alle Freunde mit Coudray seines Entwurfes freuten.

Ahnungslos auch im gewöhnlichen Sinne!

Alles niederschmetternd traf am 15. Juni in Weimar die Nachricht ein, daß Karl August auf der Rückreise von Berlin im Schlosse zu Gradiß bei Torgau am 14. Juni 1828 gestorben sei!

Weiter wurde das neue Heft von 'Kunst und Altertum' mit dem Aufsatz über das Pentazonium gefördert. Es erschien schon im Zeichen der Trauer um den gütigen Förderer der Künste. Am 10. Juli 1828 heißt es im Tagebuch: „Nach Tische Herr Frommann der Jüngere mit seiner Schwester, und brachten die ersten Exemplare von 'Kunst und Altertum'."

Weiter förderte und vollendete Stieler das Bildnis Goethes. Die Walhalla bei Regensburg, die Befreiungshalle bei Kelheim wurden erbaut und künden seither von allen beteiligten Künstlern und ihrem Gönner.

Verschollen aber sind seither Coudrays Entwürfe, verschollen leider im wahrsten Sinne des Wortes; denn als sie 1926 hervorgesucht werden sollten in Weimar, da stellte es sich heraus, daß sie abhanden gekommen, daß sie unauffindbar waren! Wie sahen einstmals die 6 Grundrisse, 2 Durchschnittsrisse und der große Standriß des Pentazoniums im Original aus?

Vergessen blieben aber auch Schwerdgeburths Stiche, und auch von ihnen war über 100 Jahre fast nicht die Rede. Ganz kurz berichtet Friedrich Noack in Thieme-Beckers 'Künstler-Lexikon' VII, 568/69 über Clemens Wenzel Coudray, daß er am 23. November 1775 in Ehrenbreitstein geboren wurde, wie er erst Geistlicher werden sollte, dann als Architekt vier Jahre in Italien weilte und 1816 nach Weimar kam, wo er am 4. Oktober 1845 auch sein Leben beschloß. Sonst blieb Coudray vergessen!

Aber: „Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren!" Und der Funke, der unter allem Zusammenbruch weiter fortglimmte, er stammt, wie wir dankbar erkennen durften, von Goethe selbst! Goethe hat Kunst und Altertum, die lebendige Kunst seiner Tage mit der lebendigen Kunst des Altertums und unserer Tage, verschmolzen und läßt uns immer neu die Bande wahrnehmen, die alles Echte aller Zeiten zu lebensvoller Einheit zusammenschließen.

# Goethe und die Stimmkunst

Von Herbert Biehle (Berlin)

Als Goethe die Leitung des Weimarer Theaters übernahm, herrschte auf der Bühne eine äußerst naturalistische Spielweise bei farblosem Vortrag. Den damaligen Zustand der Bühnenkunst charakterisiert das 'Journal des Luxus und der Moden' vom August 1791: „Die Liebenden [in Oper und Schauspiel] glühen für einander, indem sie *singen*; sobald sie aber wieder *sprechen*, sind es ein Paar langweilige Eheleute." Bei Begründung des Theaters vermochten die alten Schauspieler keine fließende Rezitation zustande zu bringen, und die langen Silben dehnten sie ungebührlich.[1]

Dem herrschenden Naturalismus auf der Bühne traten Goethe und Schiller mit dem Extrem gegenüber: ein stark gesangreicher, pathetischer Ton erhielt bei ihrem Bestreben, die Bühnensprache auf Würde und Vornehmheit zu stellen, grundsätzliche Bedeutung. Bei diesem rhythmisch markierten Vortrag, dieser rhetorischen Dressur wurde alles mehr deklamiert als gespielt.[2] Als das Weimarer Theater in Leipzig gastierte, galten die Angriffe der dortigen Kritik namentlich der „eintönigen, gesangartigen Deklamationsmanier" und dem „silbenzählenden Predigtton".[3]

Schon damals störte der *Dialekt* die Bühnensprache. Schmieders 'Taschenbuch fürs Theater' 1798/99 klagt (S. 148): „Es ist sehr schade, daß die mehrsten unsrer Sänger bei der

[1] Ed. Genast, 'Aus Weimars klassischer und nachklassischer Zeit', Stuttgart 1904.

[2] Ed. Devrient, 'Geschichte der deutschen Schauspielkunst', 1905, 2, 88 und 99.

[3] Anonym (Reinhold), 'Saat von Goethe gesät', 1808.

deutschen Bühne einen so widerlichen Dialekt haben. Dadurch verliert der Gesang ungemein. . . . Im Norden ist die bessre Aussprache einheimisch, folglich hat der Südlichdeutsche einen schweren Stand als Sänger und als Schauspieler." Andererseits konnten nur wenige Schauspieler Dialekt sprechen, wenn es die Dichtung in sogenannten Dialektrollen ausdrücklich forderte.

Goethe bemühte sich um Abhilfe. Seine schöne Baßstimme wußte sich vom leisesten Gefühlston bis zur Donnerstimme zu erheben. Er sprach das Deutsch ohne die Affektion eines Sprachmeisters oder Sprachkünstlers (Riemer). Auf dem weimarischen Liebhabertheater hatte er den Orest mit etwas überpathetischer Deklamation gespielt.

Ausführlich beschreibt Johann Ludwig Ewald Goethes Vortragsweise[1]): er habe mit wenigen ganzen Tönen alles ausgedrückt, was er wollte. „Diese Art Deklamation hat äußerst kleine Tonintervalle. Zwischen C und D liegen vielleicht sechzehn Töne, die man mit Musiknoten nicht bezeichnen kann. Der Gang, die Melodie, der Übergang in eine andere und der Rückgang in die vorige Tonart: alles ist dieser Deklamation eigen, und nur dadurch wird jener einzige Ausdruck möglich, der bloß Ton der Wahrheit zu sein scheint und so wenig Aufwand von Stimmen und Tönen erfordert."

Später merkte man ihm seine Freude am Klange vielleicht zu sehr an. Nach Anton Genast war Goethes Vortrag etwas zu markiert; aber er habe den Egmont viel besser gesprochen als Iffland. Eduard Genast nennt Goethes Stimme zuweilen überlaut, so daß sie gelegentlich hart geworden sei. Georg Reinbeck urteilte: „Im Tragischen gefiel mir Goethes Vortrag nicht, ich fand zuweilen falsches Pathos darin; aber im Komischen war er ganz unvergleichlich." Bei der Unterhaltung war Goethes Sprechton leise und gemessen. Heinrich Voß rühmte 1804: „Herrlich ist's, wenn Goethe in seinem tiefen, klaren Basse intoniert." Und der junge Mendelssohn schrieb 1821 seiner Schwester: „Einen ungeheuren Klang der Stimme hat er, und schreien kann er wie zehntausend Streiter."

---

[1]) 'Fantasien', Hannover 1799.

Die oben dargestellten Zustände waren die Veranlassung für Goethe, sich in seinen 'Regeln für Schauspieler' (Werke 40, 139—168) gegen den Dialekt zu wenden. Zur Beseitigung des Provinzialismus empfiehlt er, „schärfer auszusprechen, als es eigentlich sein soll" (§ 2). Hierin liegt natürlich eine große Gefahr. Es kann an dieser Stelle nicht ausgeführt werden, wieweit der Dialekt ein stimmbildnerisches Problem bildet; es sei nur angedeutet, daß es erheblicher Studien bedarf, um einen dialektfreien, reinen Stimmklang zu erzielen.

Stimmkünstlerisch bemerkenswert ist der § 30. Hier verlangt Goethe von dem Schauspieler, so tief wie möglich zu sprechen. Der Schauspieler gewinne dadurch einen großen Umfang in der Stimme. „Fängt er aber zu hoch an, so verliert er schon durch die Gewohnheit die männliche Tiefe und folglich mit ihr den wahren Ausdruck des Hohen und Geistigen. Und was kann er sich mit einer grellenden und quietschenden Stimme für einen Erfolg versprechen? Hat er aber die tiefe Deklamation völlig inne, so kann er gewiß sein, alle nur möglichen Wendungen vollkommen ausdrücken zu können."

Dieser Satz ist sehr einzuschränken. Goethe meinte eine sonore, volle Stimme. Durch hohes Sprechen kann man die Tiefe nicht verlieren. Die Regel, so tief wie möglich zu sprechen, kommentiert E. Geißler[1]): „Goethe hatte als Baß gut reden. In Wahrheit ist mit Dunkelheit und Tiefe etwas ganz anderes gemeint: die Fülle. Der voller werdende Ton scheint zugleich tiefer zu werden, weil die tieferen Töne dicker klingen als die höheren; er bleibt aber trotzdem in der gleichen Höhe. Eine leise Verdunkelung ist in der Tat eine Folge der Fülle; ein ganz dunkler Ton kann trotzdem aller Fülle ermangeln." Aber es war Goethes Auffassung, daß man durch den tiefen Ton einen größeren Umfang gewänne und zu Schattierungen fähig würde.[2])

Über stimmkünstlerische Fragen in einigen Goethischen Rollen hat sich Bulthaupt geäußert[3]):

Für die Rolle des Georg im 'Götz von Berlichingen' fehlt dem

[1]) 'Rhetorik' S. 54.

[2]) Tornius, 'Goethe als Dramaturg', Diss. Leipzig 1909, S. 125.

[3]) 'Dramaturgie des Schauspiels' 1, 1893, S. 95, 103, 156, 205ff.

männlichen Organ in der Regel der Glanz und die Helligkeit der Knabenstimme, die zu dieser Rolle gehört. — Im 'Clavigo' ist vor einem hohlen, gespreizten, singenden Theaterton des Titelhelden zu warnen. — Tasso sowie die Prinzessin und die Sanvitale müssen ihre Charaktere möglichst mit tonischem Wohlklang und Reinheit des Vortrags geben.

In der Schlußszene vom 'Faust' darf weder eine Männer- noch eine Kinderstimme das selige „Ist gerettet" sprechen. In Berlin hatte man das Letzte versucht, vielleicht in dem Gedanken, das Heil aus dem Kindermunde eines Engels ertönen zu lassen. Auch Devrient wünschte eine „Engelsstimme". Aber Kinderstimmen, selbst die lieblichsten, wirken auf der Bühne, weil sie forciert werden müssen, immer häßlich, schneidend und nicht selten komisch. Die Gesänge der Elfen, gerade diejenigen, die dem Chor gehören („Wenn sich lau die Lüfte füllen") und die für ihre zaubervolle Wirkung die Musik durchaus verlangen, wünschte Dingelstedt sprechen zu lassen.

Für die Aufführungspraxis des 'Faust' hat Kilian wertvolle Winke gegeben [1]):

Bei den drei Erzengeln sind trotz ihren männlichen Namen weibliche Stimmen vorzuziehen. Dem weichen, harmonischen Vollklang dieser kristallenen Sprache kommt die hohe, klare und sieghafte Stimme des Weibes weit mehr entgegen als die dunkle Färbung des männlichen Organs. Es ist eine alte, vielerörterte Frage, ob die Reden der Erzengel gesungen oder gesprochen werden sollen. Der Vortrag verlangt allererste rhetorische Kräfte, die meistens nicht vorhanden sind. Die Oper kann hierfür ihre ersten Stützen zur Verfügung stellen. Nur Gesang vermag die richtige Stimmung zu geben. — Für das Lied des Bettlers wird dieser gewöhnlich von der Oper gestellt, er darf aber nicht schöne Stimmittel entfalten, sondern muß mit halber Stimme singen, ermüdet und mechanisch. — Die Lieder Branders und Mephistos verlangen leichtes parlando; sie sind ohne schöne stimmliche Mittel zu singen. — Bei dem Gebet Gretchens

---

1) Eugen Kilian, 'Goethes Faust auf der Bühne', München und Leipzig 1907.

vor dem Muttergottesbild ist ein fortwährendes lautes Weinen und Schluchzen ein verkehrter Naturalismus; es ist nur ein gedämpfter, gepreßter, tief innerlicher Ton erforderlich. — Bei Valentins Tod darf kein lauter Ton aus Gretchens Kehle kommen. — Das „Dies irae" in der Domszene verlangt nicht nur ein paar dünne, sondern kraftvolle und mächtige Chorstimmen. — Die „Stimme von oben" in der Kerkerszene wird meist, wie es richtig ist, von einem achtstimmigen Frauenchor gesungen. Bei der ersten Weimarer Aufführung wirkte Eberweins Engelchor sehr matt und konventionell.

Die Rolle des Homunkulus wird am besten von einem jungen Mädchen gesprochen; Goethe dachte an einen Bauchredner. — Die Sphinxe müssen unbedingt gesprochen und nicht gesungen werden von Organen mit möglichstem Alt-Timbre. Es ist erforderlich, daß die Darstellerinnen selbst in den Sphinxen stecken. In vollen, metallenen und feierlichen Tönen, in breitem, pastosem Vortrag müssen die Worte aus den in steinerner Ruhe verharrenden Sphinxen hervorquellen. — Für die Begleiterinnen Helenas genügt ein kleiner Chor, zehn bis zwölf zur Not, der sorgfältig eingeübt sein muß. Ein Düsseldorfer Versuch, die Reden unisono vom ganzen Chor sprechen zu lassen, ist als geglückt zu bezeichnen. Sonst herrscht fast überall der Brauch, daß nur die Chorführerin spricht. — Aus der Rolle des Knaben Euphorion wurde in Düsseldorf eine Gesangspartie gemacht. Das ist natürlich verkehrt. Die Reden des Euphorion müssen gesprochen werden, höchstens der Tanzchor kann gesungen werden. — Die Reden des alten Faust erfordern schöne und vollklingende Töne, keine gebrochene oder gar lallende Stimme. Das Nahen des Todes ist durch ein leises Decrescendo in der Tonstärke anzudeuten. Es ist eine unberechtigte Effekthascherei, die Rede der Frau Sorge in gehauchtem Flüsterton, die des Faust aber in voller Tonstärke zu sprechen. — In der Szene im Himmel verlangen die Reden der Engel nach Musik. Gesprochen werden dürfen nur die Worte der einen „Büßenden (sonst Gretchen genannt)" und die der Mater gloriosa.

La Roche, mit dem Goethe den Mephistopheles einstudierte, berichtet, daß der Dichter Fausts Rolle im Baß eines älteren

Mannes deklamiert habe bis zu der Stelle, wo er den Verjüngungstrank in der Hexenküche nimmt. Von den Worten: „Laß mich nur schnell noch in den Spiegel schauen, Das Frauenbild war gar zu schön" führte er die Rolle bis ans Ende in klangvollstem Jünglingstenor durch.[1])

Die Hälfte des 3. Aktes im Zweiten Teil wünschte Goethe als Oper von einem Komponisten, der „deutsche Natur mit der italienischen Art verbindet". Helena sollte in der ersten Hälfte des 3. Aktes von einer Tragödin, in der zweiten Hälfte von einer Sängerin dargestellt werden.

Zu der Stelle: „Ist gerettet" sagt die Dichtung: „Stimme von innen, verhallend." Man fragt sich: wo ist denn das „draußen"? Der Dichter wollte ein „verhallend"; dazu mußte aber Gretchen schon weit entfernt sein! Gerade dies ist ein Beweis, daß Goethe mit seiner Phantasie nicht beim Theater war.[2])

Um so engeren Anschluß an das Theater verlangte seine Tätigkeit für die Weimarer Liebhaberbühne, für die er seine Singspiele dichtete; aber im Laufe der Jahre strebte er über diese Zwitterform, die Prosa mit Gesangseinlagen mischt, hinaus zur Geschlossenheit der Oper. Für 'Scherz, List und Rache' verlangte er drei „gute, nicht außerordentliche Sänger: Diskant, Tenor und Baß."

Es ist eine kunstpsychologisch höchst wichtige Tatsache, daß sich bei den Liederkomponisten eine gewisse Steigerung in der Intensität ihres Schaffens beobachten läßt, sobald sie sich mit Goethe beschäftigen. Goethes Lyrik, nachdem sie in Leipzig bloß die äußere Verbindung mit Musik gesucht hatte, durchdrang unter dem Einfluß der Lehren Herders ihre poetische Natur mit musikalischem Klang und Rhythmus. In dem Jahrzehnt von 1796 bis 1806 hat sich Goethe mit bewußtem Fleiß um die musikalische Verbesserung der deutschen Sprache bemüht. Er achtete auf den Wohlklang der Worte untereinander wie auf die Klangfarbe der Worte und Sätze. Durch seine Gewohnheit des Diktierens wurde er ständig auf das Musikalische der Sprache hin-

[1]) Gräf, 'Goethes Anteil an der ersten Faust-Aufführung', 1904, S. 11 f.

[2]) Spitta, 'Gesammelte Aufsätze', 1892, S. 283.

gewiesen. Seine Lieder haben einen melodischen Wohllaut, einen musikalischen Tonfall der Sprache, eine Stimmung, die sie aus dem Bereich des redenden Wortes hineinträgt in die Sphäre des Unaussprechlichen, wo die Welt der Musik beginnt.[1]) Wenn sich so viele musikalische Momente in der Dichtung finden, muß jeder Komponist klanglich und rhythmisch angeregt werden. Die Schöpfung des deutschen Kunstliedes durch Franz Schubert ist ohne Goethes Lyrik gar nicht denkbar.

Rückblickend auf die stimmlichen Leistungen zur Zeit der Theaterleitung Goethes, muß man vor allem beachten, daß die Gesangsaufgaben hauptsächlich von singenden Schauspielern mehr oder minder naturalistisch ausgeführt wurden. Als dem Dichter 1800 ein Bassist Hübsch mit sehr schöner Stimme empfohlen wurde, entschied er, ihn abzuweisen, wenn er kein komischer Sänger sei; „denn das hiesige Publikum sieht mehr auf die Possen als auf den Gesang". Man war aber auch auf Besserung der Gesangsdarbietungen bedacht. So beschloß der Herzog 1806, einen italienischen Gesangsmeister aus Dresden auf drei Monate anzustellen, der die Bühnenmitglieder unterweisen sollte. Goethe stimmte dieser Absicht durchaus zu; aber er hielt mit Recht drei Monate für nicht ausreichend.[2]) Zwei Jahre später erklärte er die Bildung eines eigenen Opernchores statt des bisherigen Schülerchores für möglich und ratsam.

Goethes Ziel blieb eine den singenden und pathetischen Ton vermeidende Deklamation mit sonorer, abwechslungsreicher Stimme. Die natürliche Sprache soll zur Kunstsprache erhöht werden durch maßvolle Modulation des natürlichen Sprechtones.[3]) Der Straßburger Student hatte vor Zeiten den französischen Ekhof, Jean Aufresne, kennengelernt; aber erst im Alter hat er diesen das Ideal der Vereinigung von Natur mit Kunst genannt. Für Gebärde wie Rede sollte die Antike Vorbild sein.[4]) So zeigt sich hier in Goethes Kunstanschauung das Durch-

[1]) Burdach, 'Schillers Chordrama' ('Deutsche Rundschau' 1910).

[2]) Jul. Wahle, 'Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung', Weimar 1892, S. 258f.

[3]) Wahle a. a. O. S. 163.

[4]) H. Biehle, 'Die antike Stimmkunst' ('Zeitschrift für Ästhetik',

ringen vom Realismus zum abgeklärten Idealismus mit dem obersten Prinzip: erst schön, dann wahr.

Wieweit seine Bemühungen von Erfolg begleitet waren, geht aus einer Bemerkung der 'Tag- und Jahreshefte' über das Theaterjahr 1815 hervor (Werke 36, 100): „In dieser Epoche durfte man wohl sagen, daß sich das weimarische Theater in Absicht auf reine Rezitation, kräftige Deklamation . . . auf einen bedeutenden Gipfel des inneren Werts erhoben hatte.“ Tieck bezeichnete allerdings die Weimarer Deklamation als französische Manier. Viele Schauspieler der Weimarer Bühne verfielen, als sie nicht mehr unter Goethes Leitung standen, in singendes Pathos. Man berücksichtigte nur noch den Klang des Wortes, nicht den Sinn.

---

Bd. XXIII). Für die Frage, ob der Chor nach antikem Vorbild zu sprechen oder zu singen sei, stellt Bode, 'Die Tonkunst in Goethes Leben', 1, 244 Anm., die einschlägigen Stellen aus dem Briefwechsel Goethes mit Zelter und Rochlitz zusammen.

# Kleine Mitteilungen

## 1.

## Eine „Antiquarische Anfrage" Goethes

Mitgeteilt von **Werner Deetjen** (Weimar)

Im Nachlaß Friedrich Wilhelm Riemers, soweit ihn die Weimarer Landesbibliothek besitzt, befindet sich ein Foliobogen mit folgenden Zeilen von der Hand Johns, die von Goethe persönlich signiert worden sind:

Antiquarische Anfrage.

Die Fabel: daß Eris durch einen Apfel mit Inschrift die drei obern Göttinnen entzweyt habe, scheint nicht uralt zu seyn, indem ja der Gebrauch der Schrift viel neuer ist. Hierin bestärkt mich die Ansicht zweyer erst jetzt herausgegebenen antiken Abbildungen: Es sind Vasengemälde, auf welchen sich die drey Göttinnen dem Paris nähern, worin aber kein Apfel zum Vorschein kommt. Nun wäre die Untersuchung wünschenswerth: wo des Apfels zuerst Erwähnung geschieht, welches ich hier vorläufig, bis auf mündliches Besprechen, wollte angezeigt haben.

Weimar den 29. Nov. 1827. G.

Die Zeilen sind zweifellos an Riemer gerichtet. Wie die Tagebücher Goethes lehren, war Riemer damals häufig in den Abendstunden im Goethehaus, um mit dem Dichter „auf Kunst und Alterthum Bezügliches" zu besprechen. Am 29. November betrachtete Goethe „ein Werk Professor Gerhards unedirter Denkmäler". Es handelt sich offenbar um die ersten Lieferungen der 'Antiken Bildwerke zum ersten Mal bekannt gemacht von Eduard Gerhard' (erschienen seit 1827 bei Cotta), die für die Großherzogliche Bibliothek in Weimar erworben wurden. Tafel XXV und XXXII stellen die Szene dar, die in dem obigen Brief geschildert wird. In 'Kunst und Alterthum' (VI, S. 299f.) wird die Sorgfalt in der Ausführung der Tafeln gerühmt. Sie gehen auf Zeichnungen zurück, die Prof. Gerhard während eines langen Aufenthaltes in Italien herstellen ließ. Im Nachlaß Riemers finden sich ferner zahlreiche dichtbeschriebene Blätter mit Entwürfen zu einer ausführlichen Bearbeitung des von Goethe gestellten Themas.

## 2.

## Goethe und Hans Georg v. Carlowitz

Von Otto Eduard Schmidt (Dresden)

Im 'Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft' 1930 habe ich die freundschaftlichen, ja brüderlichen Beziehungen, die zwischen Friedrich v. Hardenberg (Novalis) und dem späteren Sächsischen Geheimen Rat und Minister Hans Georg v. Carlowitz seit der Studentenzeit bestanden haben, auf Grund wertvoller Briefe aus den v. Carlowitzischen Familienarchiven dargestellt und dabei neuen Stoff zur Beurteilung des Novalis vorlegen, außerdem aber auch die bis dahin wenig beachtete Persönlichkeit Hans Georgs v. Carlowitz in ihrem Entwicklungsgange schildern können. Ihm war im Gegensatz zu seinem früh verklärten, in einem Sprühfeuer irdischer Leidenschaften und überirdischer Todessehnsucht sich selbst verzehrenden Freunde eine volle Ausreife seiner Person und seines Wesens vergönnt, so daß er als der vom Schicksal bestimmte, aber auch schon von Novalis selbst bezeichnete Fortsetzer und Vollender der politischen Ideen dieses seltsamen, feinen Geistes gelten kann. Aber nicht nur als Staatsmann hat Hans Georg v. Carlowitz eine beachtenswerte Rolle gespielt, sondern er hat sich auch aus den Tagen seiner schwärmerischen Jugend eine lebhafte Teilnahme an den literarischen Strömungen seiner Zeit bewahrt. Denselben Zug finden wir bei seinem älteren Bruder Karl Adolf (1771—1837), der, noch in der Mitte seines Lebens ein opferwilliger Förderer der stürmischen Muse Heinrichs v. Kleist, dessen Zeitschrift 'Phöbus' mit den nötigen Geldmitteln versorgte und in seinem Städtchen Liebstadt drucken lassen wollte.[1]) So konnte Kleist am 21. Dezember 1807 hoffnungsfreudig an Cotta in Stuttgart schreiben: „Ew. Hochwohlgeboren habe ich das Vergnügen zu melden, daß Herr Adam Müller und ich durch den Kapital-Vorschuß eines Kunstfreundes in den Stand gesetzt worden sind, ein Kunstjournal unter dem Titel 'Phöbus' monatsweise nach dem erweiterten Plane der 'Horen' zu redigieren und zu verlegen. Die

[1]) Kleists Briefe, herausgegeben von Minde-Pouet (Bibliogr. Institut, Leipzig und Wien) S. 363.

Herren pp. Wieland, Böttiger, Joh. Müller, wie wir hoffen auch Herr v. Goethe, ohne andere würdige Namen zu nennen, werden die Güte haben, uns mit Beiträgen zu unterstützen."

Zu einer Mitarbeit Goethes am 'Phöbus' ist es bekanntlich nicht gekommen, auch sonst ist mir von Beziehungen Karl Adolfs v. Carlowitz zu Goethe, die sich etwa in Karlsbad oder in Teplitz hätten knüpfen können, noch nichts bekannt. Dagegen haben Goethes Dichtungen die Weiterentwicklung des Wesens und der Sinnesweise Hans Georgs beeinflußt. In vier aus den Jahren 1811 und 1812 stammenden Briefen an seine Frau Jeanette, geb. v. Schönberg-Pfaffroda, spricht er sich über den großen Dichter und einige seiner Prosadichtungen aus. Ich stelle diese Äußerungen eines hochgebildeten, sehr urteilsfähigen Sachsen zusammen.

Die erste Stelle findet sich in einem aus Karlsbad am 6. Juni 1811 an die Gattin gerichteten Briefe und lautet:

„Die Gesellschaft ist noch ziemlich schwach, wird aber täglich zahlreicher. Die Bekannten sind Löben, Manteuffel[1]), Nietschwitz[2]) mit seiner Familie, der Oberhofmeister Gablenz, der Graf Edling, die Generalin Besser . . . Leute, die ich zum Teil wenig kenne, aber aus Langeweile kennen lernen muß. Eine Bekanntschaft, die ich angelegentlich suche und ganz gewiß noch machen werde, ist die des Geh. Rat Goethe aus Weimar, des ersten Schriftstellers unserer Zeit, der auch von dir, du gelehrtes Kind, gekannt ist."

Die zweite Stelle steht in einem 13 Tage später, am 19. Juni 1811 aus Karlsbad geschriebenen Briefe:

„Jetzt lese ich, da ich nun doch einmal keine Akten bei der Hand habe, ein Buch von Goethe, das mir die Liebe erklären soll, diese alles umfassende, alles umschaffende Leidenschaft, die mich schon dreizehn Jahre festhält, ohne daß ich weiß, wie es zugeht. Ich bin höchst neugierig, ob ich denn endlich der Sache auf den Grund kommen werde; habe ich die Liebe erst selbst ver-

---

[1]) v. Löben und v. Manteuffel sind beide Amtsgenossen Hans Georgs im Sächsischen Geheimen Finanz-Kollegium.

[2]) Oberhofgerichtsrat und Kreishauptmann Christian Gottfried Heinrich v. Nitzschwitz.

standen, dann will ich versuchen, sie auch dir zu erklären. Gestern kaufte ich Goethes 'Meister' in der Buchhandlung, vier Bände für zwei Gulden. Ich trug meine Beute gleich nach der Promenade und las da drei Stunden so vertieft, daß ich das Einnehmen und Umziehen darüber vergaß."

Die dritte Stelle findet sich auf demselben Briefbogen, ist aber am folgenden Tage, dem 20. Juni, geschrieben:

„Gestern ging ich noch in die Papiermühle ohnweit des Hammers, wo ich wider alle Erwartung vortreffliches Papier fand. Ich kaufte gleich ein halbes Ries superbes kleines Briefpapier, Papier-Velin, ohne Wasserzeichen und nicht glatt für mein kleines liebes Weibchen, um ihm recht viele Gelegenheit zum Schreiben an mich zu geben. Auf dem Rückwege begegnete ich dem Paczkofsky[1]) wieder, mit dem ich in die Stadt schlich. Abends war meine Badestunde. Ich wartete sie ruhig ab, indem ich in Goethes Buche las und vertiefte mich im Lesen so, daß ich die Lektüre bis um 2 Uhr im Bette fortsetzte. Goethe ist ein wahrhaft einziges Genie, und wenn ich ihn lese, vergesse ich Schlaf, Essen und Trinken. Es ist unglaublich, wie ein solcher Geist andere Geister ergreift und festhält. Ich sollte dir, mein Trache, dies Geständnis meiner Lesesucht nicht machen, aber ich muß aufrichtig gegen dich sein, da du es in manchen Fällen auch gegen mich bist."

Carlowitz beendete seine Kur in Karlsbad am 28. Tage seines dortigen Aufenthalts, am 2. Juli 1811, und kehrte über Oberschöna nach Dresden zurück, wo er spätestens am 12. Juli seinen Dienst wieder aufnahm. Von einem Zusammentreffen mit Goethe ist in den Karlsbader Briefen aus dieser Zeit nicht mehr die Rede; man muß also annehmen, daß sich eine Gelegenheit, Goethes nähere Bekanntschaft zu machen, dieses Mal für Hans Georg v. Carlowitz nicht ergeben hat. Diese Vermutung wird bestätigt durch die vierte Briefstelle vom 13. Juni 1812. Aber diesmal waren die Rollen vertauscht: Hans Georg war in Dresden, und seine Jeanette war zur Kur in Karlsbad, wo sie gleich im Anfang Gelegenheit gehabt hatte, die ersehnte Bekanntschaft

[1]) Oberst Paczkofsky, Generaladjutant des Generalissimus der Polen.

Goethes zu machen. Hans Georg schreibt an dem genannten Tage aus Dresden an seine Gattin:

„Um Goethes Bekanntschaft könnte ich dich beneiden. Er ist der erste Kopf in Deutschland und, in manchen Beziehungen, in der ganzen jetzigen Zeit. Weit entfernt, von Weibern wissenschaftliche Vollendung zu verlangen, achtet er durchaus sie nach ihrer Weiblichkeit und zwar über alles, was achtenswert auf der Erde ist. Einem Manne würde es freilich schwerer sein, dem großen, einzigen Goethe gegenüber zu stehen. Mir ist es nicht geglückt, ihn näher als von Ansehen kennen zu lernen. Achte auf das, was er sagt, er ist unter allen mir bekannten Menschen der einzige, der das Verhältnis der Menschen richtig in allen seinen Beziehungen würdert, und aus seinen Schriften habe ich nebenbei mehr Menschenkenntnis gelernt als durch eine dreißigjährige Erfahrung. Soviel ich dich, das Muster eines weiblichen Engels, kenne und ihn, muß er in dir ein großes Interesse finden, und es kommt auf dich an, ob du es auch in ihm finden willst. Seine Frau ist zwar vielleicht etwas gemein, aber gut, und die Nichte[1]), welche sie bei sich hat — ich weiß ihren Namen nicht —, soll ein sehr gutes und verständiges Mädchen sein. Gegen die Goethe sei ja recht artig, um die Meinung von dem Ton der Dresdener Damen zu berichtigen, die die Lubinitzka und die Burgsdorf[2]) vorm Jahre veranlaßt haben."

Vermutlich sind die beiden genannten Damen der Gattin Goethes Christiane im Sommer 1811 in Karlsbad in verletzender Weise begegnet, und es ist nicht unmöglich, daß Goethe deshalb 1811 den ganzen Kreis der „Dresdener Gesellschaft" gemieden hat; so ist auch der Geheimrat v. Carlowitz um die Ehre und Freude gekommen, den großen Dichter persönlich kennenzulernen.

---

[1]) Es ist ihre Gesellschafterin Karoline Ulrich, die spätere Gattin Riemers, gemeint.

[2]) Die Gattin des Sächsischen Kammerherrn v. Lubinitzky und die Gattin des Hof- und Justizienrats Ludwig Christoph v. Burgsdorf, Geheimen Referendars im Geh. Consilium.

## 3.

## Malta im 'Faust'

Von Ernst Künstler (Leipzig)

In jener berufenen Szene, in der Mephistopheles vor Frau Marthe Schwerdtlein mit teuflischer Fabulierlust Glück und Ende ihres Eheherrn berichtet, läßt er den wackern Landstörzer von sich sagen:

... Als ich nun weg von Malta ging,
Da betet' ich für Frau und Kinder brünstig;
Uns war denn auch der Himmel günstig,
Daß unser Schiff ein türkisch Fahrzeug fing,
Das einen Schatz des großen Sultans führte.
Da ward der Tapferkeit ihr Lohn,
Und ich empfing denn auch, wie sich gebührte,
Mein wohlgemess'nes Teil davon.

Alle 'Faust'-Erklärungen schweigen sich über die Quelle dieses Zuges aus. Während eines Studienaufenthaltes auf der Insel Malta hatte ich Gelegenheit, mich in den Archiven des Johanniterordens zu Lavaletta umzutun. Die dortigen Kriegsjournale enthalten an mehreren Stellen Schilderungen der Seekämpfe, die der Orden mit Korsaren und Türken auszufechten hatte, wobei den Rittern und ihren Mannschaften reiche Beute in die Hände fiel. So ergab sich mir die Frage: woher mag Goethe die Anregung zu jenen Worten seines Teufels genommen haben?

Wir wissen, daß sich der Dichter des 'Faust' seit seinen Knabenjahren vielfach mit der Lektüre von Geschichtsbüchern beschäftigt hat. In seiner Jugendzeit war das Werk des Abbé de Vertot: 'Histoire des Chevaliers Hospitaliers de St. Jean de Jérusalem', erschienen 1732 und 1769 in Amsterdam bei Wetsteins & Smith, ein vielgelesenes Buch. Vertot war selber Mitglied des Johanniterordens. Sein Werk schildert die Geschichte des Ordens von seiner Gründung im Heiligen Lande 1113 an bis zum Jahre 1725.

Besonders ausführlich werden die Ereignisse des 16. Jahrhunderts dargestellt. Im Jahre 1522 war den Rittern Rhodus

verlorengegangen; acht Jahre später wurde der Großmeister Villiers de l'Isle d'Adam durch Karl V. mit der Inselgruppe Malta belehnt. Der Orden mußte 1565 dem Ansturm der Türken in der denkwürdigen Verteidigung Maltas entgegentreten, das dadurch zum eigentlichen Bollwerk der Christenheit gegen die Ungläubigen wurde. Vertot ist ein glänzender Erzähler; mit lebendigen Farben schildert er die abenteuerreichen Unternehmungen, die die Johanniter von Malta aus zu führen hatten.

Nach dem Ordensstatut war jeder Rittermönch verpflichtet, eine bestimmte Anzahl solcher Kriegszüge, Caravanen genannt, mitzumachen; außer dem Ruhm winkte auch der Gewinn. Der Orden unterhielt neben der Flotte ein großes Söldnerheer aus Angehörigen aller Nationen. Vertot erwähnt bei der Beschreibung einer solchen Caravane nach Pignon de Velez, einem Piratennest an der nordafrikanischen Küste, im Jahre 1564, daß Heer und Schiffsbesatzungen aus Spaniern, Portugiesen, Italienern und Deutschen bestanden habe; letztere bildeten die Nachhut.[1])

Nach der siegreichen Erledigung dieser Unternehmung kreuzte das Geschwader des Ordens im Adriatischen Meere und führte erfolgreichen Kaperkrieg. Zwischen den Inseln Zante und Cephalonia begegnete ihm ein großes türkisches Schiff, beladen mit den kostbarsten Gütern des Morgenlandes, mit zwanzig großen Bronzegeschützen und vielen Kanonen kleineren Kalibers bestückt; seine Mannschaft bestand aus 200 schießgeübten Janitscharen. Es gehörte dem Kuflir Aga, dem Vergnügungsminister des Sultans Suleiman II., dem Haupt der Eunuchen; mehrere Damen des Harems waren an seiner Ladung beteiligt.[2]) Die beiden Oberbefehlshaber der Christen de Giou und de Romegas griffen nach einer heftigen Kanonade an.[3]) Die türkischen Rheder hatten aus Gewinnsucht das Schiff so überladen, daß seine besten Geschütze durch Warenballen am freien Feuern behindert wurden. Infolgedessen gewann die Malteser Schiffs-

[1]) Siehe Vertot, 'Histoire des Chevaliers Hospitaliers de St. Jean de Jérusalem', Amsterdam 1732, Band 3, S. 191f.

[2]) Ebenda S. 194.

[3]) Ebenda S. 195.

artillerie allmählich die Oberhand. Nach fünfstündigem Kampfe wurde das türkische Fahrzeug geentert und erobert.[1]) Der Sieg war teuer bezahlt; aber durch die Beute „ward der Tapferkeit ihr Lohn!"

Der Verlust dieses Schatzschiffes erregte in Konstantinopel Bestürzung und Wut. Der Ober-Eunuch und die Odalisken warfen sich racheheischend dem Sultan zu Füßen. Dieser betrachtete den Verlust als persönlichen Schimpf und schwur bei seinem Haupte, den Orden zu vernichten. Seine Haremsdamen und den Ober-Eunuchen tröstete er dadurch, daß er sie reichlich mit Geld aus seinem Schatze entschädigte.[2]) Während des Winters rüstete er eine starke Flotte aus, um die Johanniter von der Insel Malta zu vertreiben.[3])

Diese Schilderung Vertots hat zweifellos dem Faustdichter die Anregung gegeben, seinen wackern Schwerdtlein an einem Türkenzuge teilnehmen zu lassen; wir dürfen vermuten, daß Goethe die eine oder andere Ausgabe Vertots gelesen hat. Vertots Aufnahme in die Académie des Belles Lettres beweist die Aufmerksamkeit, die sein ausführliches Werk bei seinen Zeitgenossen gefunden hat.

Auch Schiller hat für sein Fragment 'Die Malteser' das Buch Vertots als Quelle benutzt. Das Fragment behandelt die Belagerung Maltas, die durch eben jene Kaperung veranlaßt worden ist, dieselbe, an der Goethe Herrn Schwerdtlein als deutschen Söldner hat teilnehmen lassen.

[1]) Ebenda S. 196.
[2]) Ebenda S. 197.
[3]) Ebenda S. 202.

# Goethe und das heutige England

Von Frederick Norman (London)

In der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts veröffentlichte G. H. Lewes seine Goethe-Biographie, die sich lange Jahre hindurch auch in Deutschland großer Beliebtheit erfreut hat. Daß wir den Anschauungen über Leben und Wirken Goethes, wie sie in diesem Buche niedergelegt sind, nicht mehr in allen Stücken zu folgen vermögen, ist begreiflich und schmälert kaum den Ruhm des Verfassers. Die klare und liebevolle Darstellung, die Ehrfurcht und Begeisterung, die Lewes dem großen Menschen und Dichter entgegenbringt, verschaffen seinem Werke auch noch unter der gegenwärtigen Studentenwelt verständnisvolle Leser. Spätere in England verfaßte Biographien beruhten wohl auf besserem Tatsachenmaterial und vermochten manche Einzelheiten richtigzustellen an Hand der Ergebnisse, welche die kräftig in Deutschland aufblühende Goethewissenschaft vermittelt hatte; doch gelang es ihnen nicht, das Buch von Lewes zu verdrängen. Erst nach dem Kriege sind zwei Werke erschienen, die wir dem von Lewes als ebenbürtig an die Seite stellen können: das erste von P. Hume Brown, das nach dem Tode des Verfassers von Lord Haldane beendet und herausgegeben wurde (1920), das zweite von Professor J. G. Robertson (1927), bedeutend vor allem dadurch, daß der Verfasser es unternimmt, Goethe durch eine englische Lupe zu betrachten und ihn aus englischen Voraussetzungen heraus zu werten. Die Arbeit Robertsons bezeichnet eine Wende in der englischen Auffassung des Dichters; denn solange wir in unserem Goethestudium allzusehr von deutscher Einschätzung und Erläuterung beeinflußt werden, solange die Kritik nicht aus den Wurzeln eigenen Volkslebens sprießt, so lange kann sich kein ungehemmter und wirklich lebendiger Ein-

fluß Goethes in England verbreiten. Fahren wir fort, die Ansichten deutscher Gelehrter, bei aller Hochachtung, die wir vor ihren Meinungen hegen, nachzubeten, so sind wir bestenfalls ein Anhängsel deutscher Forschung, im übrigen aber ist Goethe dann für England tot. Nur dann vermag uns Goethe zum geistigen Führer zu werden, wenn wir danach trachten, seinem Leben und Werke von angelsächsischer Einstellung aus Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Englische Kritiker bespötteln häufig die Hochschätzung, deren sich Byron auf dem Festlande erfreut. Sehr mit Unrecht. Ein Dichter ist, was er bedeutet, und es kann nicht Sache englischer Kritiker sein, dem Auslande vorzuschreiben, was es aus Byron herauszulesen hat. So wollen wir es auch mit Goethe halten, und hier ist das Buch Robertsons uns jüngeren Literarhistorikern der Wegbereiter.

Die früher übliche Abhängigkeit englischer Goetheforschung, obschon bei weitem nicht das einzige Moment, hat wohl ihr Teil dazu beigetragen, daß selbst in gebildeten englischen Kreisen eine erschreckende Unwissenheit über Goethe an den Tag tritt. Wie hat man es sich zu erklären, daß in einem Lande, das drei ausgezeichnete Goethebiographien hervorgebracht hat, in dem an die fünfzig Übersetzungen des 'Faust' vorliegen, in dem ein Schriftsteller wie Carlyle Zeit seines Lebens bemüht gewesen ist, Goethischem Denken den ihm gebührenden Platz zu sichern, daß in einem solchen Lande Goethe vielerorts kaum ein Name ist?

Ein Deutscher, der nichts über Shakespeare zu sagen vermöchte und nicht dieses oder jenes Drama Shakespeares gelesen hätte, würde in seinem Vaterlande kaum den Anspruch darauf erheben können, ein literarisch gebildeter Mensch zu sein. Einem Engländer wird gänzliche Unkenntnis Goethes nicht so hoch angerechnet. Das Eingeständnis, von Goethe nie etwas gelesen zu haben, ja, nichts als den bloßen Namen zu kennen, ruft kein übermäßiges Erstaunen hervor; man kann trotz solcher Unkenntnis in England den Ruf einer gebildeten Persönlichkeit besitzen. Shakespeare ist in das deutsche Schrifttum übergegangen. Er ist ein deutscher Dichter geworden, der dem Deutschen zwar nicht dasselbe bedeutet wie dem Engländer, immerhin, er ist ein deut-

scher Dichter. Wendungen aus seinen Werken begegnen überall in der deutschen Literatur, aus seinem Gedankenschatz schöpft der Deutsche manches Bild täglicher Rede, eine Shakespearische Anspielung stößt überall unter gebildeten Deutschen auf Verständnis. Von einem derartigen Eindringen in die Gedankenwelt Goethes ist in England nichts zu verspüren. In nicht fachmännischen Kreisen wirkt schon der Name Goethe verdächtig. Zwar hat man den Namen einmal irgendwie gehört; aber man weiß nicht recht, was man sich darunter vorstellen soll. Er war wohl ein deutscher Dichter und Minister, der eisig und höflich und mit besternter Brust seine Besucher empfing, ein pedantischer, steifer alter Herr voll orakelhafter Äußerungen? Schrieb er nicht einen 'Faust'? Einer oder der andere hat vielleicht sogar eine englische Übersetzung des 'Faust' gelesen. Selten wird man nähere Bekanntschaft feststellen können bei Engländern, die des Deutschen unkundig sind.

Wir berühren hier einen tiefgreifenden Unterschied deutscher und englischer Kultur. Shakespeare taucht in Deutschland unter, wird umgemodelt, wird sorgsam behüteter Schatz deutschen Kulturlebens. Goethe bleibt in England fremd, bleibt Ausländer. Der Fachmann kennt ihn, mancher Engländer liebt und verehrt ihn, doch für die gebildete Allgemeinheit ist er einer unter vielen ausländischen Dichtern, von denen man wenig oder nichts weiß. Es ist für den Deutschen unnötig, etwas von England zu wissen, um seinen Shakespeare genießen zu können; andererseits muß man bei einem Engländer, der den Weg zu Goethe gefunden hat, im allgemeinen eine wenn auch nur oberflächliche Beschäftigung mit deutscher Kultur voraussetzen. Deutschland naturalisiert große Gestalten der Weltliteratur, England gewährt ihnen selten das Heimatsrecht.

Ein derartig gegensätzliches Verfahren muß notwendigerweise auf gegensätzlichen Voraussetzungen und Anschauungen beruhen. Das Problem „Goethe in England" ist somit nur ein Kapitel des Problems „Fremdes Wesen in England". Das Wort foreigner ist unübersetzbar; eine Parallele bietet höchstens das griechische *βάρβαρος*. Ausgenommen von dieser von vornherein feindlichen Einstellung bleiben nur die griechischen und römischen Klassiker

und gewisse moderne Schriftsteller, die gemeineuropäische und insoweit auch englische Probleme behandeln, z. B. Ibsen. Der Kampf gegen den nordischen Dramatiker, heute überlebt, war diktiert von moralischen, nicht von nationalen Gründen.

Deutschland ist im wahrsten Sinne des Wortes ein Land der Mitte. Mag eine solche Lage auch nicht zu unterschätzende Gefahren, auch auf rein geistigem Gebiete, in sich bergen, so erleichtert sie doch andererseits den geistigen Austausch. Deutschsprachliche Grenzgebiete haben ihren Anteil an holländischer, französischer, italienischer, slawischer und nordgermanischer Kultur. Ein erheblicher Prozentsatz der Bevölkerung Deutschlands ist zweisprachig, lebt in zwei Kulturkreisen, und ein lebendiger Austausch geht von hüben nach drüben. So kann ein neuer literarischer Stern der an Deutschland angrenzenden Länder dem Lande der Mitte nicht lange verborgen bleiben. Zu England sind zwar keine Grenzen vorhanden, aber die überragende Handelsmacht des Inselvolkes und seine zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts fortgeschrittenere literarische Entwicklung brachten es mit sich, daß englische Dichter leicht Eingang fanden in dem Lande der Mitte, das seit Hunderten von Jahren gewöhnt war, fremdem Wesen willig eine Stätte zu bereiten. So waren schon genügende Grundlagen vorhanden für die Weltliteratur in deutscher Sprache, wie Goethe sie gewünscht hatte. In nachgoethischer Zeit ist man dann ernstlich an die Arbeit gegangen und hat eine Übersetzungsliteratur in deutscher Sprache geschaffen, der nichts Wesentliches auf dem Erdball entgangen ist und die allen anderen Ländern als unerreichbares Vorbild voranleuchtet. Will man sich also ein Bild von fremder Literatur in England machen, so darf man nicht aus den Augen lassen, daß die Übersetzungsliteratur in englischer Sprache nicht im entferntesten einen Vergleich mit der deutschen aufnehmen kann und daß Übersetzung — abgesehen von Tagesliteratur — Ausnahmeerscheinung und nicht Regel ist.

Die geographische Lage des Inselreiches brachte es von Anfang an mit sich, daß sich der hier ansässige Menschenschlag stärker von äußeren Einflüssen absonderte, sich mehr in die ihm innewohnenden Kräfte und Möglichkeiten vertiefte und dem Aus-

land nur selten entscheidende Bedeutung in englischer Kulturentwicklung einräumte. Wo immer wir vor der Goethezeit das Wirken fremder Literatur in England belegen können, handelt es sich fast ausschließlich um italienische und französische Dichtung. Trotz dem hannöverschen Königshause ist Deutschland um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ein völlig unbekanntes Land. Der junge englische Adlige machte den grand tour, um seine Erziehung abzuschließen, und dieser grand tour führte fast nur durch französisches und italienisches Gebiet. Die Kenntnis fremder Kultur, die er sich dadurch aneignete, kam auch der englischen Literatur zugute, doch blieb romanisches Wesen immer mehr Modesache, aufgepfropftes Reis; der Bürger blieb zu Hause, nährte sich redlich und hegte vor allem, was über die Wellen herüber kam, den tiefsten puritanischen Abscheu. So bestand neben dem französisch aufgeputzten Restaurationsdrama eine mehr volkstümliche Dichtung, genährt aus puritanischen Kreisen, die immer mächtiger anwuchs und schließlich das französische Drama aus dem Lande verjagte. Der abweisende und eigenwillige Bauerntrotz, dem der Puritanismus zutiefst entsprungen ist, bereitet der Einführung fremder Geisteswelt bis auf unsere Tage die größten Schwierigkeiten. Duldsamkeit und Puritanismus sind unvereinbar.

In England gibt es seit einem halben Jahrtausend kaum jemals eine Zeit literarischen Tiefstandes. Die literarische Entwicklung schritt unaufhaltsam und ununterbrochen weiter, und in Hunderten von Jahren trifft man selten auf ein Jahrzehnt, das nicht ein für England bedeutendes Werk gezeitigt hätte. Nicht nur war das Land ausländischer Beeinflussung entrückt, sondern — und dies war die natürliche Folge — die Literatur gewöhnte sich mehr und mehr daran, aus einheimischen Quellen zu schöpfen. Die Beargwöhnung ausländischen Gutes führte schließlich dazu, daß man ihm nur dann einigen Geschmack abzugewinnen vermochte, wenn man angelsächsische Wesenszüge, entweder wirkliche oder vermeintliche, darin zu entdecken glaubte.

Eine Zeitlang versetzte das international empfindende achtzehnte Jahrhundert dieser englischen Abgeschlossenheit einen Stoß. Fünf Jahre nach seinem Erscheinen begann 'Werther',

aus dem Französischen übersetzt, seinen Triumphzug durch England, wo das Wertherfieber nicht geringer war als in anderen Ländern und wo Goethe den Engländern bis in die zwanziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts der author of 'Werter' war. Doch auch einige der Goethischen Dramen fanden ihren Weg auf die Insel; zum Teil erregten sie aber Anstoß, so z. B. 'Stella' und 'Götz', zum Teil blieben sie gänzlich unbeachtet, so z. B. 'Iphigenie'. Zwischen 1800 und 1820 hört man selten etwas von Goethe. Der übertriebenen Wertherverehrung war die kalte Ernüchterung gefolgt, England war durch Napoleon vom Festlande abgeschnitten, kämpfte auf Leben und Tod und hatte weder Muße noch Gelegenheit, sich näher mit der schönen Literatur des Auslandes zu befassen. Zwar drang der Ruf Goethes und des Weimarer Kreises auch nach England, manche Engländer ließen sich zeitweilig oder ständig in Weimar nieder, viele besuchten die kleine Stadt, um den großen Goethe kennenzulernen und um womöglich ihrer Autographensammlung seine Unterschrift einzureihen. Doch läßt es sich nicht wahrscheinlich machen, daß die Engländer, die Goethe nähertraten, in der Lage waren, den Werken des Dichters den ihnen gebührenden Platz in der englischen Literatur zu verschaffen. Goethe war und blieb eben ein Ausländer. In England glaubte man zu fest an die überragende Bedeutung der eigenen Literatur, war man zu sehr darauf eingestellt, fremde Schöpfung mit eigenem Maß zu messen, als daß man imstande gewesen wäre, innerhalb einiger Jahre umzulernen. 'Werther', obwohl eigenste und persönlichste Dichtung, war allgemeineuropäischen Voraussetzungen entsprungen; 'Iphigenie auf Tauris' und 'Torquato Tasso' ließen sich weder mit Shakespearischer Kunst noch mit französischem Klassizismus noch mit griechischer Tragödie in Einklang bringen. War es nötig, sich ernsthaft mit Werken zu beschäftigen, deren Verständnis durch die altbewährten Regeln dramatischer Kunst nicht zu erzielen war?

Langsam setzte der Umschwung in der englischen Meinung ein nach der Veröffentlichung des Buches der Madame de Staël 'De l'Allemagne', das den Boden bereitete für die fruchtbare Tätigkeit Carlyles. Nun ist es allerdings noch sehr die Frage,

ob die Anwaltschaft Carlyles dem Rufe Goethes im modernen England mehr schaden als nützen kann. Der moderne Engländer hat sich längst — ob mit Recht oder Unrecht, bleibe hier unerörtert — von Carlyle und allem, was dieser glaubte und dachte, abgewandt. Will man Goethe der englischen Leserwelt heutzutage näherbringen, so muß man ihr den Dichter Goethe zeigen, weniger den Denker, und dazu ist Carlyle gänzlich ungeeignet. Das ausgesprochen dichterische Wirken Goethes erweckte in Carlyle nicht denselben Widerhall wie die in den Goethischen Werken niedergelegte Lebensweisheit. Goethischer Optimismus und Goethische Abgeklärtheit hatten Carlyle seiner tiefen und tragischen Stimmung entrissen; Goethe war ihm der große Retter, dazu ausersehen, Licht und Wahrheit in der Welt zu verbreiten. Mit der Beredsamkeit und Einseitigkeit eines biblischen Propheten bemühte sich Carlyle, englischen Lesern den philosophischen Goethe in zahlreichen Aufsätzen nahezubringen. Der Dichter blieb leider im Hintergrunde.

In diesem Kampfe mit der englischen Leserwelt hatte Carlyle seinen Helden fortwährend gegen Bedenken moralischer Art zu verteidigen, die sich angelsächsischer Anschauung im neunzehnten Jahrhundert sowohl aus Goethes Leben wie aus seinen Werken ergaben. Um nur eines zu erwähnen: es hat lange Jahre gedauert, ehe man sich mit dem 'Prolog im Himmel' befreunden konnte. Manche 'Faust'-Übersetzer ließen ihn einfach aus, andere übergingen ihn nicht nur, sondern fühlten sich außerdem berufen, ihren Übersetzungen einen Angriff auf den 'Prolog' vorauszuschicken. Man stieß sich nicht so sehr an der Parallele zu 'Hiob' als an den „unverschämten" Reden des Teufels im Angesichte des Herrn. Da der Zweite Teil viel später bekannt wurde als der Erste, sah man auch nicht recht ein, was der 'Prolog' zu bedeuten habe. Immerhin, die moralischen Bedenken beruhigten sich allmählich, andere Vorkämpfer traten Carlyle zur Seite, vor allem G. H. Lewes und Matthew Arnold, eine emsige Übersetzertätigkeit setzte ein, der Viktorianische Hof zeigte dank dem Koburger Prinzgemahl rege Teilnahme an deutscher Literatur, und Goethe ist in England nie so viel gelesen worden wie im dritten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts.

Damit ist nun nicht etwa gesagt, daß das Goethepublikum eben groß war. Wir wollen nur andeuten, daß Goethe zu jener Zeit mehr gelesen wurde als heute. Die Gründe für den Niedergang deutscher Studien liegen zutage. Vor allem muß man in Betracht ziehen, daß ausreichende Kenntnis der deutschen Sprache zu den größten Seltenheiten gehörte. Abgesehen von einem verschwindend kleinen Kreise waren Goethes Werke den Engländern nur in Übersetzungen erreichbar, und diese Übersetzungen waren nicht dazu angetan, den Ruhm des deutschen Dichters weiter zu verbreiten. Rein formale Gestaltung ist in England immer von großer Bedeutung gewesen, und war schon die deutsche Leserwelt ungehalten über die weitausgesponnene und pedantische Art Goethischer Prosa, so war dies noch viel mehr der Fall in England, wo man die keineswegs guten Übersetzungen nicht zu ihrem Vorteil mit den Meisterwerken englischer Prosa verglich. Wir sind zu der Schlußfolgerung gezwungen, daß es den Vorkämpfern des deutschen Dichters während des neunzehnten Jahrhunderts nicht gelungen ist, ihn in England einzubürgern. Gegen das Ende des Viktorianischen Zeitalters geriet Goethe mehr und mehr in Vergessenheit. Jugendliche Ungeduld, die nichts mehr wissen wollte von Carlyle, verbannte zur selben Zeit alles, was Carlyle wertgeschätzt hatte. Politische Rücksichten mögen von der Jahrhundertwende an auch mitgewirkt haben, und so läßt sich nicht behaupten, daß der Weltkrieg einen nennenswerten Einfluß auf das Goethestudium ausgeübt habe; denn von besserer Bekanntschaft, als bloßes Hörensagen sie gibt, kann in den Vorkriegsjahren keine Rede sein, abgesehen von vereinzelten Goetheliebhabern, und denen konnte der Krieg nichts von ihrer Begeisterung rauben.

Ein Triumphzug 'Werthers' ohnegleichen von 1779 an, merkliches Mißvergnügen oder vollständige Gleichgültigkeit gegen andere Goethische Werke, dann Carlyle und der Philosoph Goethe, die kurze hochviktorianische Blütezeit, wiederum Zunahme der Gleichgültigkeit bis zum Ausbruch des Weltkrieges: so ungefähr haben wir uns das Leben der Goethischen Dichtung vorzustellen.

Wir betrachten nun die Stellung Goethes im Nachkriegsengland. Welche Rolle fällt dem deutschen Dichter im englischen

Erziehungsplan zu? Soweit die Schüler nicht Deutsch lernen, hören sie überhaupt nichts von Goethe, und da sich nur ein geringer Bruchteil auf der Schule mit Deutsch beschäftigt, so verlassen die meisten die Schule, ohne je den Namen Goethe gehört zu haben. Für die Aufnahmeprüfungen an einer englischen Universität, die in weitgehendem Maße die Fachwahl auf den Schulen beeinflussen, ist eine moderne Sprache vorgeschrieben. In fast allen Fällen wählen die Schüler Französisch. Dort, wo Deutsch gelehrt wird, ist es fast immer Nebensprache des Französischen, und der Unterricht in deutscher Sprache beginnt einige Jahre später, wodurch es den Schülern erschwert wird, die nötigen Kenntnisse vor der Reifeprüfung zu erlangen. Ganz vereinzelt bestehen Schulen, in denen die Hauptfremdsprache Deutsch ist. Im großen und ganzen läßt sich indessen sagen, daß die deutsche Sprache als Gegenstand des Schulunterrichts stark im Zunehmen begriffen ist. Obwohl das Studium während des Krieges sehr gelitten hat, lernt doch jetzt schon wieder eine weit größere Anzahl von Schülern Deutsch als im Jahre 1913. Neben dem Französischen wirkt auch das Studium der klassischen Sprachen beeinträchtigend. Oxford und Cambridge schreiben Lateinisch für alle Fakultäten vor, die anderen Universitäten zumindest für die philosophische. Mit der Abnahme der klassischen Studien, die zwar viel langsamer vor sich geht als in Deutschland, wird sich mehr Raum für das Deutsche ergeben. Der deutsche Literaturunterricht in den englischen Schulen bleibt dem Ermessen des Lehrers anheimgestellt. Behördlich festgelegte Lehrpläne gibt es nicht. Für die unteren Klassen kann man aber als sicher annehmen, daß in jeder Schule eine deutsche Anthologie benutzt wird, in der Goethische Gedichte vertreten sind. In den höheren Klassen ist das Studium auf die Prüfungen zugeschnitten, die von den verschiedenen Universitäten abgehalten werden. Diese Prüfungen werden durchschnittlich im Alter von 17 Jahren abgelegt; der Wissensstand kommt etwa der deutschen Oberprimareife gleich, wobei aber zu beachten ist, daß der deutsche Schüler eine Schulentlassungsprüfung macht, der englische Schüler eine Universitätsaufnahmeprüfung. Die englischen Forderungen sind geringer; dafür ist der Schüler aber nur eine

Zahl unter Tausenden, dem Examinator nur als Nummer bekannt, und weder Klassenleistungen noch allgemeine Führung werden in Betracht gezogen. Für diese Aufnahmeprüfungen sind an manchen Universitäten gewisse Texte vorgeschrieben; von Goethe erscheinen häufig ausgewählte Gedichte, Abschnitte aus 'Dichtung und Wahrheit', 'Hermann und Dorothea', 'Iphigenie auf Tauris' und ab und zu 'Torquato Tasso' und 'Egmont'. 'Faust' bleibt auf dieser Stufe fern.

An den meisten englischen Universitäten und University Colleges (das sind Lehrkörper, die die Studenten auf die Abschlußprüfungen der Universität vorbereiten, doch nicht berechtigt sind, selber Examina abzuhalten und Grade zu erteilen) bestehen Lehrstühle für Deutsch, obschon nicht an jeder Universität ein Ordinarius wirkt. Volle Ordinariate haben nur neun der sechzehn Universitäten Englands und Schottlands. Die Zahl der Studenten, deren Hauptfach Deutsch ist, wechselt von Universität zu Universität, und verglid,en mit den französischen Abteilungen sind die deutschen natüriich sehr klein. Doch ist auch hier ein Anwachsen zu bemerken, und je mehr das Deutsche auf den Schulen um sich greift, desto mehr akademisch gebildete Lehrer des Deutschen werden erforderlich. An den meisten englischen Hochschulen wird der erste akademische Grad auf Grund eines Examens, nicht einer Dissertation, verliehen; für dieses Examen sind an vielen Universitäten gewisse Texte vorgeschrieben, die in allen ihren Einzelheiten studiert werden müssen. Die Texte wechseln von Jahr zu Jahr, und Goethe ist immer mindestens mit ihrer zwei vertreten. Ganz abgesehen von diesen allverbindlichen Texten wird natürlich auch Vertrautheit mit anderen Goethischen Werken vorausgesetzt. Die Vorlesungen über Goethe befassen sich hauptsächlich mit seinen Dichtungen und seinem Leben, seine Wirksamkeit als Wissenschaftler und Staatsmann bleibt im allgemeinen außerhalb des Kreises der Betrachtung; die vorgeschriebenen Texte werden im Seminar behandelt. Ab und zu bietet sich Gelegenheit, deutsche Gelehrte über Goethe lesen zu hören. So haben an der Londoner Universität seit dem Kriege Julius Petersen, Robert Petsch und Fritz Strich Gastvorlesungen über Goethe gehalten. An den beiden alten englischen Universi-

täten, Oxford und Cambridge, besteht die Einrichtung der vorgeschriebenen Texte nicht. In Cambridge teilt man für Examenszwecke die deutsche Literatur in fünf Perioden ein, außerdem gibt es ein Wahlfach, das man entweder besonders studieren kann oder anstatt einer der fünf Perioden. Für die Jahre 1931 und 1932 ist das Wahlfach Goethe. Professor Karl Breul, Vize-Präsident und Mitbegründer der English Goethe Society, der seit nahezu fünfzig Jahren an der Universität Cambridge unermüdlich für deutsche Sprache und Literatur wirkt, liest das ganze Jahr hindurch ein Kolleg über 'Faust'. Es ist übrigens bemerkenswert, daß bis in den Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts hinein das Studium des Deutschen in Cambridge noch nach streng mittelalterlichen Gesichtspunkten bestimmt war. Damals studierte man in Cambridge Gotisch, Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch und, als einzigen modernen Dichter, Goethe.[1])

Der Einfluß der Goethischen Gedankenwelt auf die Studenten läßt sich nicht bestimmen. Die meisten Studenten verbleiben nur drei Jahre an der Universität und sind während dieser Zeit so mit laufenden Arbeiten und Vorbereitungen auf das Endexamen überbürdet, daß ihnen wenig Muße bleibt, eigenen Neigungen nachzuhängen. Falls sie nicht während der Ferien nach Deutschland eilen, bietet sich ihnen auch fast keine Gelegenheit, Goethe außerhalb des akademischen Getriebes kennenzulernen; denn auf dem englischen Theater sind Goethes Werke fast gänzlich unbekannt, und wenn die Theater in aller Zukunft so fortbestehen werden wie jetzt, so ist auch nicht zu erwarten, daß Goethe häufiger auf dem englischen Spielplan erscheinen wird.

Gänzlich ohne staatliche oder städtische Unterstützung, ist das Theater reine Geschäftssache und Spekulationsobjekt. Die Besitzer vermieten es, die Mieter vermieten es wiederum, und so ist eine Aufführung in einem Londoner Theater mit ungeheuern Lasten bebürdet. Da jeder etwas am Theater verdienen will und da es gilt, das große Publikum einer Millionenstadt zu versorgen, so kann im allgemeinen nur die seichteste Ware auf

[1]) Die Nachrichten über das Goethestudium an der Universität Cambridge verdanke ich der Güte des Herrn Trevor D. Jones, z. Zt. in Weimar.

Erfolg rechnen. Ernsthafte Stücke haben nur dann Aussicht auf Beifall, wenn sie von bekannten lebenden Dichtern stammen. Schon die Aufführung der englischen Klassiker begegnet den größten finanziellen Schwierigkeiten, und so ist es denn nicht weiter verwunderlich, daß die Werke Goethes in England fast nie über die Bretter gehen, die die Welt bedeuten.

In dem durch seine Shakespeare-Aufführungen rühmlichst bekannten Old Victoria Theatre in London wurde am 20. Februar 1924 der Erste Teil des 'Faust' gegeben. Das Drama blieb während dreier Wochen auf dem Spielplan und wurde ungefähr zwölfmal aufgeführt. Für diese Vorstellungen wurde eine besondere Übersetzung angefertigt, die bislang noch nicht im Drucke erschienen ist, aber wohl im nächsten Jahre veröffentlicht werden wird. Die Übersetzer, die Brüder Graham und Tristan Rawson, gingen von der Überlegung aus, daß der Erste Teil für eine Abendvorstellung zu lang sei; andererseits wollten sie aber auch keine wichtigen Szenen auslassen, und sie beschlossen deshalb, eine für die Bühne bearbeitete Ausgabe herzustellen, in der alles Wesentliche bewahrt bliebe und alles Unwesentliche zusammengestrichen würde. Das 'Vorspiel auf dem Theater' und das 'Intermezzo' fielen weg. Die Streichungen trafen besonders in die erste Hälfte des Ersten Teiles. Statt der Goethischen Knittelverse bedienten sich die Übersetzer größtenteils des Blankverses. Den Übertragungen früherer Übersetzer entnahmen sie gelegentlich Stellen, so von Shelley 130 Zeilen, von John A. Bird 120 Zeilen, von John Blackie 40 Zeilen, von Sir Theodore Martin 30 Zeilen. Zwar ist die Übersetzung nicht so treu und dichterisch gelungen wie manche ältere, doch hat sie vor allen das eine voraus, daß sie bühnenwirksam ist, und diese Bühnenwirksamkeit verdankt sie nicht zuletzt der Tatsache, daß einer der Brüder, Tristan Rawson, selbst Schauspieler ist. Bei den Vorstellungen im Old Victoria Theatre wurden auch einige Szenen des Zweiten Teiles angegliedert: eine Szene mit Lynkeus, die Szene der vier grauen Weiber, Todesszene, Grablegung und Teile der letzten Szene. Die Aufführung begann somit mit dem 'Prolog' und endete mit Fausts Verklärung zu Füßen der Himmelskönigin. Was immer man auch in Deutschland zu einer der-

maßen verstümmelten Aufführung sagen würde, für England war der Gedanke, gewisse Szenen des Zweiten Teiles anzuschließen, sehr glücklich, da nicht zu erwarten war, daß viele der Besucher den Zweiten Teil gelesen haben würden. Die Rollen waren gut verteilt; Tristan Rawson spielte den Valentin. Die Inszenierung hatte mit wenig Mitteln und großem Geschick viel erreicht, besonders in der 'Walpurgisnacht'.

Dieselbe Übersetzung wurde im Oktober 1928 an der Theatre Guild, New York, aufgeführt und im Februar 1930 am Gate Theatre, Dublin. In den amerikanischen wie in den irischen Vorstellungen fielen die Szenen des Zweiten Teiles weg.

Ende Juni 1930 wurde der Erste Teil des 'Faust' in London in deutscher Sprache gegeben. Die Vorstellung fand im Arts Theatre Club statt, einem Klub von Freunden des Theaters, der mitten im Theaterviertel Londons gelegen ist. Der Klub verfügt über eine eigene Bühne. Nur englische Schauspieler nahmen an der Aufführung teil und zeigten eine überraschende Beherrschung der deutschen Sprache. Tristan Rawson spielte die Hauptrolle, Gerald Cooper den Mephistopheles. Die Regie lag in den Händen von Mrs. J. T. Grein, die auch die Rolle der Marthe übernommen hatte. Man hatte auf alle szenische Beihilfe verzichtet und arbeitete fast nur mit Vorhängen und Beleuchtungseffekten. So lag das Heil des Stückes gänzlich in den Händen der Schauspieler, und die ernste Freude, mit der die Darsteller zu Werke gingen, und die klar gesprochenen schönen deutschen Verse verfehlten auch nicht ihre Wirkung im Herzen der angelsächsischen Hauptstadt. Dadurch, daß die Pausen erheblich verkürzt werden konnten, ließ sich das Stück rasch abspielen. Die Vorstellung wurde zweimal gegeben und soll im Jahre 1932 wiederholt werden, vielleicht mit Einschluß mehrerer zusammenhängender Szenen des Zweiten Teiles. Diese deutsche Aufführung war die erste, die je in England mit englischen Schauspielern veranstaltet worden ist. Allerdings hatte einige Jahre vor dem Kriege eine deutsche Schauspielertruppe den 'Faust' als Gastspiel in London gegeben, und so kann die höchst verdienstvolle Aufführung im Arts Theatre Club nicht den Ruhm

für sich in Anspruch nehmen, Engländern die erste deutsche Vorstellung vermittelt zu haben.

Innerhalb von zwölf Nachkriegsjahren haben wir also in London zwei Faustaufführungen erlebt; sonst ist Goethe nicht zu Wort gekommen. Das ist wohl bitter wenig, aber besser als nichts. Liegen die Verhältnisse schon in der Hauptstadt so schlecht, so ist es kaum zu erwarten, daß andere englische Städte unternehmungslustiger sein werden. Und doch: hier bildet die Industriestadt Sheffield eine rühmliche Ausnahme.

In einem der ärmsten Bezirke dieser Stadt besteht seit Jahren eine Art Arbeitsgemeinschaft und Klub, The Sheffield Educational Settlement. Von dem begeisterten Arnold Freeman geleitet, tut dieses Settlement sein möglichstes, um Licht und Kultur in das Leben der Sheffielder Arbeiter zu tragen. Hier ist nun auch eine dramatische Gesellschaft gegründet worden, die, ganz von Liebhabern geleitet, es sich angelegen sein läßt, Meisterwerke der Weltliteratur aufzuführen.

Im Juni 1924 führten die Settlement Players den Ersten Teil des 'Faust' auf in der Übertragung von Albert G. Latham; es fielen weg: 'Vorspiel', 'Prolog im Himmel', die Szene zwischen Mephistopheles und dem Schüler, 'Auerbachs Keller', die Szene zwischen Faust und Mephistopheles nach des Teufels erstem Besuch bei Frau Marthe, 'Wald und Höhle', 'Walpurgisnacht', 'Nacht. Offen Feld'. Die Auslassung des 'Prologs' wurde einigermaßen dadurch ausgeglichen, daß eine Anmerkung im Programm auf die Bedeutung der Szene und auf die schließliche Erfolglosigkeit der Bemühungen des Teufels hinwies. Man gab elf Vorstellungen, und namhafte Goetheforscher — so z. B. der Übersetzer Latham selbst und Professor Willoughby — hielten vor Beginn des Stückes kleine Einführungen. Im Jahre 1932 soll die Darbietung in erweitertem Rahmen wiederholt werden.

Im Januar 1927 wagten sich die Settlement Players an eine Vorstellung von 'Iphigenie auf Tauris', zu der sie sich der vorzüglichen Übertragung von Anna Swanwick bedienten. Auch hier hielten Kenner vor Theaterbeginn kleine Ansprachen. Die Dichtung wurde siebenmal gegeben und gefiel so sehr, daß man

sie im September 1928 mit weiteren vier Vorstellungen wiederholen konnte. Szenerie und Kostüme wurden sämtlich von Mitgliedern des Settlements entworfen und ausgeführt. Soweit sich ermitteln ließ, war dies die erste Aufführung der 'Iphigenie' in England.

Doch nicht nur mit Goethes Dramen beschäftigt man sich im Educational Settlement. Für den Sommer 1930 war eine 'Hamlet'-Aufführung geplant. Um nun dem Stücke gerecht zu werden, studierte und besprach man vorerst die Bemerkungen Goethes im 'Wilhelm Meister'. Auch sonst wird in den Lesezirkeln des Educational Settlement in Sheffield manches Goethische Werk behandelt. Das in Sheffield auf einer Liebhaberbühne Geleistete mag manchem geringfügig erscheinen. Bedenkt man aber die Umstände, so kann man dem Settlement seine Bewunderung nicht versagen und nur sehnlichst hoffen, daß andere Städte diesem guten Beispiel folgen möchten. Es ist möglich, daß es in England noch andere Stätten außerhalb des akademischen Betriebes gibt, in denen Pflege Goethischer Werke zuweilen zu verzeichnen wäre; doch ist von ihrem Wirken nichts in die Öffentlichkeit gedrungen.

Schon seit dem Jahre 1886 besteht in England die English Goethe Society. Man ist in Deutschland weitgehend über die Tätigkeit dieser Gesellschaft unterrichtet; doch würde dieser Aufsatz eine wichtigste Betätigung englischer Goetheverehrung übergehen, wollten wir nicht auch hier einen Blick auf das Wirken dieser Gesellschaft werfen, besonders für die Zeit nach dem Kriege, als sie wieder aus ihrem Dornröschenschlafe erwacht war.

Leben und Seele der Gesellschaft war in den Vorkriegsjahren der Schriftleiter Dr. Eugen Oswald, Sohn eines deutschen Verlegers, der infolge der politischen Wirren der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts aus Deutschland ausgewandert war, sich vorübergehend in Paris aufgehalten und sich später dauernd in London niedergelassen hatte. Seinem auch noch im höchsten Greisenalter nimmer ermüdenden Eifer verdanken wir es, daß die kleine Gesellschaft — denn die Mitgliederzahl ist nie sehr groß gewesen — imstande war, sich siegreich zu behaupten. Nach seinem im Jahre 1912 erfolgten Tode übernahm seine Tochter

die Amtsgeschäfte, denen sie hoffentlich ihre Sorgfalt noch auf recht lange Zeit angedeihen lassen wird.

Der erste Präsident war Professor Max Müller aus Oxford, der Sohn des Dichters Wilhelm Müller, der bedeutende Sanskritist; ihm folgte der Dubliner Professor Edward Dowden, ein vorzüglicher Kenner der deutschen Literatur und Goethes, über den er einige wertvolle Abhandlungen veröffentlicht hat. Er hat sich einmal den Scherz erlaubt, in der Rolle des advocatus diaboli einen Vortrag zu halten: 'The Case against Goethe.' Die Londoner Presse nahm seine Bemerkungen für bare Münze und druckte sie allen Ernstes ab. Nach dem Tode Edward Dowdens erwählte die Gesellschaft Professor Blackie aus Edinburgh, der als Übersetzer des 'Faust' bekannt ist. Der vierte Vorsitzende der Gesellschaft war Sir Adolphus Ward, Master von Peterhouse, dem ältesten College in Cambridge. Ward war als Knabe in Hamburg erzogen worden, wo sein Vater als ein Nachfolger des allen Goethefreunden bekannten Joseph Charles Mellish englischer Konsul gewesen war. Die deutschen Kenntnisse, die er sich in Hamburg erworben, baute er später in glänzender Weise aus, und in seinen Arbeiten erwies er sich nicht nur als einen vorzüglichen Literarhistoriker, der mit allen Entwicklungen deutscher Geistesgeschichte vertraut war, sondern zeigte sich ebenso zu Hause auf dem Gebiete deutscher Geschichte. Während Ward die Gesellschaft leitete, brach der Weltkrieg aus, der die Arbeit der Goethe Society zeitweilig unterbrach. Doch wurde die Gesellschaft nicht aufgelöst und namentlich auf das Betreiben des Präsidenten hin im Jahre 1922 zu neuem Leben erweckt. Als Ward sich vergewissert hatte, daß die Gesellschaft wieder ihrer großen Aufgabe gerecht werden würde, trat er altershalber zurück, und Lord Haldane übernahm den Vorsitz.

Viele der alten Mitglieder konnten nicht mehr erreicht werden, manche waren verstorben, manche hatten England verlassen. Trotzdem gelang es schon nach einem Jahre, die Mitgliederzahl auf ungefähr 150 zu bringen. Professor Robertson, ohne dessen tatkräftige Mitwirkung eine Wiederbelebung der Gesellschaft wohl ausgeschlossen gewesen wäre, leitete von nun an zusammen mit dem Präsidenten die Geschicke der Society. In den Vor-

kriegsjahren hatte die Gesellschaft in zwangloser Folge Abhandlungen und Berichte erscheinen lassen; jetzt beschloß man, jedes Jahr einen Band herauszugeben, ein wagemutiges Unternehmen, wenn man die kleine Mitgliederzahl bedenkt. Professor Robertson übernahm die Herausgabe der Schriften, von denen bisher sieben Bände erschienen sind. Sie bestehen zum Teil aus Vorträgen, die vor der Gesellschaft gehalten worden sind, zum Teil aus Monographien, die sich mit dem Thema „Goethe in England" befassen. In diesen Monographien ist das Verhältnis Goethes zu Byron (von Professor Robertson), Matthew Arnold (von James Bentley Orrick) und Henry Crabb Robinson (von dem Verfasser dieses Aufsatzes) behandelt worden.

Ungefähr sechsmal im Jahre werden vor der Gesellschaft Vorträge abgehalten. Da die Universitätsferien der Veranstaltung von Vorträgen nicht günstig sind, so verbleiben nur etwa sechs Monate im Jahre, in denen die Gesellschaft dieser Seite ihrer Tätigkeit gerecht werden kann. Die Vorträge befassen sich im allgemeinen mit Goethe und seinen Werken; doch ist statutenmäßig festgelegt, daß auch anderen deutschen Dichtern Abende gewidmet werden können. Die Versammlungen finden immer im King's College, London, einem College der Universität London, statt. Da die Mitglieder über ganz England verstreut leben, so kommt es selten vor, daß mehr als vierzig oder fünfzig in der Lage sind, bei den Vorträgen zu erscheinen.

In den Vorkriegsjahren bestanden Zweiggesellschaften in verschiedenen englischen Universitätsstädten. Einer dieser Zweige, die Manchester Goethe Society, war ursprünglich selbständig und hat in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts verschiedentlich Veröffentlichungen herausgegeben. Es besteht begründete Hoffnung, daß es in nächster Zukunft wieder möglich sein wird, derartige Zweiggesellschaften ins Leben zu rufen.

Da die Goethekenner vielfach an Universitäten wirken, die weit von London entfernt sind, so ist es auch nicht immer leicht, Redner für die Vortragsabende zu gewinnen. Auch dieses Problem ist bisher immer noch glücklich gelöst worden dank der Fürsorge Robertsons, dessen Überredungskünsten es zuzuschreiben ist, daß weit von London lebende Herren die Mühe nicht scheuen,

vor der Goethe Society in der Hauptstadt zu erscheinen. Robertson selbst hält mindestens einmal im Jahre einen Vortrag und übernimmt den Vorsitz bei anderen Gelegenheiten.

Es kann nicht die Aufgabe dieses Aufsatzes sein, eingehend über alle seit dem Kriege gehaltenen Vorträge zu berichten, doch soll wenigstens auf den letzten hingewiesen werden, der im November 1930 gehalten worden ist. Der Redner war Professor Alison Philipps von der Universität Dublin, der höchst anziehend über Weimar und die Goethische Familie sprach. Seine Mutter war eine Freundin der Ottilie v. Goethe gewesen, und während der siebziger Jahre hatte sie zusammen mit ihren Kindern den ersten Stock des Goethehauses auf dem Frauenplan bewohnt. Von Ottilie wußte der Redner viel Liebes zu erzählen, die Söhne hatte er nicht häufig zu Gesicht bekommen. Lebhaft erinnerte er sich, für die Brüder Posten gestanden zu haben: erschien Besuch, so meldete er ihn flugs nach oben und gab so den Menschenscheuen Gelegenheit, sich einzuschließen, falls ihnen der Besuch nicht erwünscht war. Scharf wandte sich Philipps gegen die Lästerer, die den Bedauernswerten Geiz vorgeworfen haben. Nach Professor Alison Philipps waren sie viel zu arm, um ihren Verpflichtungen gegen das Goethische Erbe nachkommen zu können, und zu stolz, um ihre Armut vor der ganzen Welt bloßzustellen.

Eine Abwechselung in das Programm der Goethe Society brachte im Dezember 1930 ein Liederabend, auf dem Frau Emmi Heim Goethelieder von Mendelssohn, Beethoven und Schubert sang und Professor Robertson eine Ansprache hielt, in der er auf das Wirken der englischen Gesellschaft hinwies.

Zählt man die Bibliotheken mit, so beläuft sich die Mitgliederzahl gegenwärtig auf ungefähr 200. Eine rege Werbetätigkeit hat eingesetzt, um sie vor Beginn des Jahres 1932 bedeutend zu erhöhen. Über die Feier, die im nächsten Jahre stattfinden soll, ist noch nichts entschieden.

Ein großer Verlust erwuchs der Gesellschaft im August 1928 durch das Hinscheiden des Lords Haldane, eines der wenigen Engländer außerhalb des akademischen Lebens, der eine tiefere Kenntnis Goethes besaß. Sein Nachfolger war Professor C. H. Herford, unser sechster Vorsitzender, ein bedeutender Kenner

der deutschen Literatur und vielseitiger Forscher auf dem Gebiete der vergleichenden Literaturgeschichte, dessen geistreiche Antrittsrede über 'Wordsworth und Goethe' im siebenten Bande der Publikationen erschienen ist; er ist im April 1931 gestorben.

Was für Aussichten bestehen in der Zukunft für das Studium Goethes in England? Die Zunahme des deutschen Unterrichts auf den englischen Schulen und das dadurch bedingte Anwachsen der deutschen Abteilungen an den englischen Universitäten werden mehr Engländern Gelegenheit geben, die Werke Goethes kennenzulernen. Damit ist Goethe aber noch nicht eingebürgert. Nur eine englische Goethephilologie kann uns hier helfen, eine neue Auffassung vom Wesen Goethes, so wie sie sich aus englischen Voraussetzungen ergibt. Das deutsche Studium der englischen Literatur vollzieht sich neben dem englischen, hat eigene Methoden, stellt sich eigene Aufgaben. Es wirkt befruchtend auf das englische ein, doch können die geistesgeschichtlichen Ergebnisse, die deutschen Anschauungen gemäß sind, nicht ohne weiteres auf England übertragen werden. So ist es unabwendbar, daß sich der englische Gelehrte sein eigenes, unabhängiges Urteil bildet, nicht nur über Goethe, sondern über die ganze deutsche Literatur. Viel ist auf diesem Gebiete schon von Professor Robertson geleistet worden, das meiste bleibt noch zu tun.

Wir brauchen eine Gesammelte Ausgabe der Goethischen Schriften, um überhaupt einen Anfang machen zu können. Seit dem Kriege sind schon wieder verschiedene Übertragungen des 'Faust' erschienen und eine neue Übersetzung des 'Werther' mit einer vorzüglichen Einleitung. Aber eine Gesammelte Ausgabe gibt es nicht, und vorläufig weigern sich englische Verleger, eine solche herauszugeben. In dieser Ausgabe müßte manches wegfallen, was ein Deutscher nicht in seinem 'Goethe' vermissen möchte; wissenschaftliche Werke fänden darin keinen Platz; das Wichtigste aus dem Briefwechsel wäre einzuverleiben. Gestützt auf eine solche englische Ausgabe, könnte das ernsthafte Studium in England auch bei denen beginnen, die des Deutschen unkundig sind. Nur so kann Goethe zu einer Macht im englischen Geistesleben werden.

# Goethe-Schrifttum

## Berichtszeit
## Februar 1930 — Februar 1931

Von **Wilhelm Frels** (Leipzig)

---

Der Bericht wurde auf das deutschsprachige Schrifttum beschränkt. Vollständigkeit des Wesentlichen wurde angestrebt, Zeitungsaufsätze wurden nur ausnahmsweise aufgenommen. Die Anfügung eines Referates bedeutet kein Werturteil; vor allem werden solche Bücher und Aufsätze damit bedacht, deren Titel einer Erläuterung bedürftig scheint. Ein * vor dem Titel gibt an, daß es sich um eine Veröffentlichung in Buchform handelt.

---

## I. Bibliographie. Jahrbücher. Sammelwerke.

*Goethe-Kalender. Hrsg. vom Frankfurter Goethe-Museum. [Jg. 24.] 1931. Leipzig: Dieterich [1930]. (248 S. mit eingekl. Abb.) kl. 8⁰. Lw. 4,—.

Unter dem Zeichen von Goethes Mutter. Die Aufsätze sind einzeln verzeichnet. S. 143—191: Abdruck von „Die Fahrt der Frau Rat ins Wilhelmsbad" aus Bettina v. Arnims „Dies Buch gehört dem König". S. 201—204: Dämonen. Carus, 1832, nach Erscheinen des Werkes v. J. Falk über Goethe. S. 205—219: Aristeia der Mutter. S. 223—248: Literaturschau.

*Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes hrsg. von Max Hecker. Bd. 16. Weimar: Verlag der Goethe-Gesellschaft 1930. (IV, 337 S., 5 Taf.) gr. 8⁰.

Der 16. Band „richtet sein Augenmerk vornehmlich auf unseres Dichters Bindung an die weltgeschichtlichen Ereignisse seiner Zeit". „Wenn Goethe selbst nicht nur in die Weltliteratur, sondern recht eigentlich in die Weltgeschichte eingegangen ist, so verdankt er das der Weltdichtung des Faust; auf den Faust richtet sich in zweiter Linie die Aufmerksamkeit des vorliegenden Bandes." Die Aufsätze, soweit sie Goethe gewidmet sind, wurden einzeln verzeichnet. S. 293—318 Abdruck des 45. Jahresberichtes 1929—1930.

*Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts Frankfurt am Main. Im Auftrag der Verwaltung hrsg. von Ernst Beutler. [Jg. 37.] 1930. Halle: Niemeyer 1930. (462 S., 4 Taf.) gr. 8⁰. Hlw. 12,—.

Die in Frage kommenden Aufsätze sind einzeln verzeichnet. Aus dem Jahresbericht S. 423f.: Der Goethepreis wurde Sigmund Freud zuerkannt. Der Beginn der Sammlung „Deutsche Volks-

spende für Goethes Geburtsstätte" mußte noch hinausgeschoben werden. Das Museum erwarb eine Anzahl von Bildern und Zeichnungen.

*Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. Bd. 8. 1930. Mit 9 Taf. Leipzig: Insel-Verlag (1930). (343 S.) 8°. Hlw. 7,—.

Die Aufsätze, soweit hierher gehörig, sind einzeln verzeichnet.

---

Bab, Julius: Goethe-Bücher. In: Die Hilfe. Jg. 36, 7, 15. Febr. 1930. S. 175—179.

Ablehnung von Felix A. Theilhabers „Goethe, Sexus und Eros" und, trotz einiger Vorbehalte, anerkennende Besprechung von Fr. Soret, „Zehn Jahre bei Goethe", hrsg. von H. H. Houben.

Frels, Wilhelm: Goethe-Schrifttum. Berichtszeit Februar 1929 — Februar 1930. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd. 16. S. 231 bis 260.

Frels, Wilhelm: Topographie der Goethehandschriften. In: Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. Bd. 8. 1930. S. 55—66.

Übersicht über die erhaltenen Handschriften. Insgesamt sind rund 130 Besitzer in 90 Orten nachweisbar. Auf Weimar folgen Leipzig und Berlin mit je reichlich 500 Handschriften.

Lempicki, Sigmund von: Die Goethe-Literatur in Polen. In: Ostdeutsche Monatshefte. Jg. 11, 7. Okt. 1930. S. 461—463.

Mallon, Otto: Bemerkungen zur Goethe-Bibliographie. In: Zeitschrift f. Bücherfreunde. N. F. Jg. 22, 1. S. 18—20.

Die Wiener „geringere" Göschen-Ausgabe. Ein 6. Band der Pariser „Ausgabe letzter Hand".

Schröder, F. R.: Bücherschau. In: Germanisch-romanische Monatsschrift. Jg. 18, 9/10. S. 394—399.

Bespricht 16 neue Veröffentlichungen zur Goethe-Literatur, darunter E. Barthel: Goethe, das Sinnbild deutscher Kultur (ablehnend), F. A. Hohenstein: Goethe, die Pyramide; Tschirsch: Der Altonaer Joseph; Soret: Zehn Jahre bei Goethe u. a.

Witkowski, Georg: Goethe-Schriften. In: Die Literatur. 1931, Febr. S. 257—260.

Anzeige der wichtigsten Buchveröffentlichungen über Goethe im letzten Jahre.

---

*Korff, H. A.: Geist der Goethezeit. Versuch einer ideellen Entwicklung der klassisch-romantischen Literaturgeschichte. Tl. 2. Leipzig: Weber 1930. (530 S.) gr. 8°. 14,—; Hlw. 15,50.

Darin in Buch I, Weltanschauung: S. 18—21: Goethes Naturhymnus 1782. S. 35—40: Goethes Pantheismus. S. 54—62: Goethes Morphologie. Buch II, Lebensanschauung: S. 163—201: Humanitätsdichtung Goethes: Iphigenie, Tasso, Gedichte. S. 321 bis 326: Goethes klassische Lebensform (Italien). Anschließend: Dichterische Gestaltung schöner Humanität: Römische Elegien u. a. Wilhelm Meister (Individuum und Gemeinschaft), Hermann und Dorothea (Ordnung und Umsturz), Wahlverwandtschaften (Ordnung

und Leidenschaft). S. 393—426: Die Idee der Faustischen Humanität (Faust II). Buch III, Kunstanschauung: S. 431 f.: Goethes Entwicklung vom Naturalismus zum Naturidealismus.

*Vimariensia für Max Hecker. Überreicht zum 60. Geburtstag. ([Vorw.:] Julius Wahle.) Weimar: Böhlau 1930. (77 S., 3 Taf.) 8⁰. In 500 Ex. gedr. 4,—; geb. 5,—.

Festgabe eines engeren Kreises des Goethe- und Schiller-Archivs für den bekannten und verdienten Herausgeber des Goethe-Jahrbuchs. Die Anrede (S. 3—6) von Julius Wahle. S. 7—16: Die Parkgärtner von 1788 [Instruktion für den Legationsrat Bertuch „im Betreff des Garten Wesens im Parke zu Weimar" sowie 3 Instruktionen für die 3 Hofgärtner] von Armin Tille; S. 17—25: Ausgewählte Gedanken des jungen Riemer [aus seiner Hauslehrerzeit bei den Kindern Wilhelm v. Humboldts] von Albert Leitzmann; S. 26—32: Kügelgens Herder-Bildnis. Nach ungedruckten Briefen [Karolinens] 1808, von Werner Deetjen. S. 33—41: Ein ungedruckter Goethebrief von Hans Wahl [s. unter Briefe]. S. 42—51: Geburtstags- und Patengedanken in zwei Briefen des Grafen Reinhard an Goethe 1819/20 von Max Schaumburg. S. 52—55: Goethebriefe in Sagan von Julius Petersen [s. unter Briefe]. S. 56—65: „Eduard Elfen" [Roman von Eichholtz 1839] und Goethes „Faust" 1839 von Alfred Bergmann. S. 66—74: Antikes bei Goethe von Eduard Scheidemantel.

*Wiegler, Paul: Geschichte der deutschen Literatur. Bd. 1: Von der Gotik bis zu Goethes Tod. Berlin: Ullstein (1930). (VIII, 730 S. mit Abb., mehr. Taf.) 4⁰. 18,—; Lw. 22,—.

S. 492—619: Goethe. Mit zahlreichen Abb.

## II. Ausgaben. Zu den Werken.

### a) Werke. Teilsammlungen.

*Goethe: Sämtliche Werke. (Propyläen-Ausg. Hrsg. von Curt Noch.) Bd. 43. 44. Berlin: Propyläen-Verlag [1930—1931]. 4⁰. 9,—; Pp. 11,—.

Enthalten die Schriften zur Literatur, Kunst und Naturwissenschaft der Jahre 1830—1832, Gedichte 1831 und 1832, Aus den Briefen 1831 und 1832, Tagebuch 1831 und 1832, Das Louisenfest (1831) und Faust II.

*Goethe: Werke. Vollst. Ausg. letzter Hand. Bd. 12. Faust. 1. und 2. Tl. in wahrer Gestalt hrsg. als 31zeiliger Faust von Georg Becher. (Mit „Altdeutscher Baukunst" usw. als Faustplan.) Leipzig: Becher-Verlag [Auslfg. nur durch F. Volckmar, Leipzig] 1929. (576 S., 12 S. mit Abb.) gr. 8⁰. Lw. 40,—.

Weitere Bände nicht erschienen. — Der 31zeilige Faust als „erotische Trilogie nach dem Straßburger Marien-Münster als Vorbild". „Diese Ausgabe bringt zum erstenmal genau nach des Dichters Angaben: 1. den vollständigen und richtig eingeteilten Fausttext, die einzige Prosaszene 'Trüber Tag' richtig als Versszene, die vollständige Walpurgisnacht, Helena als Zwischenspiel usw.; 2. Faust als 'schwarzes Kunstwerk', dessen Bogen und Seitenzahl, wie jede einzelne Seite insbesondere bis auf jeden einzelnen Vers genau festgelegt sind."

*Barner, Hans: Zwei „theologische Schriften" Goethes. Ein Beitr. zur Religiosität des jungen Goethe. Leipzig: Heinsius 1930. (163 S.) 8⁰. 6,—.

„Die beiden Jugendwerke Goethes ('Brief des Pastors *', 'Zwei biblische Fragen') sind nicht dazu angetan, das Gesamtbild der Goetheschen Religion um wesentliche Züge zu bereichern. Sie lassen aber bedeutsame Elemente der Religion des jungen Goethe in einer zusammenhängenden Darstellung ans Licht treten, von denen einige auch für die religiöse und theologische Gesamthaltung Goethes von grundlegender Bedeutung sind. . . . Ferner lassen diese Schriften verschiedene Beziehungen des jungen Goethe zu seiner religiösen und theologischen Umwelt und seinen Standort innerhalb der Religions- und Kirchengeschichte des 18. Jahrh. erkennen. Zugleich bezeugen sie seine weitgehende Selbständigkeit in der Beurteilung religiöser und theologischer Fragen, vor allem in der des Dekalogs und des Zungenredens."

*Heun, Hans Georg: Der Satzbau in der Prosa des jungen Goethe. Leipzig: Mayer & Müller 1930. (XIII, 162 S.) gr. 8⁰ = Palaestra. 172. 11,—.

Kap. 1: „Die Prosadokumente Goethes vor der Straßburger Zeit" erschien als Berliner Dissertation, Kap. 2 behandelt die Prosadokumente bis Weimar, Kap. 3 die aus dem ersten Weimarer Dezennium. Im Mittelpunkt der Behandlung stehen jeweils die Briefe (Kap. 1), Werther (2), Wilhelm Meisters theatralische Sendung (3). Die Arbeit sucht der Forderung Erich Schmidts, „ein wissenschaftliches Werk über Goethes Sprache muß eine Geschichte derselben sein", zu entsprechen.

Hoffmann, Reinhold: Wie äußert sich der Einfluß Spinozas in Goethes Werken? In: Die Schulpflege. Jg. 36, 28, 12. Juli 1930. S. 341—344; 29, 19. Juli 1930. S. 353—356.

K[ippenberg], A[nton]: Motive in Romanen zu brauchen (Miszellen 1). In: Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. Bd. 8. 1930. S. 330 bis 332.

Ein Blatt Riemers mit offenbar Goethischem Gedankengut.

Mayer-Pitsch, Gisela: Volkskundliches bei Goethe. In: Der Wächter. Jg. 12, 1. S. 8—12; 2. S. 44—48; 3/4. S. 98—103.

Volksbrauch, Volksglaube, Volksmedizin in Goethes Werken und Briefen, insbesondere im Faust.

Menard, K.: Deutsche Dichter auf den Spuren antiker Autoren. In: Das humanistische Gymnasium Jg. 42, 1/2. S. 27—34.

Hölderlin, Goethe, Schiller, Arndt.

Pniower, Otto: Goethe als Wortschöpfer. In: Euphorion. Bd. 31, 3. S. 362—383.

„Nur ein Ausblick auf den ungeheuren Umfang des von Goethe geschaffenen Wortkapitals."

Pongs, H.: Grundlagen der deutschen Novelle des 19. Jahrhunderts. In: Jahrbuch des freien deutschen Hochstifts. 1930. S. 151—231.

Darin Abschnitt 3: Goethes Novellenform in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Abschnitt 6: Goethes Wahlverwandtschaften.

*Ratjen, F[riedrich] A[dolf]: Goethes Alterswerke. Ein Versuch, sie dem Leser näherzubringen. (Düsseldorf: Industrie-Verlag und Druckerei 1930.) (40 S.) 8°. 1,50.

„Das allgemeine Urteil . . . geht dahin, daß [Wilhelm Meister Tl. 2 und Faust II] unverkennbare Zeichen abnehmender Gestaltungskraft an sich tragen. Auch ich habe früher diese Ansicht geteilt. Erst im Alter ist mir ein Verständnis aufgegangen für die Fülle der Weisheit und der dichterischen Schönheit, die beide Werke bieten."

Spitzer, Leo: Steigerungen von Adjektiven und Adverbien bei Goethe. In: Germanisch-romanische Monatsschrift Jg. 18, 7/8, Juli/Aug. 1930. S. 308—309.

Spranger, Eduard: Der psychologische Perspektivismus im Roman. In: Jahrbuch des freien Deutschen Hochstifts. 1930. S. 69—90.

Skizze zur Theorie des Romans, erläutert an Goethes Hauptwerken.

Scheidemantel, Eduard: Antikes bei Goethe. In: Vimariensia für Max Hecker. Weimar 1930. S. 66—74.

b) Einzelne Werke.

**Farbenlehre.** — Beggerow, Hans: Der Wahrheitsgehalt von Goethes Farbenlehre. In: Preußische Jahrbücher. Bd. 221, 2, Aug. 1930. S. 184—192.

Rinkel, Rich.: Newtons und Goethes Farbenlehre. In: Zeitschrift für den physikal. und chem. Unterricht. Jg. 43, 4. S. 145—147.

„Streit über die Farbenlehre Goethes gegen Newton vollkommen zugunsten Newtons entschieden."

*Weiß, Otto: Goethes Farbenlehre. Vortr. bei d. öffentl. Sitzung d. Gelehrten Ges. zu Königsberg am 6. Juli 1930. Halle: Niemeyer 1930. (13 S.) 4° = Schriften d. Königsberger Gel. Ges. Naturwiss. Kl. Jg. 7, 1930. H. 4. 1,60.

„Noch lebt Goethes Gedanke in der Heringschen Theorie der Gegenfarben. Es ist also kein Zweifel, daß auch im Lichte moderner Naturwissenschaft Goethes Grundanschauung durchaus Beachtung verdient. Ihr Ansehen wird auch dadurch nicht geschmälert, daß sie ein halbes Jahrhundert vergessen blieb."

**Faust.** — *Goethe: Faust. Eine Tragödie. Mit 163 [eingedr.] Federzeichnungen von Franz Staſſen. Taschenausg. mit einer Einl. von Wilhelm Scherer. [Neue Ausg., 2 Tle.] Tl. 1. (2.) Berlin: L. Schroeter [1930]. (215, 322 S.) kl. 8°. In 1 Bd. geb., Hldr. 2,85.

*Erdmann-Lange, F.: Die Lösung des Fausträtsels. [1.] Der Sinn des Lebens. Zürich: Dienst am Volk 1930. (43 S.) kl. 8°.

Der Mittelpunkt von Goethes Faust ist die eine dem Pakt zugrunde liegende große Menschheitsfrage: Was bedeutet der Mensch im All? Was ist der Sinn seines Lebens?

*Fischer, F.: Goethes Faust oder das Evangelium. Graz: Leuschner & Lubensky 1931. (19 S.) 8°. 1,—.

Alles an Faust ist Entwicklung, ihm fehlt das Damaskuserlebnis, die radikale Verzweiflung an sich selbst (?). „Der moderne Mensch ist an seiner Entwicklung gescheitert, er kann nicht mehr ehrlich an eine Evolution zur Göttlichkeit glauben, Faust kann ihm nicht mehr Lebensführer sein."

Gleichen-Rußwurm, Alexander v.: Das Schema im „Faust". In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd. 16. S. 209—223.

Hertz, Gottfried Wilhelm: Zu Goethes römischem Faustplan. In: Euphorion. Bd. 31, 3. S. 383—427.

Huch, Elisabeth: Die Fausttragödie und die Frage nach dem Lebenssinn. In: Philosophie und Leben. Jg. 6, 10, Okt. 1930. S. 271—274.

Kippenberg, Anton: Neue Faustsplitter. (3.) Gesammelt. In: Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. Bd. 8. 1930. S. 249—281.

3. Aus dem 18. Jahrhundert bis 1774.

*Kochheim, Gustav: Faust im Zeichen des Kreuzes. Eine neue Deutung der Faustgestalt als Einf. in die Lebensphilosophie. Hamburg: Agentur d. Rauhen Hauses (1930). (200 S.) 8⁰. Lw. 4,80.

„Dieses Buch will die stattliche Reihe der Faustkommentare nicht um einen neuen vermehren. Sein eigentlicher Sinn ist, die Faustgestalt als das umfassende Symbol einer lange Zeit vergessenen, sich heute aber wieder ans Licht drängenden Lebenshaltung darzutun und der mit und aus dieser Haltung erwachsenden Lebensphilosophie in unserem jungen, denkenden Geschlecht Wege zu ebnen . . ."

Krogmann, W.: Der Name „Margarethe" in Goethes Faust. In: Zeitschrift für deutsche Philologie. Bd. 55, 3/4. S. 361—379.

Nach des Verf. Annahme griff Goethe den Namen Margarethe aus einer Ballade David Mallets von 1724 auf.

*Levinstein, Kurt, Dr., Oberstudienrat: Goethes Faust und die Erziehung des jugendlichen Menschen. Leipzig: Quelle & Meyer 1930. VIII, 162 S.) 8⁰. 5,—; Lw. 5,80.

Behandlung des Faust Tl. 1 und 2 in der höheren Schule. „Jeder Lehrer und jede Lehrerin sollten mit Vorliebe gerade zu diesem Buch der Bücher greifen, wenn sie ihren Schülern oder Schülerinnen etwas besonders Wertvolles ins Leben mitgeben wollen."

May, Kurt: Zur Einheit in Faust II. In: Germanisch-romanische Monatsschrift. Jg. 18, 3/4. S. 98—112.

Milch, Werner: Zehn Jahre Faustforschung [Sammelbesprechung]. In: Zeitschr. f. deutsche Bildung. Jg. 6, 5, Mai 1930. S. 266—274.

*Niessen, Carl: Katalog der Ausstellungen: Faust auf der Bühne, Faust in der bildenden Kunst. (Ausstellungen im) Goethe-Lessing-Jahr 1929. Zur Jahrhundertfeier der Uraufführung des 1. Teils in Braunschweig veranstaltet von Braunschweig und der Goethe-Ges. Hrsg. vom Rate der Stadt. Berlin-Friedenau: F. Klopp-Verlag [1930]. (207 S., mehr. doppels. bedr. Taf.) gr. 8⁰. 6,—.

Ohlendorf, Heinz: „Urfaust" als Schattenspiel. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd. 16. S. 301—302.

Pfeiffer-Belli, W.: Goethes Faust I in Dingelstedts Bearbeitung (Burgtheater 1877). In: Der neue Weg 60, 2. S. 46—48.

Pfeiler, Wilhelm K.: Faust als repräsentativer Mensch. In: The Germanic Review 6, 1. S. 8—26.

Entgegnung auf Seiberths Aufsatz Jg. 5, 2, S. 137f. „Faust ist durchaus echt und unsentimentalisch. Wie das Leben selbst, so ist auch an Faust vieles unfaßlich."

Rickert, H.: Der Erdgeist in Goethes Faust und die Erdgeisthypothese. In: Jahrbuch des freien Deutschen Hochstifts. 1930. S. 91—130.

Roos, Paul: Zur „Quellen"-Frage der Erdgeistszene und zur Spinozafrage. Ein prinzipieller Versuch. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd. 16. S. 183—208.

Quelle für die Erdgeistszene dürfte ein Lehrgedicht von Bernis sein, aus dem Nikolas Dietrich Giseke ein Bruchstück übersetzte. Dieses Fragment erschien 1767 in Gisekes „Poetischen Werken". Weiter hat nach Roos die Spinoza-Lektüre Goethes in der ersten Hälfte des Jahres 1774 auf diese Szene eingewirkt.

Schneider, Walther: Homunculus. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd. 16. S. 224—230.

Schultz, Werner: Wilhelm v. Humboldt und der Faustische Mensch. Ein Beitrag zur Charakteristik W. v. Humboldts. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd. 16. S. 1—38.

Seiberth, Philipp: Der sentimentalische Faust. In: Germanic Review 5, 2. April 1930. S. 137—146.

„Es ist wirklich höchste Zeit, mit der auf falschem Geleise fahrenden, unhaltbaren Apotheose des romantischen Abenteurers Faust entschieden zu brechen." Der Faust Goethes ist nicht der Wahrheitssucher, wozu ihn die verschönernde Exegese macht [?], sondern ein „Pseudophilosoph und Abtrünniger des Wissens, ein Abenteurer ohne sittlichen Halt, ein förderlichem Tun abgewandter Sensationssucher und egoistischer Machtstreber". Mephisto „hilft Faust nur auf dem Wege, den dieser durch die Prädestination seiner eigenen Natur zu gehen genötigt ist". Wert und Nutzen der einzigen praktischen Tat Fausts, des Deichbaus, wird bestritten. Die Dichtung des Faust war für Goethe eine Auseinandersetzung mit den auch in seiner Seele schlummernden Kräften des Erratisch-Ausschweifenden, ein „seelischer Schutzmechanismus".

Sternbach, Hermann: Polnische Faust-Übersetzungen. In: Ostdeutsche Monatshefte. Jg. 11, 7. Okt. 1930. S. 463—464.

Voigt, Karl Heinz: Die mythologischen Gestalten der Walpurgisnachtszene in Goethes Faust I. In: Der Brocken. Jg. 2, 5, Mai. 1930. S. 166—169.

Weil, H.: Der Wein in Goethes „Faust". In: Denkschrift zur 70jähr. Bestandesfeier der Höh. Bundes-Lehranstalt und Bundesversuchsstation für Wein-, Obst- und Gartenbau in Klosterneuburg 1930. S. 86—90.

Witkowski, Georg: Notwendige Faust-Emendationen. In: Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. Bd. 8. 1930. S. 304—308.

Betr. Vers 5144—5157 in Faust II. Wie bereits in der Heckerschen Ausgabe des Faust (Bremer Presse 1925) geschehen, ist „Ausforderung" durch „Rosenknospen" zu ersetzen. Die nachfolgende Überschrift „Rosenknospen" ist zu streichen.

**Gedichte.** — *Goethe: Gedichte. (Auswahl.) Hrsg. von Klabund [d. i. Alfred Henschke]. Berlin-Zehlendorf: Heyder [1931]. (270 S.) 8°. Lw. 2,80.

Zusammenfassende Ausgabe der in der Wandersmann-Bücherei, Bd. 18—23, ersch. Einzelausgaben. „Schon öfter ist der Versuch

gemacht worden, Goethes Gedichte aus dem Kreis seines Lebens organisch wachsen zu lassen. Meine hier vorliegende Auswahl, die bei den Jugendgedichten vielfach die ursprüngliche Fassung gibt, ist natürlich eine subjektive. . . . Ich versuche die lyrische Gestalt Goethes zu geben in den 4 Bänden: Lieder und Gedichte, Hymnen, Balladen, Sprüche."

*Goethe: Gedichte. In Auswahl. Hrsg. vom Dürerbund. Mit einem Vorwort von Wolfgang Schumann. Berlin: Hillger 1929. (519 S.) kl. 8°. Lw. 1,95; Hldr. 2,40.

„Am lebendigsten durch alle Zeiten erhalten sich die reinsten Gedichte, d. h. diejenigen, die in keiner anderen als der Gedichtform hätten geschrieben werden können. . . . Die meisten dieser reingestimmten, vollendeten lyrischen Gedichte sind vor 1800 geschrieben. Im 19. Jahrh. schwankt oft und zerfällt zuletzt die schlafwandlerische Sicherheit des großen Dichters, Gehalt und Gestalt zu einer vollkommenen Schöpfung zu erschaffen." Die vorliegende Auswahl scheidet keine Gattung oder Epoche völlig aus. Chronologische Anordnung.

*Goethe: Gedichte. Ausgew. mit Erl. u. Nachw. von Georg Witkowski. (Textrevision: Elisabeth Schücking.) Leipzig: H. Fikentscher [1930]. (252 S.) kl. 8° = Hafis-Lesebücherei. [81.] Lw. 1,30.

Schließt sich in der Anordnung der Gedichte der von Goethe gewählten an. Das Nachwort bringt eine kurze Biographie.

Deip, Wilhelmine E.: Die symbolische Bedeutung des Veilchens in der deutschen Dichtung. In: Papers read before the society 1928—1930 = Publications of the English Goethe Society. N. S. Vol. 7. S. 92 bis 120.

„Für die deutschen Anakreontiker war das Veilchen eine wahre Gottesgabe. . . . Aus der Goethezeit liegen mir mehr als 60 Veilchengedichte vor." „Jeder Zug des Goetheschen Liedes war schon längst bekannt, ja, breitgetreten, und doch hat der Zauberstab seines Genies die fade Albumspoesie zu ungeahnter Frische erweckt."

Hoffmeister, Johannes: Goethes „Urworte. Orphisch". Eine Interpretation. In: Logos. Bd. 19, 2. S. 173—212.

Hünich, F. A.: Vor- und Anklänge. (Miszellen 4.) In: Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. Bd. 8. 1930. S. 335—339.

Vor- und Anklänge zu „Kleine Blumen, kleine Blätter": Verse Flemmings und Joh. Georg Jacobis. Vorklang der ersten Worte Fausts an Gretchen in einer Pastorelle Erdmann Neumeisters.

Krauß, R.: Goethe als Rätseldichter. In: Der Schwabenspiegel. Jg. 24, 34, 26. Aug. 1930. S. 267—268.

Lorentz, Paul: Goethes Gedicht „Vermächtnis", eine Summe seiner Weltanschauung. In: Zeitschrift f. Deutschkunde. Jg. 1930, 5. S. 333 bis 341; 6. S. 406—419.

Schallehn, Franz: Ursprung und Entstehung der Elegie „Alexis und Dora". In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd. 16. S. 166—182.

Trojan, Felix: Zur Psychologie der Farben bei Goethe. In: Zeitschrift f. Ästhetik und allgem. Kunstwiss. Bd. 24, 3. S. 232—238.

Dichterische Darstellung von Farbphänomenen in Goethes Lyrik. 1. Die religiös-sittliche Symbolik der Farben. 2. Die erotische Sym-

bolik. 3. Die poetische Symbolik. 4. Die kulturphilosophische Symbolik. „Die in der Lyrik bis zum theoretischen Studium der Farben verwendeten Töne gehören mit wenigen Ausnahmen der Schwarzweißreihe an . . . Die getönten Farben kommen erst nach 1810 zur Geltung."

Urzidil, Johannes: Ein freimaurerisches Baustück Goethes. Mit Nachwort der Redaktion. In: Die drei Ringe. Jg. 6, 7/8, Juli/Aug. 1930. S. 172—176.

Druck eines Gedichts „Wenn um Mitternacht" mit gedruckter Unterschrift „Goethe" und Datum Carlsbad, November (1830). Gründe für und gegen die Echtheit. Das Gedicht wird sowohl vom Goethe- und Schiller-Archiv (Hecker) wie von Prof. Kippenberg und anderen Kennern für unecht gehalten, auch die Redaktion neigt in ihrem Nachwort entgegen Urzidil dieser Ansicht zu.

**Hermann und Dorothea.** — Körner, Jos.: [Bespr. von] Hans Steckner: Der epische Stil von Hermann und Dorothea. Halle 1927. In: Zeitschrift f. deutsche Philologie. Bd. 55, 1. S. 109—112.

**Jahrmarktsfest zu Plundersweilern.** — Spieß: Die beiden Estherdramen im Jahrmarktsfest zu Plundersweilern. In: Germanisch-romanische Monatsschrift. Jg. 18, 9/10, Sept./Okt. 1930. S. 354—363.

**Italienische Reise.** — Gerhard, M.: Die Redaktion der „Italienischen Reise" im Lichte von Goethes autobiographischem Gesamtwerk. In: Jahrbuch des freien Deutschen Hochstifts. 1930. S. 131—150.

Der Gehalt der Reise „lag keimhaft bereits in Goethes italienischem Erlebnis. Aber erst die gestaltende Hand des alten Goethe hat vermocht, durch scheinbar geringfügige Änderungen . . . ihn rein herauszuschälen".

Rintelen, Friedrich: Goethes Italienische Reise. Ein fragmentarischer, aus dem Nachlaß hrsg. Vortrag. In: Der Kunstwart. Jahr 43, 11, August 1930. S. 281—298.

**Novelle.** — Grolman, Adolf v.: Goethes „Novelle". In: Grolman: Literarische Betrachtung. Berlin 1930. S. 25—34.

Erstdruck in d. Germ.-rom. Mschr. 9, 1921.

**Pandora.** — Petsch, Robert: Die Kunstform von Goethes „Pandora". In: Die Antike. Bd. 6, 1. S. 15—40.

„. . . ein Werk von eigenem, aber von einheitlichem Stil . . . ein im tiefsten Grunde lebendiges und bis in die letzte Nuance hinein belebtes Werk."

**Prometheus.** — Richter, Julius: Eine neue Erklärung der Prometheusdichtung Goethes. In: Germanisch-romanische Monatsschrift. Jg. 18, 7/8, Juli/Aug. 1930. S. 269—276.

Auseinandersetzung mit Cierjacks „Gehalt und Gestalt von Goethes Prometheusfragment", Hamburg 1929.

**Proserpina.** — Gaiser, Konrad: Goethes Proserpina. In: Aus Unterricht und Forschung. Jg. 2, 3. S. 145—157.

Unterrichtliche Möglichkeiten, die auch die „Proserpina" bietet.

**Römische Elegien.** — *Goethes fünfte römische Elegie. (Faksimile der in der Sammlung Kippenberg befindlichen, einst von Goethe an Friedr. Heinr. Jacobi gesandten Handschrift.) Den am 21. Febr. 1931 festlich vers. Leipziger Bibliophilen zugeeignet von A[nton] K[ippenberg]. (Leipzig 1931.) 2 Bl. gr. 8°. In 150 Ex., nicht im Handel.

**Venetianische Epigramme.** — Bulst, Walther: Zu Goethes Venetianischen Epigrammen. In: Arbeiten zur Volkskunde und zur deutschen Dichtung. Festgabe für Fr. Panzer. Bühl-Baden 1930. S. 76—78.

Nußberger, M.: Goethes venetianische Epigramme und ihr Erlebnis. In: Zeitschrift für deutsche Philologie. Bd. 55, 3/4. S. 379—389.

**Werther.** — Der erste gedruckte Brief an Goethe. (Miszellen 3.) In: Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. Bd. 8. 1930. S. 333—335.

Streitschrift der Gegner des „Werther" aus dem Jahre 1772.

Ettinger, P.: Zu dem Wertherbilde von M. F. Quadal (Miszellen 5). In: Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. Bd. 8. 1930. S. 338—339. Mit Abb.

„Werther, die Dorfkinder zeichnend" nach 1776.

**Wilhelm Meister.** — Haas, Albert: Wilhelm Meisters Wanderjahre. (Goethes Theorie vom Standorte der Industrie und den menschlichen Wandlungen als Grundlage der gesellschaftlichen Entwicklung.) In: Phönix. Jg. 15, 6. S. 199—211.

*Sarasin, Philipp: Goethes Mignon. Eine psychoanalyt. Studie. Wien: Internat. Psychoanalyt. Verlag 1930. (61 S.) 4°. 4,42; Lw. 6,80

Aus: Imago. Bd. 15. 1929. H. 3/4. — In Mignon spiegelt sich nicht nur Cornelie, sondern die ganze Geschwisterreihe G.s. In dem Rechtskandidaten Clauer, der im elterlichen Hause wohnte und vom Studieren und vor Dünkel blödsinnig geworden, erkennen wir die Keimzelle des Harfners. Aus der Zeit vor 1759 erwuchs die Gestalt der Mignon.

Stössinger, Felix: Die Weber von Goethe. In: Die Weltbühne. 26, 35, 29. Aug. 1930. S. 312—316.

Abschnitt aus dem 3. Buch von Wilhelm Meisters Wanderjahren. Hier „enthüllt sich Goethe als ein soziologischer Geist höchsten Ranges, der die Tragik des Proletariats zwanzig Jahre vor dem Kommunistischen Manifest prophezeit hat".

Winkler, Hans: Goethes Entwicklung zur Anerkennung der Berufsbildungsidee in „Wilhelm Meister". In: Zeitschrift für Handelsschulpädagogik. Jg. 2, 2, 190. S. 67—75.

## III. Briefe und Äußerungen.

Eisler, Robert: Unbekannte Klassikerbriefe. Goethe, Schiller und Fichte an Frau von Staël. In: Die Einkehr. Beil. der Münchner Neuesten Nachrichten. Jg. 11, 29, 20. Juli 1930. S. 115—116.

Abdruck eines Goethebriefes vom 26. Mai 1808. Entnommen der Veröffentlichung der Gräfin Jean de Pange (Paris 1930) aus dem Archive des Schlosses Broglie.

Flügel, Ewald: Der Briefwechsel zwischen Goethe und Carlyle. In: Flügel: Ausgewählte Aufsätze und Reden. Halle 1930. S. 274—282.

Erstmalig veröffentlicht in den Grenzboten, Bd. 2, 1887. S. 81—88.

Frels, Wilhelm: Gefundene und verschwundene Goethebriefe. In: Germanic Review. 5, 4, Okt. 1930. S. 315—322.

Veröffentlichung von 8 Briefen, Billetten und Empfehlungen aus Bibliotheks- und Archivbesitz, von denen 7 bisher noch ungedruckt

waren. Mitteilungen über weitere Originale, die sich angefunden; einige Berichtigungen zur Weimarer Ausgabe. Eine Anzahl Briefe, deren Originale den Bearbeitern der Weimarer Ausgabe noch vorgelegen haben, sind z. Z. tatsächlich nicht auffindbar.

Ein ungedruckter Brief Goethes (Miszellen 2). In: Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. Bd. 8. 1930. S. 332—333.

Dankbrief vom 20. Sept. 1808 für ein übersandtes Werk, Adressat noch nicht ermittelt. Im Besitz der Prinzessin Therese von Liechtenstein.

Ein ungedruckter Goethebrief von Hans Wahl. In: Vimariensia für Max Hecker. Weimar 1930. S. 33—41.

An den Herzog Karl August, datiert 17. 6. 1811.

Goethebriefe in Sagan. Von Julius Petersen. In: Vimariensia für Max Hecker. Weimar 1930. S. 52—55.

In der Herzoglichen Lehnsbibliothek zu Sagan liegen drei Briefe Goethes, zwei an Auguste Gräfin Stolberg und einer an den Buchhändler Joh. Aug. G. Weigel, Leipzig, vom 31. 10. 1821. Letzterer war bisher noch nicht veröffentlicht.

## IV. Biographisches.

### 1. Ahnen.

Wellisch, S.: Genealogische Betrachtungen am Beispiele Goethes. In: Volksaufartung, Erbkunde, Eheberatung. Jg. 5, 9, Sept. 1930. S. 202—208. Mit 1 Sippentafel.

### 2. Biographisches.

*Barthel, Ernst: Goethe, das Sinnbild deutscher Kultur. Mit 1 Titelb. Darmstadt: Hofmann 1930. (VII, 348 S.) gr. 8°. 6,80; Lw. 9,20.

„Dieses Buch versucht durch Goethes unerschöpfliches Wesen einen Querschnitt zu legen, der Lebendiggebliebenes erfaßt. Es führt auf 64 gangbaren Pfaden zum Ganzen einer Persönlichkeit, die noch auf lange Zeit für deutsches und für europäisches Menschentum eine vorbildliche Bedeutung haben wird. Durch allseitig spiegelnde kleine Schliffe an einem seltenen Edelstein möchte es dessen Werthaftigkeit Kennern und Fernerstehenden aufs neue zum Leuchten bringen." Die Darstellung ist durchweg auf die Goethe fernerstehenden Leser abgestimmt; umfangreiche Zitate aus Dichtung und Wahrheit, Abdruck zahlreicher Gedichte usw.

Bielschowsky, Albert: Goethe. Sein Leben und seine Werke. Neubearb. von Walther Linden. München 1928. Besprechungen von Hermann Pongs in: Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. Jg. 51, 3/4, Sp. 93—99; von Georg Schneidereit in: Die Geisteskultur. Jg. 39, 11/12. S. 286—297; von Felix Scholz in: Zeitschrift für deutsche Philologie. Bd. 55, 1. S. 106—109.

Dietz, Alexander: Der Frankfurter Tapetenfabrikant Nothnagel und Goethe. In: 175 Jahre Frankfurter Tapetenhandel. Überreicht von der Firma Schwinn u. Starck. (Frankfurt [1930].) [S. 4, 6 u. 10.] 4°.

Goethe gedenkt in „Dichtung und Wahrheit" der großen Wachstuchfabrik Nothnagel, in der er viele Zeit zubrachte. Die neuen Tapeten, die beim Umbau des Goethehauses angeschafft wurden, stammten hierher.

Farinelli, Arturo: Anmerkungen zu dem Aufsatz (Farinellis) „Goethes Aufführungen spanischer Dramen in Weimar". In: Italien Jg. 3, 2, Jan. S. 74—89; 3, Febr. 1930. S. 125—136.

Goethestätten in Frankfurt a. M. 1. Der Schauplatz von Goethes Knabenmärchen „Der neue Paris". In: Alt-Frankfurt. Jg. 3, 8, Aug. 1930. S. 97—99.

Hartmann, Hans: Vom unbekannten Goethe. Zum 28. Aug. In: Der kleine Bund (Bern). Jg. 11, 34, 24. Aug. 1930. S. 265—266.

1. Der Olympier und die Grenzen des Menschen. 2. Autorität und Majorität. 3. Der unmusikalische Goethe.

Hering, Robert: Das älteste beglaubigte Bild von Goethes Vaterhaus nach dem Umbau. In: Alt-Frankfurt. Jg. 3, 8, Aug. 1930. S. 93—94.

Abbildung in dem „Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode" (Weimar) vom Jahre 1823.

*Kühnemann, Eugen: Goethe. [2 Bde.] Bd. 1. 2. Leipzig: Insel-Verlag 1930. (523; 595 S.) 8°. Lw. 24,—.

„In meinem Buche über Kant ist unternommen worden, das größte Werk der deutschen Wahrheit zu deuten. Dies Buch versucht die gleiche Arbeit für das größte Werk der deutschen Schönheit, für Goethes Faustdichtung." Buch 1. Goethe bis zum Urfaust. Der Urfaust. 2. G. bis zum Faustfragment 1790. Das Faustfragment. 3. G. bis zum 1. Teil des Faust. Der 1. Teil. 4. G. bis zum 2. Teil des Faust. Der 2. Teil.

Müller-Blattau, Josef: Zur Musikübung und Musikauffassung der Goethezeit. In: Euphorion. Bd. 31, 3. S. 427—453.

Priebe, Hermann: Goethes theologische Bibliothek. In: Die christliche Welt. Jg. 44, 20, 18. Okt. 1930. Sp. 969—974.

*Reik, Theodor: Warum verließ Goethe Friederike? Eine psychoanalyt. Monographie. Wien: Internat. Psychoanalyt. Verlag 1930. (143 S.) 4°. 10,20; Lw. 13,60.

Aus: Imago. Bd. 15. 1929. H. 3/4. — Reik macht die Erzählung Goethes von den beiden Tanzmeisterstöchtern und dem Fluche der einen zum Angelpunkt seiner Deutung. Als G. nach Sesenheim ritt, tauchte in ihm der unbewußte Gedanke auf, ein Mädchen zu küssen, um über dieses Opfer des Fluches hinweg andere Frauen ungefährdet lieben zu können. Als er Friederike kennen und lieben lernt, wird er von Schuldgefühl erfaßt und will fliehen. Die Kußangst, „Ausdruck innigster Liebe, aber auch des unbewußten Hasses [gegen eine Person, die auch Verderben auf sein Haupt herunter beschwört], begleitet sein ganzes Verhältnis zu Fr." Schließlich wird die Gewissensangst, Friederike zu verderben, in G. so mächtig, daß er fliehen muß. G. gilt Reik als Zwangsneurotiker. Höchstwahrscheinlich habe er an psychischer Impotenz gelitten, von der ihn erst die Römerin Faustina befreite (Bode, Neues über G.s Liebe. S. 39).

Rümann, Arthur: Ein unbekanntes Bildnis Goethes (Miszellen 6). In: Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. Bd. 8. 1930. S. 339—340.

Bild Dorés in einem Werke des Jahres 1861.

Satori-Neumann, Bruno Th.: Da werden Weiber zu Hyänen . . . Indiskrete Garderobenklatsch-Berichte an den Herrn Hoftheater-

intendanten Joh. Wolfgang von Goethe. In: Der Neue Weg. 59, 9. S. 182—183.

Ein Brief der Mad. Henriette Beck an Goethe vom 14. und ein Brief an Kirms vom 15. 12. 1799. Beschwerde über einen Streit mit dem Ehepaar Voß bei einer Aufführung im Weimarer Theater.

Schreiber, H.: Goethe und „sein“ Lehmann. In: Zeitschrift für Bücherfreunde. N. F. 22, 4/5. S. 92.

Der Buchbinder Karl Ernst Lehmann, der 1806 geboren wurde, dürfte der „Goethe-Lehmann“ sein (vgl. Weim. Ausg. 49, Abt. 2, S. 135).

Sudheimer, Hellmuth: Mystische Liebe beim jungen Goethe. In: Die Propyläen. Beil. z. Münchener Ztg. Jg. 27, 47, 22. Aug. 1930. S. 370—371.

Tischbein, Marie Luise: Tischbein skizziert Goethe. In: Goethe-Kalender. 1931. S. 138—142. Mit 1 Bild.

Unveröffentlichte Zeichnung aus dem Nachlaß Tischbeins, die höchstwahrscheinlich Goethe in Rom 1787 darstellt.

Voigt, Emil: War Goethe musikalisch? In: Die Musik. 23, 5. S. 321 bis 327.

Goethe besaß nur eine schwache angeborene musikalische Begabung. Doch bildete er sich auch auf diesem Gebiet, wenn auch leider mit unrichtigen Mitteln, so weit fort „daß er die Größe und Erhabenheit der Musik ahnen lernte“.

Volkmann, Ludwig: Konnte Goethe schwimmen? In: Leipziger Neueste Nachr. vom 7. Sept. 1930.

Berichtigung zu Joh. Kleinpauls Aufsatz gleichen Titels in der Nummer vom 30. Aug. Aus Goethes Tagebüchern (7. und 8. 8. 1778) ist leicht nachzuweisen, daß G. schwimmen konnte.

*Wahl, H.: Goethe im Bildnis. Mit 102 Abb. Leipzig: Insel-Verlag [1930]. (71 S.) gr. 8°. Lw. 6,50.

Ein die Goethische Persönlichkeit voll erfassendes Bildnis, das etwa der Schillerschen Charakterzeichnung im Briefe vom 23. 8. 1794 ebenbürtig an die Seite gestellt werden könnte, gibt es nicht. Dagegen wird sich in dem vorliegenden Werk „eine Biographie in Bildnissen enthüllen, in der uns Nachlebenden jedes Dokument an irgendeiner Stelle einen Schimmer, oft einen vollen Strahl Goethischen Wesens, eine Teilsumme seiner Existenz enthüllt, die einer Epoche in seinem Leben gemäß war . . .“ Zusammenstellung der Zeugnisse über Goethes Äußeres. Kritische Würdigung der verschiedenen Bildnisse. Die Tafeln bringen 120 Abbildungen von Goethe-Darstellungen, chronologisch geordnet.

Weiß: Vor 100 Jahren. Eine Zueignung Goethes an König Ludwig I. und eine preußische „Berichtigung“. In: Der Heimgarten. Wochenschrift der Bayerischen Staatszeitung. Jg. 8, 9, 1. März 1930. S. 61—62.

Die Zueignung des Goethe-Schiller-Briefwechsels wurde vom preußischen Staatsminister v. Beyme dahin „berichtigt“, daß der Vorwurf, die deutschen Fürsten hätten sich um Schiller nicht gekümmert, den König von Preußen nicht treffe, da dieser bei Schillers Besuch in Berlin dem Dichter „ein Gnadengehalt von jährlich

3000 Rthlr., nebst freiem Gebrauch einer Hofequipage" zugesichert hätte. Nur des Dichters Tod habe „unser engeres Vaterland um den Vorzug gebracht, in Schiller einen ausgezeichneten Preußen mehr zu zählen". Schon von Schüddekopf behandelt (Goethe-Jahrb. XX, 94ff.).

### 3. Beziehungen zu bestimmten Gegenden und Orten.

Beils, Willi: Goethe in der Rhön. In: Didaskalia. Jg. 108, 24, 15. Juni 1930. S. 102.

Bräuning-Oktavio, Hermann: Der Hillsche „Prospect" von Darmstadt. In: Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. Bd. 8. 1930. S. 309 bis 317. Mit 1 Abb.

Der Hillsche Plan Darmstadts stammt aus dem Jahre 1775. „Die Namen der Darmstädter Empfindsamen werden beim Betrachten dieses Planes wach."

*Goethe und die Wartburg. Selbstzeugnisse des Mannes und des Dichters. (Eisenach: Hempe 1930.) (62 S.) 4° = Cento-Drucke. Druck 1. In 100 Ex.

Die Nrn. 76—100 sind für die Mitglieder der Eisenacher Bibliophilenvereinigung als 1. Jahresgabe 1930 gedruckt. Nachwort von Conrad Höfer. Das „aus Stücken und Stückchen" bestehende Buch — die Beziehungen Goethes zu diesem Winkel des thüringischen Landes sind verhältnismäßig dürftig — zeigt die Entwicklung Goethes vom begeistert Empfangenden über den besonnenen Staatsmann, den naturwissenschaftlichen Forscher zum gestaltungsmächtigen Dichter. Beigefügt sind 3 Lichtdrucke nach Originalzeichnungen Goethes aus dem Jahre 1777.

*Karlsbad zur Goethezeit. 12 farb. Wiedergaben nach seltenen zeitgenössischen Originalblättern. Karlsbad: Heinisch 1926 [Ausg. 1929]. (2 Bl. Text, 12 Taf.) 44,5 × 65,5 cm. In Mappe. 30,—.

Enthält: 1. Ansicht der Stadt um 1800. 2. Corneillan: Karlsbad vom Neubrunnen gesehen um 1800. 3. Corneillan: Dorotheenau um 1800. 4. Ed. Gurk: Einfahrt in die Stadt auf der neuen Kunststraße um 1820. 5. Gurk: Umgebung des Sprudels um 1825. 6. Gurk: Promenade auf der alten und neuen Wiesengasse um 1820. 7. Gurk: Einfahrt in die Stadt von Seite der Egerstraße um 1820. 8. Gustav: Der polnische Saal mit der Gegend vom Neubrunnen um 1810. 9. Jentsch-Rothe: Ansicht des Sprudels und der neuen Heilquelle um 1810. 10. Jentsch-Rothe: Ansicht des Posthofs bei Karlsbad vom Sauerbrunnen, genommen um 1810. 11. Jentsch-Rothe: Ansicht des Mühlbades, des Neubrunnens und des Theresienbrunnens um 1815.

Kupfer, Konrad: Goethes Beziehungen zu Bamberg. In: Bamberger Blätter für fränkische Kunst und Geschichte. Jg. 7, 7. S. 26—27.

Aufenthalt in B. 14. März 1790.

Wahl, Hans: Goethes Dornburg. In: Jahrbuch der Goethe-Gesell schaft. Bd. 16. S. 149—165.

Das „Dornburg" Goethes ist das des Jahres 1828. Dem Aufsatze sind eine Abbildung des Rokokoschlosses von 1742, der Entwurf zur Talfassade des Rokokoschlosses, Grundriß der Anlage des Rokokoschlosses im Verfallzustande 1795, eine Aufnahme des Stohmann-

schen Gutes 1825 und ein Grundriß des Schloßgartens nach der Vereinheitlichung durch Karl August beigegeben. Sämtliche Beigaben entstammen der Weimarer Landesbibliothek.

Wahl, Hans: Die Goethestätten in Thüringen. In: Thüringen in Farbenphotographie. Berlin 1930. S. 66—76.

## V. Menschen um Goethe.

Beils, Willi: Goethe und die hessischen Landgrafen. In: Mein Heimatland. Monatl. Beil. zur „Hersfelder Ztg." Bd. 9, 23, Nov. 1930. S. 166—168.

Beziehungen zu Friedrich II., Wilhelm IX., dem Feldmarschall Karl (Bruder Wilhelms IX.) und dem Kurfürsten Wilhelm II. nach brieflichen Zeugnissen.

*Goldschmit, Rudolf K[arl]: Der kluge Zeitgenosse. Aus dem Irrgarten der deutschen Kritik. [Freiburg i. Br.:] Kampmann 1930. (219 S.) kl. 8°. 4,—; geb. 5,—.

Kritiken über Goethes Werke sind zusammengestellt S. 50—87.

Lanckoronska, Maria Gräfin: Ein Stammbuch aus Goethes Umwelt. In: Alt-Frankfurt. Jg. 3, 8, Aug. 1930. S. 100—104.

Stammbuch des de Brak in der Linel-Sammlung für Buch- und Schriftkunde zu Frankfurt a. M. Eintragungen aus Göttingen, Berlin, Leipzig, Weimar, Dresden, Italien usw. 1782—1785.

Rüffler, Alfred: Schlesier im Goethekreise. In: Die Bergstadt. 18, 9. S. 266—270.

Garve, Ferd. Heinke, Karl Ernst Schubarth, Eugen Baron v. Vaerst, Graf Eduard von Hoverden-Plencken, Fürst Pückler, Holtei und Willibald Alexis [Alexis wurde in Breslau geboren].

Schulz, H.: Goethe und sein Hallescher Freundeskreis. In: Goethe als Seher und Erforscher der Natur. Halle 1930. S. 101—110.

**Beethoven.** — Deutsch, Otto Erich: Beethovens Goethe-Kompositionen. Bibliographisch zusammengestellt. In: Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. Bd. 8. 1930. S. 102—133.

Deutsch, Otto Erich: Ein vergessenes Goethelied von Beethoven. „Neue Liebe neues Leben" in erster Fassung. Mitgeteilt. In: Die Musik. Jg. 23, 1, Okt. 1930. S. 19—23 und 4 S. Noten.

*Nohl, Walther: Goethe und Beethoven. Regensburg: Bosse [1930]. (104 S., 2 Taf.) kl. 8° = Von deutscher Musik. Nr. 31. 1,—; Lw. 2,—.

Goethe und die Musik. Wie stand Beethoven zu Goethe? Bettina Brentano. Wie sich die beiden großen Männer persönlich kennen lernten. Wie Goethe sich weiterhin zu B. stellte.

Stiebler, Gerhart: Goethes Verhältnis zu Beethoven. In: Deutsche Musikdirektoren- und Kapellmeister-Ztg. 33, 8, 21. Febr. 1931. S. 57.

**Bellomo.** — Stieda, Wilhelm: Josef Bellomo. In: Thüringisch-sächsische Zeitschrift f. Gesch. und Kunst. Bd. 18, 2. S. 161—192.

1. Anfänge. 2. In Weimar [1784—1791]. 3. Die Leistungen der Bellomoschen Gesellschaft. 4. In Lauchstädt [1785—1791]. 5. Der Ausgang.

**Bertuch.** — *Müller, Friedrich v., Kanzler: Grabrede auf Friedrich Justin Bertuch. Im Wortlaut des 1822 für Freunde gedruckten Ms. neu hrsg. und mit einem Nachwort vers. von Fritz Fink. Weimar: Fink 1929. (14 S.) gr. 8° = Weimar-Drucke. Druck 1. In einer einmal. Aufl. von 50 gezählten Stücken. 5,—.

**Döbereiner.** — Schiff, J.: Vom Kutschersohn zum wissenschaftlichen Führer und Goethefreund. In: Die Bergstadt. Jg. 19, 3, Dez. 1930. S. 251—253.

Ein Gedenkblatt zum 150. Geburtstag des Jenenser Chemikers Joh. Wolfg. Döbereiner, der sich der besonderen Gunst Goethes erfreute. Vgl. Goethes Gedicht „An den Professor J. W. D. im Namen seiner Kinder zum Geburtstage".

**Fikentscher.** — Zedinek, Hans: Zwei Briefe an Goethe aus dem „Fikentscherhaus" in Marktredwitz. In: Der Siebenstern. Jg. 4, 7, Juli 1930. S. 98—101.

Zwei bisher unveröffentlichte Antwortschreiben der Fikentscher an Goethe.

**Goethe, Frau Rat.** — *Braun, Reinhold: Die fröhliche Goethe-Mutter. Ein Büchlein Lebensmeisterung. Berlin: Verlag f. soziale Ethik und Kunstpflege 1931. (61 S. mit Abb.) kl. 8° = Bücher vom herzlichen Leben. Seidenbd. 1,50.

Auszüge aus Briefen, Anekdoten usw. mit erläuterndem Text zu Beginn der Abschnitte.

Frau Rat als erste Fremdenführerin im Goethehause. In: Goethe-Kalender. 1931. S. 192—196.

Bericht der Sophie Becker, einer Freundin der Elise v. d. Recke, über ihren Besuch in Frankfurt bei Goethes Mutter am 24. 7. 1784.

*Paquet, Alfons: Frau Rat Goethe und ihre Welt. Eine Farbenskizze. Frankfurt (:Englert & Schlosser) 1931. 180 S., mehr. Taf. kl. 8°. Lw. 3,—.

„Meine Absicht an diesem kleinen Buche ist keine vollständige Biographie. . . . Ich beschränke mich . . . auf den Versuch, darzustellen, was die Frau Rat Goethe vor dem Hintergrunde ihrer Stadt und ihrer Zeit noch mit unserer Gegenwart verbindet." Laut Vorwort im Auftrage der Deputation für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung der Stadt Frankfurt geschrieben.

Die letzten Stunden der Frau Rat. In: Goethe-Kalender. 1931. S. 220—222.

Vermutlicher Verfasser: der Arzt der Frau Rat, Joh. G. D. Melber.

**Goethe, August v.** — Birnbaum, Max: August v. Goethes Kinderkrankheiten. In: Kinderärztliche Praxis. Jg. 1930, 2. S. 94—96.

Goetz, Wolfgang: Goethes Filius. Zum 100. Todestag von August v. Goethe. In: Deutsche Allgemeine Zeitung, Unterhaltungsbl. vom 26. Okt. 1930. S. 1—2.

**Goethe, Ottilie v.** — Altenburg, O.: Die Beziehungen der Familie Goethe zu Nassenheide. In: Unser Pommerland. 15, Nov./Dez. 1930. S. 440—443.

Ottilie v. Goethe und damit auch ihre Kinder gehörten zu den Erben der Grafen von Lepell auf Nassenheide i. P. 1852—1854 er-

folgte die Eintragung der Lehnsrechte der Goethischen Nachkommen. Schon vorher waren die jungen Goethe des öfteren Sommergäste auf Nassenheide.

Ein Brief der Ottilie v. Goethe an den Kanzler Friedrich v. Müller. Mitget. von Max Hecker. In: Festschrift, Armin Tille zum 60. Geb. Weimar 1930. S. 275—291.

Original im Goethe- und Schiller-Archiv. Geschrieben: Wien, den 15. August 1840.

**Goethes Enkel.** — Lange, Bernhard: Goethes Enkel in Leipzig. In: Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. Bd. 8. 1930. S. 47—54. Mit 2 Taf.

Wolfgang v. Goethe starb in Leipzig, wo er die letzten vier Jahre seines Lebens „unangemeldet" wohnte, am 20. Januar 1881. Walther v. Goethe starb bei einem vorübergehenden Aufenthalt im „Norddeutschen Hof" zu Leipzig am 15. April 1885.

Kroeger, Heinz: Aus Alma v. Goethes Brieftasche. In: Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. Bd. 8. 1930. S. 317—325.

Blätter und Aufzeichnungen aus dem Nachlasse Almas.

**Karl August.** — *Maltzahn, Hellmuth v.: Karl August von Weimar. (1.—10. Tsd. Mit 12 Abb.) Jena: Diederichs [1930]. (80 S.) 8° = Deutsche Volkheit. [74.] Pp. 2,—; Lw. 2,80.

Marcks, Erich: Carl August von Weimar. Gedächtnisrede zur Hundertjahrfeier seines Todestages, auf Einladung der Thüringischen Staatsregierung am 14. Juni 1928 im Schlosse zu Weimar gehalten. In: Zeitschrift d. Vereins f. Thüring. Geschichte. N. F. Bd. 28, 2. S. 307 bis 324.

**Kraus.** — *Schenk zu Schweinsberg, E. Frhr.: Georg Melchior Kraus. Weimar: Verlag der Goethe-Ges. 1930. (40 S., 28 Bl. mit Abb., 1 Taf.) 4° = Schr. d. Goethe-Ges. Bd. 43.

G. M. Kraus, geb. 1733 oder 1737 als Sohn eines Gastwirts, Studienaufenthalt in Paris 1761—1766, Verkehr mit Goethe in Frankfurt (s. Dichtung und Wahrheit, Buch 20), Berufung nach Weimar zur Begründung einer Zeichenschule, die 1774 von Bertuch angeregt wurde. Kraus wird 1775 Leiter der Schule, stirbt an den Folgen der Plünderung der Zeichenschule und seiner Wohnung 1806. Eingehende Würdigung des Künstlers als Malers wie als Menschen. Die zahlreichen Nachbildungen seiner Gemälde und Radierungen vermitteln ein gutes Bild seiner künstlerischen Vorzüge und Schwächen. Insbesondere sind uns seine Bilder interessant, weil sie häufig als Gegenstand den weimarischen Kreis und die Gegend um Weimar haben.

**Lenz.** — Kindermann, Heinz: Lenz und Goethe. Ein Wort zum Pandaemonium Germanicum. In: Ostdeutsche Monatshefte. Jg. 11, 7, Okt. 1930. S. 450—457.

**Nees von Esenbeck.** — Schiff, Julius: Christian Gottfried Nees von Esenbeck und Goethe. In: Schlesische Monatshefte. Jg. 7, 11, Nov. 1930. S. 478—484.

**Oken.** — Usteri: Lorenz Oken und Goethe. In: Das Goetheanum. Jg. 9, 37, 14. Sept. 1930. S. 293; 38, 21. Sept. S.299—300.

**Reinhard.** — Sieben unbekannte Briefe des Grafen Reinhard an Goethe. Nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs.

Mitgeteilt von Max Schaumburg. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd. 16. S. 121—148.

Die Briefe entstammen den Jahren 1807—1830.

**Reuß.** — Pemsel, Ferdinand: Dr. Franz Ambros Reuß. Zu seinem 100. Todestage am 9. Sept. 1930. Eine Skizze seines Lebens und Schaffens. Bilin: Museumsgesellschaft 1930. (20 S.) gr. 8°. Kč. 10,—.

Reuß, Mineraloge und Arzt, lebte 1761—1830 in Berlin. Trat 1813 mit Goethe in Verbindung. Erhalten sind zwei Schreiben Goethes an Reuß aus dem Jahre 1813, doch ist sehr wahrscheinlich, daß beide in weiterer Korrespondenz blieben.

**Schlosser, Chr. F.** — Dammann, Oswald: Goethe und Christian Friedrich Schlosser. Mit einem ungedruckten Briefe Schlossers an Goethe. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd. 16. S. 39—72.

Christian Friedrich Schlosser, der jüngere Bruder des „ersten Goetheverehrers" Fritz Schlosser, 1782—1829. Darstellung seines Verhältnisses zu Goethe an Hand seiner Briefe an Goethe und von 11 Briefen Goethes, die im Konzept erhalten sind. Der veröffentlichte sehr ausführliche Brief an Goethe ist Rom den 2. Sept. 1811 datiert.

**Schlosser, Joh. Georg.** — *Blume, Rudolf: Johann Georg Schlosser, Goethes Schwager, in Treptow an der Rega. Pyritz in Pommern: Bake 1930. (12 S.) 8°. —,50.

Schlosser war von 1766—1769 Geheimsekretär bei dem preuß. Generalleutnant Herzog Friedrich Eugen von Württemberg, der als Chef eines Kürassierregiments in Treptow wohnte.

**Schlosser, Lulu.** — Kornelias Tochter. Unbekannte Briefe von Lulu Schlosser. Mitgeteilt von Ernst Beutler. In: Goethe-Kalender. 1931. S. 35—114.

Die Briefe stammen aus den Jahren 1793–1812 und sind in Privatbesitz. „. . . es ergibt sich, gerade im Gegensatz zu den Nachkommen des Dichters selbst, das überraschende Bild einer prachtvollen Regeneration. Diese Lulu Schlosser ist Muster und Urtyp eines gesunden, lebensfrischen und lebenstüchtigen Geschöpfes, das mit hellem Humor und in beglückter Daseinsfülle mit diesem Erdenleben fertig wird — heiteres Mädchen, treue Gattin, vorbildliche Mutter und trotz ihres zu frühen Todes — sie starb im Alter von 37 Jahren als Mutter von 6 Kindern — die Ahnherrin eines noch heute zahlreich blühenden Geschlechts."

**Stadelmann.** — *Stadelmann, Johann Karl Wilhelm: Die Briefe an Goethe. Hrsg. von Max Hecker. ([Leipzig:] Stadelmann-Ges. 1931.) (27 S.) 8° = Schriften der Stadelmann-Gesellschaft. Bd. 12. In 12 Ex., nicht im Handel.

Abdruck von 5 Briefen des Dieners Stadelmann an Se. Exzellenz aus den J. 1818—1829 mit eindringlichem kritischem Apparat. Das humorvolle Nachwort widmet die Schrift dem Protektor der Stadelmann-Gesellschaft Julius Wahle zum 70. Geburtstage (15. Febr. 1931).

**Städel.** — Mitteilungen über Goethe aus dem Tagebuch der Rosette Städel. In: Goethe-Kalender. 1931. S. 197—200.

Rosette St. war die Tochter Willemers aus erster Ehe. Tagebuchblätter vom 18. Sept. 1814 und 21. Sept. 1815.

**Varnhagen, Rahel.** — Urzidil, Johannes: Goethe, Rahel Varnhagen und Prags Deutsches Theater. In: Freie Welt (Gablonz). Jg. 10, 231. S. 111—114.

**Voß, Heinrich.** — Bock, Alfred: Goethe und Heinrich Voß. In: Didaskalia. Jg. 108, 40, 5. Okt. 1930. S. 167—168.

## VI. Persönlichkeit und Weltanschauung.

Barthel, Ernst: Polarität und Totalität, zwei Grundbegriffe der Goetheschen Philosophie. In: Der Türmer. Jg. 32, 12, Sept. 1930. S. 526—529.

Biese, Alfred: Ein Mythos „Goethe". In: Ostdeutsche Monatshefte. 11, 1, April 1930.

Doppelsinn des Lebens, wie er von Goethe erfühlt wurde, belegt durch eine Anzahl von Stellen aus seinen Werken.

*Campe, [Rudolf] v.: Der liberale Gedanke in Goethes Weltanschauung. Ein Stück Ideengeschichte. Leipzig: Quelle & Meyer 1931. 165 S. gr. 8°. 7,—.

Der Verf. will nicht etwa Goethe „für den Liberalismus in irgendeiner seiner heutigen Formen, oder überhaupt für den Liberalismus in Anspruch nehmen". Er macht auch nicht den „Versuch, für Goethes Gedanken eine philosophisch abstrakte Form zu suchen". Die Arbeit will ein Bild der Goethischen Weltanschauung geben und behandelt insbesondere den Begriff der Entwicklung, der Freiheit und der Persönlichkeit und ihre Verwirklichung bei Goethe.

Christentum und Klassiker. Ges. Aufsätze von Karl Daub u. a. München: Müller 1929. (81 S.) kl. 8° = Christliche Wehrkraft. Bd. 7. 1,50; Lw. 2,—.

Darin Wiederabdruck des Aufsatzes „Goethes und Schillers Verhältnis zum Christentum" von A. F. C. Vilmar 1866.

*Fliedner, Wilhelm: Goethe und Christentum. Die Religion und Ethik Goethes und d. Hauptvertreter des Christentums. Gotha: Klotz 1930. (III, 147 S.) 8°. 4,—.

„Im Reinmenschlichen erkennt er das Göttliche. Dieses sucht er nicht in vagen Spekulationen zu erfassen, sondern im innigsten Zusammenhang mit der erkennbaren Wirklichkeit und mit seinem Ich, dem Mikrokosmos . . . Beständig bemüht er sich, die Grenze des Begreiflichen in das Gebiet des Unbegreiflichen hinauszurücken, nach Klarheit strebend, aber ihr zuliebe doch keine dunkle, nur geahnte Tiefe leugnend. Diese naturhafte Einheitlichkeit bedeutet seine Größe, bezeichnet aber auch das, was seine Religion und Ethik trotz aller Betonung der Ehrfurcht vermissen ließ: die geringe Veranschlagung des Heiligen, zur Natur Gegensätzlichen, der Transzendenz Gottes neben seiner Immanenz."

*Geithner, O.: Goethe im Lichte des Göttlichen. Eine Betrachtung seiner Weltanschauung und Religion. 2., vollst. umgearb. Aufl. Dessau: Salzmann [1930]. (112 S.) 8°. 2,—.

1. Goethes Weltanschauung: Wissen und Glauben. Spinoza, Leibniz, Kant. Naturbetrachtung. Wandlung zum Idealismus. G. als sittlicher Mensch. 2. Goethes Religion: G.s Gottesglaube im allgemeinen. Stellung zum Christentum. G.s Gottverbundenheit, s. Unsterblichkeitsglaube. G.s letzte Erkenntnis: Gott ist die Liebe.

*Goethe als Seher und Erforscher der Natur. Untersuchungen über Goethes Stellung zu den Problemen der Natur. Hrsg. von J. Walther. Mit 15 Taf. nach Orig. (Halle a. d. S.: Kais. Leop. Deutsche Akademie der Naturforscher) 1930. (324 S.) 4⁰. Lw. 25,—.

Inhalt: S. 1—12 Joh. Walther: G. und die Leopoldina; S. 13—16 An die Natur; S. 17—34 C. G. Carus: G.s Verhältnis zur Natur und Naturwissenschaft [Aus: Carus: Goethe zu dessen näherem Verständnis. Leipzig 1845]; S. 35—58 Theodor Ziehen: G.s naturphilosophische Anschauungen; S. 59—100 J. Walther: G. als Seher und Erforscher der Natur; S. 101—110 H. Schulz: G. und sein Hallescher Freundeskreis; S. 111—116 F. v. Wolff: Über den Goethit (Eisenglimmer oder Rubinglimmer, 1806 von J. G. Lenz auf Goethes Namen umgetauft); S. 117—122 G. Karsten: Über die Pflanzengattung Goethea (scharlachrote Blumen aus der Familie der Malvaceen in Mexiko, von Nees v. Esenbeck zu Goethes Ehren „Goethea" benannt); S. 123—130 J. Walther: Eine Alraune aus G.s Hand (G.scher Besitz); S. 131—156 W. Lorey: G.s Stellung zur Mathematik; S. 157—184 K. Wessely: Welche Wege führen noch heute zu Goethes Farbenlehre?; S. 185 bis 204 O. Kern: Die Metamorphose in Religion und Dichtung der Antike; S. 205—226 G. Schmid: Die Metamorphose der Pflanze; S. 227—252 R. Disselhorst: Die anatomischen Arbeiten Goethes; S. 253—300: J. Walther: G. und das Reich der Steine; S. 301 bis 321 Anmerkungen; S. 322—323 Nachwort des Hrsg.

Hering, Robert: Frankfurt im Goethe- und Schillerschen Gedankenaustausch des Sommers 1797. In: Jahrbuch des freien Deutschen Hochstifts. 1930. S. 389—420.

Neue Einstellung Goethes zu einer „räsonierenden" Reisebeschreibung durch den Verkehr mit Schiller („Ideen zu einem Reiseschema"). „In Frankfurt steht Goethe in einem Punkte seiner größten Schillernähe; an dem Problem des Sentimentalen, wie es Schiller gefaßt und wie es Goethe sich zurechtgelegt hat, scheiden sich die Geister."

Hohenstein, Friedrich August: Goethe. Die Pyramide. Dresden 1928. Besprechung von Franz Koch in: Euphorion. Bd. 31, 3. S. 485—492.

Kaubisch, Martin: Vom Sinn und Wesen Goethischen Erkennens. In: Die Horen. Jg. 6, 8/9. S. 634—641.

*Kein, Otto: Goethes Pantheismus. Timisoara 1930: Gutenberg-Buchdr. (112 S.) 8⁰.

Klausenburger Dissertation. — Zwischen Spinozas System, dem Ideal des kontemplativen Weltweisen, und „dem kosmisch anschaulichen, ästhetisch-genetischen Weltbilde Goethes mit der aktiven, welt- und kunstfreundlichen Färbung ist keine tiefere Beziehung möglich. Aber eine merkwürdige Homogeneität findet man zwischen Goethe und einem von pantheistischem Weltgefühl getragenen Geist des deutschen Idealismus, Schelling". Der Pantheismus Goethes in seinem gesamten dichterischen Schaffen.

Kowalewski, Kurt: Die philosophischen Grundlagen von Goethes Weltanschauung. Versuch in der philosoph. Arbeitsgemeinschaft einer deutschen Oberschule. In: Zeitschrift für Deutschkunde. 1930, 9. S. 597—606.

Leo, U.: Zu Goethes realistischem Denkstil. In: Didaskalia. Jg. 108, 33, 17. Aug. 1930. S. 137—138.

Reuther, Hermann: Platons und Goethes Naturanschauung. In: Neue Jahrbücher f. Wissenschaft und Jugendbildung. 5, 1929, H. 6. S. 688—707.

Platon und Goethe können vor allem durch das, was ihnen gemeinsam ist, noch heute „Führer zu einer vertieften, durchgeistigten, auf Ideen gegründeten und in Ideen gipfelnden Naturanschauung sein".

*Saenger, Werner: Goethe und Giordano Bruno. Ein Beitr. zur Geschichte der Goethischen Weltanschauung. Berlin: Ebering 1930. (271 S.) gr. 8° = Germanische Studien H. 91. 10,40.

München, phil. Diss. — Drei Hauptperioden der Beschäftigung Goethes mit den Werken Brunos: um 1770, die hauptsächlichste 1812—1816, Weihnachtszeit 1829. G. hat nie den ganzen Bruno bejaht, er nahm nur das auf, was seiner Persönlichkeit gemäß war. Geistig verwandt ihm in „dem intuitiven Versenken in die Dinge der Natur, dem anschauenden Denken und dem denkenden Anschauen", dem Streben nach lebendiger Anschaulichkeit des dargestellten Gedankens. Nachweis von Ideen der Brunonischen Philosophie in den Werken Goethes. Anschließend S. 252/268: Die Stellung Brunos in der Goethezeit.

Walzel, Oskar: Das ästhetische Glaubensbekenntnis von Goethes und Schillers Hochklassizismus. Festvortrag, geh. am 14. Juni 1930. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd. 16. S. 261—291.

Weinand, Johannes: Augustinus und Goethe. In: Augustinus-Blatt. Jg. 34, 7/8, Juli/Aug. 1930. S. 86—87.

Vergleich beider Persönlichkeiten. „Beide begegnen der Zeitenwende mit gewaltiger, universal-gerichteter Geistesdimension." „Für beide Geister gibt es hinter der Welt zeitlicher Erscheinungen ein Etwas von höherer Art . . ., doch bei der Lösung dieses Grundproblems ihrer welterschließenden Geistesarbeit gehen beide Denker ihre eigenen Wege."

## VII. Stellung zu bestimmten Fragen.

*Deetz, Maria: Anschauungen von italienischer Kunst in der deutschen Literatur von Winckelmann bis zur Romantik. Berlin: Ebering 1930. (106 S.) gr. 8° = Germanische Studien. H. 94. 4,40.

S. 49—64: Anschauungen in der Klassik. „Die Kunst, die man am tiefsten erfassen kann, weil sie dem Griechentum am verwandtesten ist, ist die italienische. Die Altdeutschen werden kaum gestreift. Aber auch die niederländische Kunst . . ., für die der junge Goethe im Falconet-Aufsatz so warm eingetreten war, tritt zurück, man fühlt sich abgestoßen, ja angewidert von ihr."

Graevenitz, v.: Goethe und das Luftfahrtproblem. In: Didaskalia. Jg. 108, 31, 2. Aug. 1930. S. 132.

Hoffmeister, Johannes: Goethe und die Astrologie. In: Geisteskultur. 39, 11/12. S. 278—286.

„Der junge Goethe wurde durch 'die astrologische Denkform', die damals noch lebendige Sage . . ., noch unmittelbar beeinflußt."

Kleibömer, Georg: Goethe und das Plattdeutsche. In: Niederdeutsche Monatshefte. Jg. 5, 10, Okt. 1930. S. 373—376.

Schiff, Julius: Goethe als Erzieher. In: Die Bergstadt. 18, 11. S. 475—476.

Wagner, Rudolf: Schiller und Goethe über deutsches Kaufmannswirken und Handelsleben. In: Zeitschrift für Handelsschulpädagogik. Jg. 2, 2. S. 75—79.

---

Baxa, Jakob: Die politischen und sozialen Anschauungen Goethes und Schillers. In: Der Wächter. Jg. 12, 5/6, Mai/Juni 1930. S. 129 bis 136; 7/8, Juli/Aug. S. 199—203.

Brehm, Ludwig: Goethes Deutschtum. In: Der Markgräfler. Jg. 7, 21, 20. Nov. 1930. S. 1—4.

Gaiser, Konrad: Goethe und die Politik. In: Staats-Anzeiger für Württemberg. Besondere Beilage. 1930, 4, 30. April 1930. S. 81—90; 5, 31. Mai 1930. S. 115—124.

Gaiser, Konrad: Goethe und die Revolution. In: Neue Jahrbücher f. Wissenschaft und Jugendbildung. Jg. 6, 1. S. 90—105.

„Was er ablehnt, ist lediglich die seiner Meinung nach utopische Hoffnung, daß es möglich sei, auf dem Wege gewaltsamen Umsturzes eine allgemeine Hebung der menschlichen Gesellschaftsordnung zu erzwingen. Zwar sieht er genau, daß es immer wieder zu Revolutionen kommen muß . . . Dies aber sieht er als einen Fluch des Menschlichen, denn es gäbe und gibt ja auch eine andere, eine organische Form der Revolutionierung des Lebens. Das ist der Wechsel der Generationen."

*Lehmann, Walter: Goethes Geschichtsauffassung in ihren Grundlagen. Langensalza: Beyer 1930. (VIII, 104 S.) 8° = Abhandlungen zur Philosophie und Pädagogik. H. 4 = Friedr. Manns pädag. Magazin H. 1272. geb. 3,70.

Die „vielseitig bedeutsame Geschichtsauffassung G.s" schließt sich in ihren Grundlagen bereits in der Zeit vor der italienischen Reise zusammen. In Italien vollzieht sich die Bildung der Geschichtsauffassung selbst. „Immer war für Goethe Geschichte nur eine der selbstverständlichen Arten und Weisen, in denen das Leben selbst sich vollzieht." Daher war er einer „objektiv wissenschaftlichen Betrachtung der geschichtlichen Wirklichkeit" stets wenig geneigt.

Müllensiefen, Paul: Die französische Revolution und Napoleon in Goethes Weltanschauung. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd. 16. S. 73—108.

Umgearbeitetes und gekürztes Manuskript des verstorbenen Verfassers. Der 2. Teil „Die französ. Revolution und Napoleon im Faust" wurde vorerst zurückgestellt.

---

Schaeder, Hans Heinrich: Goethe und der Orient. In: Neue Schweizer Rundschau. 1930, 9, Sept. S. 645—659.

*Goethe und der Osten. Ostdeutsche Monatshefte. Sonderheft Jg. 11, 7, Okt. 1930. (S. 401—480.) 8°.

Darin: S. 407—416 Ludwig Goldstein: Goethe und Ostpreußen. S. 417—422 Erich Jenisch: G. und die Dainos [Volkslieder Litauens]. S. 423—428 O. v. Petersen: G. und das baltische Grenzland. S. 429—432 Eugen Kühnemann: G. in Schlesien.

Lange, Karl: Goethe und der Osten. In: Eiserne Blätter. Jg. 12, 44, 2. Nov. 1930. S. 711—712.

*Volkmann, E.: Goethe und der Osten. Katalog f. die Ausstellung der Goethe-Woche in Danzig, Stadtmuseum im Franziskanerkloster,

Oktober 1930. Unter Mitw. von F. Schwarz. (Danzig 1930.) 99 S. kl. 8⁰.

Goethe und Danzig (Chodowiecki, Familie Schopenhauer, Beziehungen anderer Danziger zu G., G. und die Stadt Danzig). Goethe und Ostpreußen (Königsberger, die in seinen Lebenskreis traten, Herder, ostpreußische Beziehungen). Goethe und das Baltikum (Auswahl). Goethe und Polen (zusammengebracht von dem polnischen Verein f. Wiss. und Kunst). Die Ausstellungsobjekte wurden zum größten Teil von deutschen Bibliotheken und Archiven, vor allem auch dem Goethe- und Schiller-Archiv, sowie von Privatsammlern zur Verfügung gestellt.

Brussatis, Helmuth: Goethe und das Hochmeisterschloß Marienburg. In: Altpreußische Forschungen. 1930. S. 223—237.

Goethe „hat über die Marienburg gelesen", „viel gehört" und was ihm Schrift und Wort anderer nicht vermitteln konnten: die künstlerische Darstellung ist ihm in mindestens zweimaliger Betrachtung durch die Frickschen Kupfer . . . vor Augen geführt." In „Kunst und Altertum" widmete Goethe neben den Domen von Köln und Straßburg auch der Marienburg einen Aufsatz.

Ziesemer, Walther: Goethe und die Marienburg. In: Ostpreußen 700 Jahre deutsches Land. Königsberg 1930. S. 46—48.

*Wukadinovic, Spiridion: Goethe und Polen. Krakow (1930): Drukarnia Narodowa. (19 S.) gr. 8⁰.

Aus Anlaß der Goethe-Ausstellung in Danzig, Oktober 1930. Die Kenntnisse Goethes von Polen, seine Beziehungen zu polnischen Persönlichkeiten werden eingehend dargestellt. Die in der letzten Zeit erfolgten törichten Angriffe vereinzelter Polen auf Goethe werden zurückgewiesen.

---

Fluhrer, Wilhelm: Goethe und die Freimaurerei. Seine Beziehungen zu den Logen in Weimar und in Frankfurt a. M. In: Didaskalia. Jg. 108, 43, 26. Okt. 1930. S. 179—180.

Perrey: Von Goethescher Freimaurerei. Nach einer Ansprache zum Fest Johannis des Täufers 1930. In: Zirkelkorrespondenz. Ordensbl. der Großen Landesloge der Freimaurer von Deutschland. Jg. 59, 21, 1. Nov. 1930. S. 453—461.

---

Walden, P.: Goethe und die Chemie. (Vortrag.) In: Zeitschrift für angewandte Chemie. Jg. 43, 36. S. 792—797; 38. S. 847—850; 39. S. 864—868.

Zaunick, Rudolf: Oken, Carus, Goethe. Zur Geschichte des Gedankens der Wirbel-Metamorphose. In: Histor. Studien und Skizzen zur Natur- und Heilwiss. Berlin 1930. S. 118—129.

## VIII. Goethes Fortwirken in Leben, Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Boos, Roman: Freud über Goethe und Goethe über Freud. In: Das Goetheanum. Jg. 9, 36, 7. Sept. 1930. S. 286—287.

Dörffel, Wolfgang: Goethes Werther und wir. In: Zeitschrift für Deutschkunde. 44, 2. S. 124—125.

Brief eines Primaners. „Unsere Zeit und Werther, beide vereint, können uns zu vollen Menschen machen."

Freud, Sigmund: Ansprache im Frankfurter Goethehaus am 28. Aug. 1930. In: Die psychoanalyt. Bewegung. Jg. 2, 5. S. 421—426.

„Ich denke, Goethe hätte nicht . . . die Psychoanalyse unfreundlichen Sinnes abgelehnt. Er war ihr selbst in manchen Stücken nahegekommen."

*Kommerell, Max: Jugend ohne Goethe. Frankfurt: Klostermann (1931). (37 S.) gr. 8°. 2,50.

Goethes Beziehung zur Jugend und Bedeutung für die Jugend. Die Beziehungen der deutschen Jugendbewegung zu Goethe. Aufgabe des heutigen Erziehers.

Lissauer, Ernst: Von der Nachfolge Goethes. In: Goethe-Kalender. 1931. S. 115—137.

Goethes Bedeutung für die Gegenwart.

Paquet, Alfons: Zum Goethe-Preis 1930. In: Die psychoanalyt. Bewegung. 2, 5. S. 426—430.

Rundfunkrede. Rechtfertigung der Verleihung des Preises an Sigm. Freud.

Pauls, Eilhard Erich: Goethe und die Primaner. In: Zeitschrift für Deutschkunde. Jg. 44, 2. S. 121—125.

„Goethes Roman [Werther] hat von uns heutigen Primanern gehandelt. Freilich nur von uns norddeutschen Peripherieprovinzlern. Die Berliner kennen wir nicht und sie sind es nicht, die uns was angehen. Aber in einer Schulstunde sollen wir doch etwas lernen. Ästhetik war es nicht, Literaturgeschichte ist uns dummen Jungen heillos gleichgültig. Lebenskunde ist es gewesen."

*Steiner, Rudolf: Goethes Geistesart in unsern schicksalsschweren Tagen und die deutsche Kultur. Geisteswissenschaftlich betrachtet. Öffentl. Vortrag, Berlin (29. Okt.) 1914. Dornach: Philos.-anthropos. Verlag am Goetheanum 1930. (42 S.) 8° = Aus schicksaltragender Zeit. 1.

„Es weht wie ein Hauch des mitteleuropäischen Geistes, des Goethegeistes, auf die Reihen derjenigen, auf die heute die Geister hinschauen, weil der Menschheit Schicksal in ihnen begründet ist."

Wittels, F.: Goethe und Freud. In: Die psychoanalyt. Bewegung. 2, 5. S. 431—466.

Parallelen zwischen beiden. Geschrieben vor der Zuerkennung des Preises an Freud.

---

„Anonymuscinski, Mystikus. — Fest-Szene zum Braunschweiger Lessing-Goethe-Jahr 1929. Erschienen am Dienstag des Fasching 1929. Von dem berühmten Schutzschriftsteller Mystikus Anonymuscinski. (Braunschweig [:B. Goeritz in Komm.] 1929.) (15 S. mit Abb.). 8°. 1,—.

Goethe und Lessing blicken aus dem Himmel auf das feiernde Braunschweig herab und genießen dank Mephistos Telefonhörer auch die ihnen zu Ehren gehaltenen Reden. „Schon lange hab' ich doch nicht so gelacht", sagt Goethe abschließend, und die beiden lassen sich mit Mephisto zum Skat nieder.

Witkowski, Georg: Kein Goethe-Roman. In: Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. Bd. 8. 1930. S. 282—293.

Trotz der verlockenden Widmung an Goethe und der Anpreisung im Beiblatt des Merkelschen „Ernst und Scherz" 1803 ist die „Schöne

Pachterin" von Th. Ferd. Arnold kein Goetheroman, sondern einer der üblichen minderwertigen Unterhaltungsromane jener Zeit ohne jede Beziehung auf Goethe.

---

Donndorf, M.: Die Goethe-Gesellschaft in Weimar. In: Ostdeutsche Monatshefte. Jg. 11, 7, Okt. 1930. S. 470—474.

Jablonski, W.: Zum Einfluß der Goetheschen Farbenlehre auf die physiologische und psychologische Optik der Folgezeit. In: Archiv für Geschichte der Mathematik, der Naturwiss. und Technik. Bd. 13, 1, Sept. 1930. S. 75—82.

Kindermann, Heinz: Mehr Goethe? Kritische Bemerkungen zur Goethe-Literatur der letzten Jahre. In: Deutsche Vierteljahrsschrift f. Litwiss. und Geistesgesch. Jg. 8, 3. S. 558—608.

1. Grundfrage: „Wie und inwieweit haben die [besprochenen] Arbeiten wissenschaftliche Fragen beantwortet, die zu stellen aus unserer geistigen Lage heraus innere Notwendigkeit war?" 2. „Wo liegen jene offenen Fragen, auf die wir von unserem heutigen Wissen um Goethe und von unserer heutigen Geisteshaltung her noch brennend gern Antwort erhielten?"

Klemperer, Victor: Weltliteratur und europäische Literatur. In: Logos. Bd. 18, 3. S. 362—418.

Darstellung, „welch eigentümliche Verknüpfungen und Verschiedenheiten zwischen den Begriffen einer übernationalen Literatur vor Goethe und bei und nach ihm bestehen".

Meisels, S.: Der Anteil der Juden an der Goetheforschung. In: Gemeindeblatt der israelitischen Religionsgemeinde in Leipzig. Jg. 6, 26, 27. Juni 1930. S. 2—3.

Bernays, Geiger, Simmel, Gundolf, Albert Cohn.

---

*Ball Nachf., Robert: Versteigerungs-Katalog Weimar und die Goethe-Zeit (Münzen und Medaillen). Versteigerung d. 28., nötigenfalls auch noch d. 29. April 1930. Mit 4 Lichtdr.-Taf. (Vorw.: „Weimar und die Goethe-Zeit in Geschichte und Geistesleben" von Edwin Redslob.) Berlin: Ball 1930. (VIII, 40 S.) 4°. 2,—.

*Goethe: Faust. (1. Tl. Geschrieben von Johann Holtz.) Zollikon b. Zürich [1929]. (Flensburg, [Südergraben 67]: Johann Holtz.) (155 S. mit farb. Initialen u. z. Tl. farb. Schrift.) 2°.

In 600 num. und sign. Stücken, Ausg. A, Nr. 1—200, auf Pergamentpapier gedr., in Schweinsleder auf echten Bünden handgeb., mit vergold. Schließen, in Kasette 500,—; Ausg. B, Nr. 201—600, Kalbsperg., handgeb. 350,—.

Zobeltitz, Fedor v.: Faust, erster Teil, in Handschrift. In: Zeitschrift für Bücherfreunde. 21, 1929, 6. S. 111—115. Mit 3 Bildern.

Anzeige des „Faust", geschrieben von Johann Holtz in Flensburg, gedruckt von Paul Bender in Zollikon, erschienen in 600 num. Exemplaren.

---

# Goethes Dichtung in der neueren Musik

Festvortrag, gehalten am 28. Mai 1931

Von Hans Joachim Moser (Berlin)

Meine Damen und Herren!

In einem Bericht aus dem Jahre 1824 über die 'Freitagsgesellschaft'[1]) von 1794 sagt Goethe unter Bezugnahme auf seinen mündlichen Vortrag von Vossens Iliasübersetzung: „Und gewiß: Schwarz auf Weiß sollte durchaus verbannt sein; das Epische sollte rezitiert, das Lyrische gesungen und getanzt und das Dramatische persönlich-mimisch vorgetragen werden.“ Diese Ablehnung bloßer Buch- und Leselyrik wendet er noch mehr ins Positive mit den Versen 'An Lina' (vielleicht die Gräfin Tina Brühl)[2]):

Liebchen, kommen diese Lieder
Jemals wieder dir zur Hand,
Sitze beim Klaviere nieder,
Wo der Freund sonst bei dir stand.

Laß die Saiten rasch erklingen
Und dann sieh ins Buch hinein:
Nur nicht lesen! immer singen!
Und ein jedes Blatt ist dein.

Ach, wie traurig sieht in Lettern,
Schwarz auf weiß, das Lied mich an,
Das aus deinem Mund vergöttern,
Das ein Herz zerreißen kann.

Dabei ist für Goethe doch der Gestalter von Melodien weit mehr als ein bloßer Nachzeichner der Wortvorlage, ja er findet für seine Tätigkeit das Wort „Komponist“ geradezu entwürdigend, gemäß seinem Wort zu Eckermann vom 20. Juni 1831: „Es ist ein ganz niederträchtiges Wort, das wir den Franzosen zu danken haben und das wir so bald wie möglich wieder loszuwerden suchen sollten. Wie kann man sagen, Mozart habe seinen 'Don Juan' komponiert! Komposition! Als ob es ein Stück Kuchen oder Biskuit wäre, das man aus Eiern, Mehl und Zucker

[1]) Werke $42^{II}$, 455. — [2]) Werke 1, 104.

zusammenrührt! Eine geistige Schöpfung ist es . . ." Vielleicht darf man Goethes Ersatzwort dafür sprachlich wägen: er sagt „betonen" -- steht das nicht parallel zu „betauen", als sollte sich der Ton auf das Gedicht senken wie der Tau auf eine Blume?

Wie wohlberechtigt es nach solchen Äußerungen Goethes ist, nach den Vertonern seiner Dichtung zu fragen, erhellt fast noch deutlicher aus einem Bedenken, das er in seinen 'Tag- und Jahresheften' zum Jahre 1805 ausspricht, als er das Gleim-Haus in Halberstadt besucht hatte[1]): „Man sah [in Bildern] über hundert Poeten und Literatoren, aber unter diesen keinen einzigen Musiker und Komponisten. Wie? sollte jener Greis, der seinen Äußerungen nach nur im Singen zu leben und zu atmen schien, keine Ahnung von dem eigentlichen Gesang gehabt haben? von der Tonkunst, dem wahren Element, woher alle Dichtungen entspringen und wohin sie zurückkehren?"

Welch schwerwiegendes Bekenntnis liegt in diesen Worten: das Vertonen einer Dichtung bedeutet für Goethe Rückkehr in ihr Ausgangsreich[2]); aber welche hohe Forderung damit zugleich auch an den Tonsetzer! Denn wenn dieser ein Gedicht in Goethes Sinn recht vertonen will, so muß er eben jenes Urelement wiederzufinden verstehen, aus welchem die Verse vormals geboren wurden. Wie Goethe am 21. Dezember 1809 an Zelter schreibt, ist ihm „Vertonung" gleichbedeutend mit „Vervollständigung" des Gedichts: „. . . wie eigentlich das Lied durch jede Komposition erst vollständig werden soll."[3]) Damit wird allerdings auch die Bewegungsfreiheit des Musikers streng auf den Eigenbezirk des Wortkunstwerks beschränkt; denn Goethe läßt sich gegen Zelter 1820 also vernehmen: „Deine Kompositionen fühle ich sogleich mit meinen Liedern identisch, die Musik nimmt nur, wie ein einströmendes Gas, den Luftballon

---

[1]) Werke 35, 240.

[2]) Daß diese musikalischen Ursprünge vor allem in Takt, Metrum, Rhythmus lägen, hat Goethe mehrmals betont; vgl. H. Abert, 'Goethe und die Musik' (1922), S. 108.

[3]) 'Der Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter', herausgegeben von Max Hecker, 1, 247.

mit in die Höhe. Bei andern Komponisten muß ich erst aufmerken, wie sie das Lied genommen, was sie daraus gemacht haben."[1]) Aus dieser Anschauung heraus versteht man erst die (manchem vielleicht allzu eigenwillig und eng erscheinenden) Forderungen der Goethischen Lied- und Musikästhetik, so wenn er etwa (wieder in den 'Tag- und Jahresheften' zu 1801) schreibt[2]):

„Brauchbar und angenehm in manchen Rollen war Ehlers als Schauspieler und Sänger, besonders in dieser letzten Eigenschaft geselliger Unterhaltung höchst willkommen, indem er Balladen und andere Lieder derart zur Gitarre, mit genauester Präzision der Textworte, ganz unvergleichlich vortrug. Er war unermüdet im Studieren des eigentlichsten Ausdrucks, der darin besteht, daß der Sänger nach einer Melodie die verschiedenste Bedeutung der einzelnen Strophen hervorzuheben und so die Pflicht des Lyrikers und Epikers zugleich zu erfüllen weiß. Hievon durchdrungen, ließ er sich's gern gefallen, wenn ich ihm zumutete, mehrere Abendstunden, ja bis tief in die Nacht hinein, dasselbe Lied mit allen Schattierungen aufs pünktlichste zu wiederholen; denn bei der gelungenen Praxis überzeugte er sich, wie verwerflich alles sogenannte Durchkomponieren der Lieder sei, wodurch der allgemein lyrische Charakter ganz aufgehoben und eine falsche Teilnahme am Einzelnen gefordert und erregt wird."

Goethe empfand, das sieht man hier deutlich, das „Durchkomponieren" eines strophischen Liedes als Verpflanzen in ein fremdes, statt als Heimkunft in das ursprüngliche Element, also als Verletzung seiner Grundforderung. Wie er dieses sein Bedürfen bei den älteren Musikern seiner Zeit meist erfüllt, bei mehreren großen jungen in seinen Alterstagen aber verletzt gefunden habe, was ihn dann zu wohlerwogener Ablehnung führen mußte, hat Max Friedlaender in Sammlungen und Vorträgen meisterlich dargestellt[3]), so daß ich mich hüten werde, auf diesem seinem Felde spärliche Nach-Ernte zu halten. Wenn ich

---

[1]) Ebenda 2, 59. — [2]) Werke 35, 90.

[3]) Vgl. besonders seinen Festvortrag 'Goethe und die Musik' im 'Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft' 3 (1916), 275ff.

statt dessen Ihre Aufmerksamkeit für die Probleme der Goethe-Vertonung während des nun sich erfüllenden Säkulums seit 1832 erbitte, so hätte nach dem Geschilderten ein Thema wenig Vorteil, das diese nachgeborenen Kompositionen wesentlich nur aus dem Aspekt der Goethischen Kunstanschauung heraus betrachten und werten wollte. Er hätte wohl das meiste davon brüsk ablehnen müssen, um so mehr, als musikstilistische Auffassungsschwierigkeiten hinzugekommen wären; sagte Goethe doch am 14. Januar 1827 zu Eckermann, nachdem die Eberweins das Klavier-Quartett eines berühmten jungen Komponisten gespielt hatten: „Es ist wunderlich, wohin die aufs höchste gesteigerte Technik und Mechanik die neuesten Komponisten führt; ihre Arbeiten bleiben keine Musik mehr, sie gehen über das Niveau der menschlichen Empfindungen hinaus . . .“ Suchen wir lieber, durch das „welt- und erdgemäß Organ“ dieser neueren Tonsetzer dem Koloß der Goethischen Dichtung zu nahen, trachten wir, mit ihnen und ihrer Schaffensnötigung gleichlaufend zu erspüren, was das musiknahe Erbe des Goethischen Wortes den jüngeren Musikern bedeuten konnte und was es damit in einer gewissen, eingeengten, aber wichtigen Sonderrichtung auch uns allen heute und auch noch in näherer Zukunft zu sagen vermag.

Friedlaender[1]) hat uns der Mühe enthoben, eine Liste aller namhaften Goethe-Komponisten neuerer Zeit aufzustellen, und sein Verzeichnis von 1916 wäre heute nur um wenige neueste Namen, etwa Othmar Schoeck und Hans Gál, Emil Matthiesen und Hermann Zilcher, Henri Marteau und Ernst Křenek zu verlängern. Suchen wir lieber, allgemeinere Gesichtspunkte über das Goethe-Vertonen zu gewinnen, als uns in einer rühmenden, aber doch notgedrungen wenigsagenden Statistik zu verlieren. Immerhin, ein paar ragende Denkmäler in der hundertjährigen Abfolge einschlägiger Tonwerke dürfen eine schärfere Betrachtung verlangen, zumal da sie im nachfolgenden Konzerte selbst erklingen sollen. Da steht genau am Beginn unseres Zeitraums, im Jahre 1832, Karl Loewes op. 20, drei Goetheballaden: ‘Die wandelnde Glocke’, ‘Das Hochzeitlied’, ‘Der Zauberlehrling’. Das erste Stück ist nicht allzu hervorstechend,

[1]) a. a. O. S. 327 ff.

um so genialer die zwei anderen. Da über „Wir singen und sagen vom Grafen so gern“ bereits in Friedlaenders zweiter Sammlung Erschöpfendes gesagt ist[1]), so darf ich die letzte der drei Balladen hier etwas ausführlicher behandeln — trotz und gerade wegen ihren Kühnheiten eines der schönsten Beispiele für die Möglichkeit der Musik, ein Gedicht (eben nach Goethes Forderung) in seiner eigenen Sphäre zu vervollständigen. Die Strophenform ist gewahrt, da der Komponist nur zweierlei Strophenmelodien dauernd miteinander abwechseln läßt: eine im nüchternen C-dur als korrekter Achttakter spiegelt die Famulus Wagner-Seele des Adepten, eine im erhabenen Des-dur, durch das blinde Ungestüm des Lehrlings zum phantastischen Siebentakter zusammengerafft, malt die erstrebte Zauberwelt. Beide stehen nur einen halben Ton, aber gerade dadurch unvereinbar in der Seele des kleinen Gernegroß nebeneinander, und es wird mit köstlicher Ironie dieser Bruch zwischen Wunschbild und Wirklichkeit geschildert. Die Komik wächst zur Groteske, als bei: „Nein, nicht länger kann ich's lassen“ die Des-dur-Tonart bereits nach dem vierten Takte ins „realistische“ C-dur abrutscht und schon nach dem sechsten Takte atemlos die C-dur-Strophe mit: „O du Ausgeburt der Hölle“ einsetzt. Die Verzweiflung des Zauberlehrlings zerstört das übernächste Couplet sogar zu 6 + 4 Takten, aber der heimkehrende Meister schafft Ordnung; seine Des-dur-Strophe erscheint nur durch Ausschreibung der Spannungsfermate elftaktig; in Wirklichkeit hat er hier erstmals die achttaktige Quadratur des Kehrreims erreicht und riegelt mit ihm das ungebärdige Geisterreich gelassen ab. Darüber hinaus liefert Loewes Klavierbegleitung höchst plastische Klang- und Bewegungsabbilder: das Wassergießen, Wasserschwellen, Wasserüberbrausen in einer planvoll gesteigerten Variationenkette, die Angst, das Lauern, die Wut des Schülers mit allerlei harmonischen Nuancierungen, in scharfem melodischen Gegensatz die punktierte Behendigkeit des Lehrlings und seine bombastische Zauberformel; ein Höhepunkt musikalischer Illustration vollends, als der Besen zerspalten ist: da laufen die zwei Wasserträger in

[1]) 'Goethes Gedichte in Compositionen' ('Schriften der Goethe-Gesellschaft' Bd. 31 [1916], S. 236).

gespenstischem Kanon hintereinander her. Man achte auf die dämonischen Pausen in der Rede des Meisters — atemlose Stille bannt die entfesselten Elemente — und auf die feierliche Akkordfolge seines Epilogs: alles, was Musik zu einer balladischen Dichtung hinzufügen kann, um sie aus ihrem eigenen Element auf höherer Schraubenwindung wieder zu gebären, ist hier von Loewe geleistet worden. Von gleichem Wert in der neueren Goethe-Balladen-Komposition wüßte ich höchstens noch den 'Getreuen Eckart' in Arnold Mendelssohns Gestaltung zu nennen.[1]) Aber noch einer 'Zauberlehrling'-Komposition wäre rühmend zu gedenken, wenn sie auch auf den Gesangsvortrag des Goethischen Gedichtes selbst verzichtet, um nur eine sinfonische Dichtung für Orchester aus seinem Vorwurf zu entwickeln: das Scherzo 'L'apprenti sorcier' des Franzosen Paul Dukas (1896), das erst die lastendschwüle Atmosphäre des Zauberer-Musaions, dann mit grunzenden Fagotten den tollen Wirbel der Besengeister und ihrer Wasserfluten mit diabolischen Humoren zeichnet.

So bedeutend derartige Tonwerke die pittoreske Wirkung der dichterischen Vorlage zu verstärken wissen, sie bleiben durch das epische Element des Vorwurfs in der Hauptsache doch im Vorhof des bloß Illustrativen stehen; sie bieten Verdeutlichung und Anschaulichkeit, aber noch keine eigentliche Tiefendurchstrahlung des lyrisch-dichterischen Kerns. Diese geheimnisvolle Möglichkeit tondichterischer Ausdeutung ergibt sich erst bei den Versuchen, Goethes Lyrik zu bezwingen.

Hier ist im zu behandelnden Zeitraum Robert Schumann, der nur wenig jüngere Zeitgenosse Loewes, als Meister zu rühmen. Die Lieder aus dem 'West-östlichen Divan' freilich, die Sie heute hören werden, sind nur köstlich frische „Singgestaltungen", „Singbarmachungen" (wenn ich so sagen darf) ohne den Versuch einer morgenländisch-exotischen Romantisierung, man müßte sie denn in einer kleinen phantastischen Überspitzung des deklamatorischen Pathos suchen: dieser fröhliche Hafis trinkt

[1]) Vgl. meine kurze Geschichte der Balladenkomposition (1931) in der Sammlung 'Musikalische Formen in historischen Reihen' (Chr. Fr. Vieweg, Berlin) mit Abdruck des 'Hochzeitliedes', des 'Zauberlehrlings' und des 'Getreuen Eckarts'.

nicht Rebensaft von Schiras, sondern den guten Rüdesheimer Eilfer bei Willemers. In die metaphysischen Hintergründe stößt der Goethevertoner Schumann für mein Gefühl erst in einigen seiner 'Faust'-Szenen vor; ich nenne als besondere Herrlichkeiten: 'Gretchen im Dom', 'Fausts Erwachen', 'Faust und die grauen Weiber', 'Fausts Tod' und vor allem die Schlußszene mit den heiligen Anachoreten. Was hier dem Pater profundus, dem Doctor Marianus und dem verklärten Gretchen in den Mund gelegt wird, bleibt gewiß nah und fest an Schumanns Persönlichkeitsstil gebunden, aber dieser ist ein so seraphisch-reiner, verklärtschwebender, erfüllt den weiten Raum zwischen Mephistos Satanismen und dem heiligen Kreise um die Mater gloriosa mit solch starkem Fluidum, daß wir in diesen Partiturteilen die fast einzige völlig kongeniale Faustmusik bisher sehen können. Wie edel deutsch, wie geistig sie ist, zeigt uns erst der vergleichende Blick auf des Franzosen Berlioz 'Damnation de Faust', die trotz nobler Gesamthaltung doch allzu theaterblütig und allzu französisch der Dichtung Goethes, wie wir sie empfinden, gegenübersteht, ganz zu geschweigen des süßen Patschuliduftes, den Gounods 'Marguérite' ausströmt. Leider muß man wohl sagen, daß „Faust auf dem Theater" für mehr heutige Deutsche immer noch derjenige von Gounod als der von Goethe ist[1]); auf zehn Verehrer der scharmanten 'Mignon' des ebenso schmissigen Musikanten Ambroise Thomas kommen vielleicht drei Leser von 'Wilhelm Meisters Lehrjahren', und das nicht etwa in Frankreich, sondern hier in Goethes liebem Deutschland.

Zwei neudeutsche Tonschöpfungen allerdings dürfen hier mit hoher Achtung genannt werden, wenn sie auch fast gänzlich auf Goethes Wort verzichten und nur Goethes Faustidee im allgemeinsten Zuge nachformen: Richard Wagners 'Faustouvertüre', die ja den Kopfsatz einer fragmentarischen Faustsinfonie darstellt; aus der geistigen Perspektive etwa der Neunten Sinfonie Beethovens herkommend, grübelt sie dem großen Sucher nach, spannt sie ausdrucksmächtig den ernsten Aspekt „vom Him-

[1]) Busonis 'Faust' darf hier ebenso wie der von Spohr außer Betracht bleiben, da beide wesentlich auf die vorgoethischen Quellen zurückgreifen.

mel durch die Welt zur Hölle". Die andere große instrumentale Nachdichtung ist Franz Liszts Faustsinfonie; wieweit man diesem weiträumigen und scharf profilierten Tongedicht zugestehen will, daß es wirklich das Goethische Ewigkeitsgedicht im Kern erfaßt habe, wird der persönlichen Resonanz des einzelnen Hörers zu überlassen sein — ich für mein Teil verspüre dieses „gewisse Etwas" nur in einigen Momenten des ersten Satzes und bei der herrlichen Überleitung zum Chorus mysticus; die Gretchen- und Mephistosätze erscheinen mir zu geistreich beredend, zu westlerisch-theatralisch, sie lesen sich mir wie eine sehr gute Übersetzung des Goethischen 'Faust' ins Französische. Aber das sind Fragen der subjektiven Wertung. Jedoch können zwei neuere Faustmusiken noch mit hoher Anerkennung genannt werden: die Bühnen-Incidenzmusik von Felix Weingartner, welche wohl jetzt von den meisten Theatern praktisch verwendet wird, und das schwebende Euphorion-Oratorium von Wilhelm Berger op. 74, das Sie nachher hören werden. Thüringen ehrt damit zugleich das leider schon halb vergessene Andenken eines feinen Kleinmeisters, der heuer seinen 70. Geburtstag hätte feiern dürfen, wenn er nicht gerade vor zwanzig Jahren als Meininger Hofkapellmeister dahingemußt hätte.[1])

Johannes Brahms steht in der Mitte unseres Zeitraums mit ganzen 14 Goethe-Kompositionen: Lieder, Duette, Quartette, die 'Rinaldo'-Kantate, die 'Altrhapsodie', das 'Parzenlied'; man möchte sagen, er habe ein besonderes Problem des Goethe-Komponierens kaum gesehen, sondern naiv Goethe einfach als den Spender schöner Texte zu Rate gezogen wie andere seiner Dichter auch, wo immer sich ihm ein schöner Einfall bot. Zweimal hat er sogar wohl mehr Reichardt übertrumpfen wollen: in seiner entzückenden Ausgestaltung des 'Wechselliedes zum Tanze', wo er gegen Reichardts klassizistisch locker typisierte Tanzpaare die seinen blutvoll mit einer quasi Gottfried Keller-schen Schnurrigkeit und Gedrungenheit stellt; und dann bei dem Fragment aus der 'Harzreise im Winter' („Abseits aber wer ist's?"), wo er der in ihrer Art hochbedeutenden Plessing-Skizze

[1]) Man vergleiche auch das Büchlein von James Simon: 'Faust in der Musik' (1905).

des Giebichensteiners kraft seines weit reicher strömenden Musikfundus ein völlig ausgeführtes Gemälde mit tiefen Aspekten nachfolgen läßt.

Wie sehr Brahms als Nur-Musiker, wie wenig er trotz reicher literarischer Kennerschaft als eigentlicher Nachdichter zu verfahren liebte, zeigt vielleicht am deutlichsten der Umstand, daß er im sechsstimmigen 'Parzenlied' (das heute als Probe seiner Goethebeziehungen zu Gehör kommen wird) auch noch die letzte Strophe: „So sangen die Parzen" für Chor komponiert hat, die doch wohl eigentlich, vom Drama aus gesehen, als Solo der Iphigenie hätte behandelt werden müssen (die Unisono-Führungen deuten diesen Gedanken nur sehr schwach an); es ist ein ähnlicher Zug, wie fast alle Tonsetzer das Magnifikat für Chor gesetzt haben, gleichgültig dagegen, daß es doch der Lobgesang Mariae (Lukas 2) sei. Diese Einstellung wird bei einem Meister von der musikalischen Kraft eines Brahms herrliche Tongebilde erzeugen können, wird aber dem Gedicht unter Umständen durch allzu gehaltenes Abstandwahren ein Letztes an leidenschaftlicher Ausschöpfung schuldig bleiben. Eine verwandte Haltung bei einem Vertoner wie Hermann Zilcher läßt die Komposition dann zu vornehmer Wohlredenheit, zu edler Rhetorik verallgemeinern und abblassen ('Goethe-Lieder' op. 51). Schade obendrein, daß Zilchers größte und stärkste Goethe-Vertonung, der Hymnus 'An die Natur', nicht von Goethe, sondern von Tobler stammt, ja sogar neuestens zu Goethe in Gegensatz gebracht wird.[1]) Ein ähnlicher nur Teilerfolg könnte bei den Brahms in der Harmonik und Melodik nahestehenden Goethe-Gesängen von Arnold Mendelssohn erwartet werden; aber hier tritt nun einmal das schöne Phänomen zu Tage, daß ein durchaus musikantisch Eingestellter von Natur eine mit Goethes klassischem Duktus so urverwandte, klar-zeitlose Tonsprache spricht, daß seine musikalische Umhüllung mit dem Körper des Goethischen Gedichts unlösbar verschmilzt. Arnold Mendelssohn muß das gespürt haben; denn es hat ihn wie heute kaum einen Zweiten immer wieder zu Goethe ge-

[1]) Rob. Hering im 'Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft' Bd. 13 (1927), S. 138.

zogen; nicht nur in Suleikaliedern und Balladen, sondern auch in dem prachtvollen Männerchor-Oratorium 'Pandora' ist ihm diese Neuschöpfung gelungen, am merkwürdigsten wohl, wo es um Goethes Verquickung von Ernsthaftigkeit und Humor geht: im 'Gebet des Paria'[1]) — Kunstwerke, die sich stattlich neben des Vetters Felix 'Erste Walpurgisnacht' stellen.

Gleichwohl hat ein anderer Meister aus der gleichen Generation den Olympier noch universaler umfaßt, ihn mit einer Leidenschaft und Dämonie umrungen wie kein zweiter: Hugo Wolf. Der Goethe-Nahheit der Sprache Arnold Mendelssohns tritt hier unter gleichen zeitstilistischen Bedingungen eine ursprünglich ausgesprochen ungoethische Musik entgegen: statt eines Apolliniers ein Dionysosgesippter, ein trunkener Thyrsosschwinger, ein eben noch an Penthesileens Orgiasmus Kleistisch Gesättigter. Aber: er war inzwischen durch Mörikes heitere Güte mit 51 Liedern und durch Eichendorffs Phantastik hindurchgeschritten, so daß die Flammen milder brannten. Diese — wieder 51 — Gesänge sind eines der schönsten Wunder der neueren Musik. Nicht nur ist es Wolf gelungen, mit ungreifbaren Ausdrucksmitteln, die man nur erfühlen, nicht beschreiben kann, gegen die Werkgruppe seiner Mörike-, Eichendorff-, Michelangelo-Lieder, gegen das italienische und spanische Liederbuch einen eigenen Goethestil abzuheben, der die Gedichte dieses Meisters mit einem zarten geistigen Band zur Einheit zusammenfaßt, sondern er hat sich auch innerhalb des Goethebandes, wenn man sehr scharf hineinhört, einen eigenen 'Wilhelm-Meister'-, einen eigenen Balladen-, einen eigenen 'Divan'-Stil geformt, lebendige Kleinwelten in einem seinerseits abgeschlossenen künstlerischen Kosmos. In Wolfs Vertonungen der Lieder Goethes sammeln sich wie in einem Brennspiegel fast alle Probleme der neueren Goethevertonung überhaupt. Hier darf und muß ich etwas weiter ausholen.

Es gibt im Zusammenhang der neueren Musikgeschichte wohl wesentlich drei Arten, eine Dichtung zu vertonen: an ihr ent-

---

[1]) Wir nennen noch: 'Zur Beherzigung' (sechsstimmiger Chor), 'Gott und Welt' (achtstimmig), 'Sechs Goethelieder' (bei Peters).

lang, durch sie hindurch, aus ihr hervor. „An ihr entlang" will besagen: mit dem Texte verkoppelt sich ein von Grund aus selbständiger Gedanke, es ist eine Art lockere Kameradschaftsehe von Wort und Ton, in der jeder Partner alles Wesentliche für sich vorbehält, so daß dieses rein musikantische Singbarmachen oft nicht nur an der Dichtung entlang, sondern manchmal auch an ihr vorbei geht, freilich mit dem ärgerlichen Ergebnis, daß die einprägsame Zwangsläufigkeit solcher „Strophen-Melodie an sich" meist die arme Dichtung auf eine Wagenfahrt „en carrière" über Stock und Stein mitreißt, wo sie übel geschunden und blutig zugerichtet wird. Zu dieser Art zähle ich etwa Zelters




Gegenüber solchem fast gedankenlosen „Unter-Musik-Setzen", dem ich ketzerisch auch Schuberts 'Fischer' zurechnen muß, würde das „Durch-die-Dichtung-hindurch"-Komponieren bedeuten, daß die Musik zwar auch noch ihre Einfälle und Motive durchaus selbständig erzeugt und formt; aber diese treffen, weil sich der Musiker am Einzelfall der betreffenden Dichtung entzündet, begeistert hatte, durchaus ins Zentrum der poetischen Stimmung, die Melodien schmiegen sich trotz ihrer musikantischen Eigengesetzlichkeit dem Worte lückenlos an und geben ihm die volle Schwungkraft. Man könnte sagen: hier stehen Dichtung und Musik in einem idealen Liebesbund, vermählen sich vollkommen im Gleichgewichtsspiel der Kräfte, aber trotzdem bleibt

jeder er selbst, es tritt keinerlei seelische Vergewaltigung des einen oder andern Teiles ein, die natürlichen Unterschiede beider bleiben in einer wohltätigen Spannung, ihre Verbindung bedeutet eine Summation zweier Energiequellen. Das wäre der Typ der gewaltigsten Goethevertonungen Schuberts, etwa 'An Schwager Kronos', 'Prometheus', 'Grenzen der Menschheit', 'Gretchen am Spinnrad', 'Wandrers Nachtlied', „Was bedeutet die Bewegung", 'Ganymed', und Beethoven hat diese Vollendung, wo das „Parallelogramm der Kräfte" zum „Quadrat der Kräfte" wird, ebenfalls mehrfach erreicht: man denke an „Kleine Blumen, kleine Blätter", an 'Wonne der Wehmut', an „Wie herrlich leuchtet Mir die Natur". Hierbei handelt es sich meist um kantatenhafte Kettenformen oder um stark variierte Strophenlieder. Der dritte Fall betrifft das „Komponieren aus dem Gedicht heraus". Das soll besagen: die Dichtung ist und bleibt durchaus vorherrschend, die Musik gebiert sich ohne Eigenwillen völlig aus der Sprachmelodie und aus der Stimmungsaura des Wortkunstwerks, als malende Dienerin, als psychologische Auslegerin der poetischen Vorlage. Daß diese drei Grundstellungen zwischen Wort und Ton in der Operngeschichte die Typen der Konzertieroper etwa Lullys, Hasses, Meyerbeers, des Musikdramas von Monteverdi, Gluck, Wagner und dazwischen den idealen Mitteltyp etwa Händels, Mozarts, Webers erzeugt hat, ist ja bekannt genug. In der Lyrik führt unser dritter Fall zum „durchkomponierten Stimmungsliede" und über das deklamatorisch betonte zum „gesprochenen Liede", das als eine Überspitzung des Wolfschen Typs und als lyrische Einengung des Melodrams um 1900 wirklich mehrfach Ereignis geworden ist.[1])

Daß Wolfs Theorie ihn zu dem dritten Typus hinführen mußte, während Felix Mendelssohn, Schumann, Brahms meist beim zweiten, ja beim ersten verharren und Schubert nur selten zum dritten, gänzlich poesieerzeugten vorstößt („Über meines Liebchens Äugeln"), ist schon durch seine Gefolgschaft zu Wagners Deklamationsprinzipien gegeben und erhellt, neben vielen Einzelbeweisen, bereits aus der Tatsache, daß er seine Dichter in größten Zyklen „auskomponiert". Er stellt sich damit epochen-

[1]) Th. Gerlach, Woldemar Wendland, Otto Siegel.

weise völlig in ihren Dienst, und wie er an die Spitze seines Mörikebandes in edler Lehenstreue das Bild des Dichters setzt, hätte er es bei seinem Goetheband ebenso tun dürfen. Freilich klafft hier ein großer Widerspruch auf: so fanatisch dienend Wolf sich in den Bann des Dichters zu begeben glaubt und so leidenschaftlich er sich befleißt, dessen Tonfall mit peinlicher Notationsgenauigkeit einzufangen — seine Musik ist doch in vielen Fällen aus einem andern, modern-reizsamen Geist geboren: man spürt manchmal den zivilisationsbelasteten Neurotiker. Wolf ist mit allen Fasern impressionistischer Neutöner vom Fin de siècle, und während Richard Strauß in den gleichen Jahren instinktsicher, unbekümmert sich an Texte von Dehmel, Henckel, Mackay wagt, ringt Wolf mit der modernistischen Ausdeutung der großen Alten. Nach den höchsten Zielen greifend, findet er die Lyrik seiner Tage nicht gut genug, vermag er sich nur an Ewigkeitswerten des Wortes zu entzünden. Man glaubt ihn schier zu sehen, den kleinen, kränklichen, ekstatischen Mann mit den dunklen Augen, wie er um Goethes ehernes Monument herumstreicht mit einem nervösen Suchen, wo sich wohl für ihn ein Sprung, eine Spalte zum Einsetzen zeigen möchte. Es ist bezeichnend, daß er im Oktober 1888 mit den drei Harfnerliedern beginnt. Sie sind wundervoll geraten in ihrer ans Pathologische grenzenden Schwermut und Verquältheit; man kann nicht sagen, daß sie Goethe verkennen und verbiegen, er trifft sogar ein Tiefstes dieser Dichtungen wie keiner der früheren Komponisten, und Goethes Welt ist so unendlich weit und breit, um auch dieses noch mit zu umspannen; aber für ihn tritt hier in den ihm notwendigen Mittelpunkt eine Seitenregion, nur ein wichtiges Nebenmotiv des 'Meister'-Romans: der Fluch des Incests, der erblichen Belastung. Wenn Wolf als nächstes das Spottlied: „Ich armer Teufel, Herr Baron" und die schnippische Ariette der Philine: „Singet nicht in Trauertönen" bezwang, so ist auch diese Wahl noch auffallend grell und hell; auch sein 'Prometheus' ist noch allzu bombastisch-theaterblütig. Erst nachdem er an dem Stahlquell der Balladen ('Rattenfänger', 'Ritter Kurts Brautfahrt', „Die heiligen Drei Könige" usw.) sich gesund gebadet, gestaltet er kongenial die vier Mignonlieder, vereinzelte

lyrische Köstlichkeiten wie 'Anakreons Grab', 'Frühling übers Jahr', „An dem reinsten Frühlingsmorgen" und schließlich das heitere, temperament- und gedankenvolle Liebesspiel zwischen Suleika und Hatem, dem er mit der Kunst eines phantastisch klingelnden Klaviersatzes den exotischen „Rausch und Tand" von „Balch, Bochara, Samarkand" zu geben weiß.

Ich sagte, schon seine Wagnernachfolge habe Wolf für den literarisierten Vertonungstyp bestimmt; das verdient eine Richtigstellung. Genau wie bei dem Bayreuther Meister zum Glück der elementare Musiker oft über den Theoretiker des Musikdramas Herr geworden ist — man denke etwa an das Schlußduett des 'Siegfried' oder das 'Meistersinger'-Quintett —, so ist auch bei Wolf gottlob die melodische Urkraft, der musikantische Einfall durch alles „Bemühen um die genaue Sprachmelodie" oft wie feurige Lava hindurchgebrochen und hat einzelnen seiner Goethevertonungen die zwingende, mitreißende Gestaltung verliehen, durch die allein sie beinahe volkstümlich haben werden können. So darf man einige seiner schönsten Stücke doch unserem zweiten Typ, dem des vollen Gleichgewichts zwischen Dichtung und Musik, zurechnen und sie damit Schubert an die Seite stellen. In einigen Höchstfällen (ich nenne: 'Anakreons Grab', 'Dank des Paria', „Als ich auf dem Euphrat schiffte", 'Grenzen der Menschheit') schlägt er bei verhältnismäßig einfachen Mitteln die metaphysischen Uradern an: da steht man in dankbarer Demut vor der genialen Begnadung von oben.

Soll ich nach dem Gesagten noch alle die feinen Kleinmeister der Schumann- und Brahmsnachfolge wie Robert Kahn, Göhler, Heuß und die Goethelieder von Hans Pfitzner, soll ich die der Wolfnachfolge wie Matthiesen und Theodor Streicher, soll ich Reger, Strauß und den ausgezeichnet bildhaften Schweizer Othmar Schoeck, den Weimarer Meister Richard Wetz rühmen? Es würde eine weitläuftige Ehrentafel werden. Lassen Sie mich nur noch an einem recht problematischen Zeitgenossen erweisen, wie aktuell das Goethevertonen geblieben ist, an Ernst Krenek, dem Autor des so unerfreulichen 'Jonny spielt auf'. Im Kreise der Goethe-Gesellschaft darf man den 1900 in Wien geborenen Böhmen gleichwohl mit Genugtuung als einen Goethekenner

von hohen Graden nennen. Schon die vier A-cappella-Chöre op. 47, mit denen er 1926 dem damaligen Kasseler Intendanten Paul Bekker wegen einiger erlittener Kritikunbill zusprechen wollte, bilden ein feingewähltes Sträußchen Goethischer Ironika zu diesem Thema: 1. 'Kläffer': „Wir reiten"; 2. Aus den 'Inschriften, Denk- und Sendeblättern': „Wenn was irgend ist geschehen"; 3. 'Guter Rat': „Geschieht wohl, daß man einen Tag"; 4. „Wir haben dir Klatsch auf Geklatsche gemacht" aus den 'Zahmen Xenien'. Sein Werk 56 (1927) umfaßt drei Baritongesänge mit Klavier: 1. 'Die Zerstörung Magdeburgs': „O Magdeburg die Stadt"[1]); 2. 'Der neue Amadis': „Als ich noch ein Knabe war"; 3. 'Fragment' (an Charlotte v. Stein, Mitte Sept. 1782): „Von mehr als einer Seite verwaist." Vor allem bemerkenswert ist, daß Křenek auch ein bedeutendes Stück gehobener Prosa, den Monolog der Stella in ihrer Garten-Einsiedelei (IV, 1) als „Konzertarie" schwungvoll für Sopran und Klavier (op. 57) komponiert hat. Diese ausführlichere Repertoiremitteilung rechtfertigt sich insofern, als sie zeigt, wieviel fast unbeackertes Neuland für die Komposition ein wirklicher Goethekenner unter den Musikern noch zu finden vermag (als Kronzeuge sei auch Rob. Kahn genannt, der selbst aus zwei botanischen Gedichten Goethes allerliebste Musik entwickelt hat). Die Musik Křeneks ist frisch und trotz gelegentlichen kleinen Wagnissen gefällig; er hat mit dem Stil der letzten Jahre jene Epoche letztromantischen Schwulstes und zähflüssiger Pathetik überwunden, die sich als „ins Subjekt treibende" Schwüle und Trübe mit Goethes klarer Atmosphäre nur schwer vertrug. Unsere jüngste musikalische Wendung sucht Leichtigkeit, Witz, Transparenz, meidet Brunst, tönende Rhetorik und feierliche Gebärde: sie könnte bei Goethe eine Fülle reizvoller Vorwürfe finden. So fällt eine immer noch wachsende Vorliebe für die lächelnde Spruchweisheit des 'West-östlichen Divans' auf, die bei Eckles, Streicher u. a. zu Liederzyklen, bei v. Baußnern zu einer frischen oratorischen Kantate Anlaß gegeben hat, und das leicht Spielerische der Goethischen Singspiele hat — bei Schoeck ('Erwin und Elmire'),

[1]) Dieses Gedicht ist trotz Riemers Bemerkung ('Mitteilungen' 2, 438) wirklich von Goethe (vgl. Werke 5 II, 241).

v. Baußnern ('Satyros'), Egon Wellesz, Irmler usw. — eine Gegenliebe geweckt, die diese Stoffe aus dem deutlich spürbaren Abstand des Historischgewordenen genießt und nachgestaltet. Geschmacksentgleisungen wie jene aus dem Anfang der neunziger Jahre, daß ein knapp mittelguter Komponist den gesamten Ersten Teil des 'Faust' als „Musikdrama" unter Musik zu setzen wagte, werden heute doch wohl unmöglich sein.

Fragen wir zum Schluß unserer Überschau, ob sich aus der Fülle der Goethekomponisten und Goethekompositionen irgendein Prinzip, ein Gesetz ableiten lasse, so wird man wohl bei der Regellosigkeit und Richtungslosigkeit des letzten Jahrhunderts so ziemlich resignieren müssen. Die Fragestellungen solcher Art drängen sich leicht auf: lassen sich nach musikalischen Parteien oder nach Generationsstilen Gruppen herausschälen, die etwa die Lieder des Rokoko-Goethe oder die hymnischen Rhapsodien des Stürmers und Drängers, die Epigramme des antikisierenden Klassikers, die Balladen der Schillerjahre oder die Gnomik des greisen Orientalisten bevorzugt hätten? fällt umgekehrt etwa auf, daß zweifellos musikhafte und komponierbare Bezirke in Goethes dichterischem Schaffen zuzeiten deutlich vernachlässigt, ja vermieden worden sind? Ich glaube, beide Fragen müssen — über das bereits Gesagte hinaus — vorläufig offen bleiben; denn der starke Individualismus der letzten Menschenalter hat hierin immer nur ganz persönliche Entscheidungen ermöglicht, zu keiner stilhaften Gruppenbildung geführt. Es scheint aber, daß wir gerade im jüngsten Jahrfünft, nach Überwindung des kubistischen Atonalismus, uns einer neuen Stilbildung nähern; ihre Folge wird zweifellos auch eine bezeichnendere Goetheauswahl auf Grund einer festeren gemeinsamen Geisteshaltung sein, und sie wird vielleicht ganz andere Bezirke der Goethischen Dichtung als durchschnittlich bisher bevorzugen. Hermann Abert sagt einmal[1]: „Tatsache ist jedenfalls, daß von allen 'Goethekomponisten' von Reichardt bis auf H. Wolf keiner alle Strahlen aufzufangen vermocht hat, die von dieser Zentralsonne ausgehen. Jeder von ihnen hat Goethe wieder anders verstanden, weil er von ihm nur das wiederzugeben vermochte,

[1]) 'Goethe und die Musik', S. 107.

was er selber besaß, und man könnte eine Geschichte des deutschen Liedes im neunzehnten Jahrhundert allein auf das verschiedene Verhältnis gründen, in dem seine einzelnen Vertreter zu Goethe stehen." Dennoch darf Eines wohl als zu rühmende Gemeinsamkeit aller dieser Tonmeister genannt werden, soweit sie nicht ihren Ehrgeiz darauf beschränkten, den hundertsten 'Erlkönig' oder das zweihundertste 'Heidenröslein' zu melodieren: ihnen ist Goethes Dichtung der am hellsten leuchtende Pharos gewesen, der ihnen den Weg auf dunkelm Tonmeer gen Sonnenaufgang wies. Mochte es das im Vordergrund rollende, dithyrambische Pathos anderer Dichter ihnen scheinbar leichter machen, aus Versen Musik zu schlagen — Goethes Dichtung schwebte aus noch tieferen musikalischen Quellen hervor und traf mit ihrem tonsetzerischen Bedürfen in tieferen, stilleren, kühleren Brunnenstuben zusammen. Man kann vielleicht noch genauer so sagen: wo z. B. Schiller vor allem ein Gedanklich-Motorisches zu akustischer Gestaltung gelangen läßt, bleibt der Musik wesentlich nur die Aufgabe, das bereits Vorhandene ihrerseits zu verstärken, zu unterstreichen; wenn dagegen bei Goethe vor allem ein Optisches akustisch wird, ein Erschautes seinen Klangleib erhält, dann gewinnt die Musik die Möglichkeit, ja die Pflicht, von sich aus ein Neues, Eigenes, Besonderes hinzuzufügen, hat also auch viel mehr Raum zu schöpferischer Betätigung. Vor Goethes Dichtung haben die Musiker darum wohl alle gespürt, daß dieser Textvorrat die höchsten Anforderungen an geistige Konzentration, an Klarheit, Wahrheit und Tiefe des Ausdrucks stellte, daß dieser spiegelnde See jedes ihm nahende Musikerantlitz mit schonungsloser Treue wiedergab, daß man sich vor Goethe ohne Winkelzüge bekennen mußte zu Wert oder Unwert. In jener jüngst überstandenen Krisenzeit hatte das Goethevertonen, von älteren, konservativeren Autoren abgesehen, die sich diesem Zeitgeschehen bewußt fernhielten, fast aufgehört, und man hätte leicht von hier aus Rückschlüsse wagen können, als wenn die ungeheure Lebensbedeutung Goethes insgesamt zurückträte, als wenn Goethe den Weg anderer „Klassiker" ginge, die man zwar im Schranke hat und rühmt, aber nicht mehr im gleichen Maße liest und kennt. Hier bedeutet Křenek keinen weißen Raben, kein

unzeitgemäßes Paradox, sondern ein Symptom der allgemeinen Rückwendung, einer Wiederkehr auf neuer Schraubenwindung der ewigen Entwicklungsspirale: Goethe lebt und wird weiter leben, sonst sind wir um ein Bestes in uns ärmer geworden. Wir können auch der deutschen Musik der Zukunft nur wünschen, daß sie sich die gewaltigen Kraftquellen weiter zunutze machen wolle, die von Goethes dichterischem Erbe ausgehen. Möchte sie innerlich nicht zu klein werden, um sich auch in Zukunft mit seinen Versen zu gatten und zu paaren! möge sie den ethischen Höhenflug behalten und immer mehr gewinnen, daß sie vor dem Forum seiner Geistigkeit besteht, vor dem Sonnenblick seines Auges nicht zu erröten braucht! möge sie die Lichtgeborene bleiben, wie Er sie sich dachte[1]):

Tausend, abertausend Stimmen
Hör' ich durch die Lüfte schwimmen,
Wie sie wogen, wie sie schwellen!
Mich umgeben ihre Wellen,
Die sich sondern, die sich einen,
Sie, die ewig schönen, reinen!
Wie sie mir ins Ohr gedrungen,
Wie sie sich ins Herz geschlungen,
Stürmen sie nach allen Seiten,
Von der Nähe zu den Weiten,
Berghinan und talhernieder,
Und das Echo schickt sie wieder.

Den Goethekomponisten der Zukunft aber wünschen wir uns, wie Goethe (in einem seiner Maskenzüge) den Musiker überhaupt und schlechthin gesehen hat[2]):

Er sei ein Harfner, dem die Musen
Den Psalter wohlgestimmt gereicht,
Und so gelingt's dem freien Busen:
Denn alle Saiten schweben leicht,
Bereit zur Hand, bereit zum Klange,
Ein Lied erfolgt, man weiß nicht wie. —
Sein Leben sei im Lustgesange
Sich und den andern Melodie!

---

[1]) 'Prolog zu Eröffnung des Berliner Theaters' (Werke 13 I, 120).
[2]) Werke 16, 306.

Das Programm des dem Vortrag folgenden Konzertes lautete:

Richard Wagner: Eine Faustouvertüre.

Robert Schumann: a) „Gottes ist der Orient",
b) „Setze mir nicht, du Grobian".

Karl Loewe: a) 'Der Zauberlehrling',
b) 'Hochzeitlied'.

Johannes Brahms: 'Gesang der Parzen' für sechsstimmigen Chor und Orchester.

Hugo Wolf: a) „Wer nie sein Brot",
b) „Hätt' ich irgend wohl Bedenken",
c) 'Anakreons Grab',
d) 'Der Rattenfänger'.

Richard Wetz: 'Philomele'.

Othmar Schoeck: 'Nachklang'.

Hans Pfitzner: 'Mailied'.

Arnold Mendelssohn: 'Tanz unter der Linde'.

Wilhelm Berger: 'Euphorion', Szene aus Goethes 'Faust' II. Teil für Soli, Chor und Orchester, op. 74.

# 46. Jahresbericht

(Berichtsjahr 1930/31)

# Vorstand
und
# Ortsausschuß der Goethe-Gesellschaft
am Ende des Berichtsjahres 1930/31

## Vorstand

### Präsident
Professor Dr. Julius Petersen, Berlin-Wannsee

### Vizepräsidenten
Professor Dr. Anton Kippenberg, Leipzig-Gohlis
Geh. Regierungsrat Professor Dr. Wolfgang v. Oettingen, Reichenberg bei St. Goarshausen a. Rh.

### Vorstandsmitglieder
Professor Dr. Ernst Bertram, Köln-Marienburg
Dr. h. c. Flodoard Freiherr v. Biedermann, Berlin-Steglitz
Dr. Hans Bodmer, Zürich
Oberbürgermeister a. D. Dr. Martin Donndorf, Weimar
Geh. Hofrat Professor Dr. Otto v. Güntter, Stuttgart
Rechtsanwalt Dr. Hermann Kleinschmidt, Hamburg
Walter v. Molo, Berlin-Zehlendorf
Geh. Regierungsrat Professor Dr. Max Planck, Berlin-Grunewald
Oberregierungsrat a. D. Professor Dr. Eduard Scheidemantel, Weimar
Professor Dr. Eduard Spranger, Berlin-Dahlem
Senator für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung a. D. Dr. Dr. Jng. e. h. Hermann Strunk, Danzig-Langfuhr
Professor Dr. Hans Wahl, Direktor des Goethe-Nationalmuseums und des Goethe- und Schiller-Archivs, Weimar
Professor Dr. Julius Wahle, Weimar
Sektionschef a. D. Baron Wilhelm v. Weckbecker, Wien

## Ortsausschuß in Weimar

Vorsitzender: Oberbürgermeister a. D. Dr. Martin Donndorf
Schriftführer: Archivar Professor Dr. Max Hecker
Schatzmeister: Bankdirektor Hans Ablung

Prof. Dr. W. Deetjen
Oberbaudirektor a. D. E. Kriesche
Dr. H. Lilienfein, Generalsekretär der Deutschen Schillerstiftung
Kommerzienrat Dr. R. Moritz
Oberreg.-Rat a. D. Prof. Dr. E. Scheidemantel
Generalintendant Dr. F. Ulbrich
Sanitätsrat Dr. W. Vulpius
Prof. Dr. Hans Wahl
Prof. Dr. Julius Wahle

# Liste

der

# Ortsgruppen der Goethe-Gesellschaft und ihrer Vorsitzenden

nach dem Stande vom Juni 1931

---

1. Berlin: Dr. h. c. Flodoard Freiherr v. Biedermann, Berlin-Steglitz, Albrechtstraße 33
2. Chemnitz: Studienrat Professor Dr. Happach, Weststraße 56
3. Dessau: Oberstudiendirektor Dr. Kießmann, Wilh. Müller-Str. 18
4. Dresden: Ministerialrat Professor Dr. E. Menke-Glückert, Hochuferstraße 14
5. Essen/Ruhr: Erich Haake, Viehhoferstraße 16
6. Gelsenkirchen: Oberbürgermeister Karl v. Wedelstaedt, Bochumer Straße 221
7. Hamburg: Rechtsanwalt Dr. Kleinschmidt, Kellinghusenstr. 20
8. Hannover: Staatsanwaltschaftsrat Dr. Max Döring, Hannover-Waldhausen, Brandesstraße 10
9. Königsberg/Pr.: Geheimer Regierungsrat Willy Preuß, Neue Dammgasse 12.
10. Leipzig: Professor Dr. Herm. Aug. Korff, Leipzig-Go., Montbéstraße 21
11. Weimar: Sanitätsrat Dr. Walther Vulpius, Lottenstraße 2
12. Goethe-Society of America: Prof. Emanuel de Marnay Baruch, New York 57 East 77 Street.

## Geschäftsbericht für 1930/31

### erstattet in der Hauptversammlung am 28. Mai 1931

Die wesentlichen Aufgaben unserer Gesellschaft sind durch die Satzung festgelegt, Art und Zeit ihrer Durchführung regeln sich nach altem Herkommen; das ergibt auch für die Tätigkeit unserer inneren Verwaltung einen bestimmten gleichbleibenden Rhythmus. So begann auch das vergangene Berichtsjahr, das 46. des Bestehens der Gesellschaft, mit der Hauptversammlung in der Pfingstwoche in Weimar; so waren die ihr folgenden Wochen zunächst für die Aufräumung des „Schlachtfeldes" und die Durcharbeitung der in der großen Vorstandssitzung gefaßten Beschlüsse beansprucht. Im Juli und August folgten die üblichen mit dem Abschluß, der Drucklegung und Versendung des 'Jahrbuches' Band 16 zusammenhängenden Arbeiten. Die Auflage betrug 4680 Exemplare, hinaus gingen bisher 4460 Stück. Der Herbst brachte eine Sonderveranstaltung, die im Oktober von unserer Gesellschaft in Gemeinschaft mit dem 'Deutschen Heimatbund Danzig', veranstaltete Danziger Goethe-Woche, die ihren Besuchern, darunter mindestens 50 bis 60 Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft, ganz Unvergeßliches geboten hat.

Vor Weihnachten erschien die Monographie über Georg Melchior Kraus als Band 43 unserer 'Schriften' in einer Auflage von 4770 Exemplaren. Ihr lag bei die Dezemberdrucksache an alle Mitglieder mit Hinweisen auf die für 1931 geplanten Veröffentlichungen und Veranstaltungen, mit einem vollständigen Verzeichnis der bisherigen Publikationen der Gesellschaft und der unvermeidlichen Bitte um den neuen Jahresbeitrag. Erfreulicherweise war diese Bitte trotz der Schwere der Zeit nicht vergeblich; von den im Voranschlag für 1931 eingesetzten 49 000 *RM* sind bisher rund 42 500 *RM* eingegangen. Mit höheren als den satzungsmäßigen Beiträgen erfreuten uns 17 Personen und Vereinigungen, zum guten Teil dieselben wie in früheren Jahren. Weiter spendete der 'Gesellig-Wissenschaftliche Verein' in New York durch freundliche Vermittelung unseres verehrten Freundes Prof. de Marnay Baruch 500 *RM*, die zu Beihilfen in geeigneten, besonders dringenden Fällen verwendet werden. Allen freundlichen Gebern sei aufs herzlichste gedankt!

Das 1. Quartal des Jahres 1931 war den mit der Beitragserhebung verbundenen umfänglichen Arbeiten und Korrespondenzen gewidmet. Sie waren noch im Gange, als schon die neue Hauptversammlung herankam. Ihre Vorbereitung beanspruchte vollauf die Wochen zwischen Ostern und Pfingsten. Sie war wegen der an die Versammlung anschließenden Frankfurtfahrt, die einen viel größeren Zuspruch fand, als man erwarten konnte, besonders umfänglich und reich an unvorhergesehenen Schwierigkeiten. Der Geschäftsstelle und ihrer Leiterin gebührt insoweit für ihre unermüdliche und sorgsame Arbeit, die denn auch vom schönsten Erfolg gekrönt war, besondere Anerkennung.

Der Gesamtvorstand trat während der Hauptversammlung zu zwei großen Sitzungen zusammen.

Der Arbeitsausschuß des Vorstandes hat dreimal in Berlin getagt; der Weimarer Ortsausschuß hielt zwei Sitzungen in Weimar ab, die in der Hauptsache der Ausarbeitung von Vorlagen für den Arbeitsausschuß und der Vorbereitung der Hauptversammlung gewidmet waren. Außerdem haben der Präsident und verschiedene andere Mitglieder des Vorstandes in mehreren Sitzungen des Reichsausschusses und des engeren Weimarer Ausschusses für die Gedächtnisfeier 1932 unsere Gesellschaft vertreten.

Auf den Schutz und die Erhaltung bekannter Goethegedächtnisstätten war man weiterhin bedacht. Zur Neugestaltung der Grabstätte der Friederike Brion in Meißenheim wurde dem Badischen Landesgewerbeamt auf Ansuchen ein Beitrag bewilligt. Fräulein Rosa Hagen in Emmendingen verwendete sich bei persönlicher Anwesenheit in Weimar für Schutz und Erhaltung des Anwesens, in dem Cornelia Goethe als Schlossers Gattin gelebt hat und gestorben ist. Für Beseitigung eines störenden Baubüros im Lessinghause zu Wolfenbüttel hat sich unser Herr Präsident erfolglos verwendet.

Anlaß zu herzlicher Beglückwünschung gaben der 80. Geburtstag des langjährigen ersten Schatzmeisters der Gesellschaft, Kommerzienrats Dr. Moritz, der der Gesellschaft seit ihren ersten Anfängen als Mitglied des Geschäftsführenden Ausschusses angehört hat, und der 70. Geburtstag Julius Wahles, dem die Gesellschaft Dank und Glückwunsch mit Blumen und einem Aquarell darbrachte, das ihm die Aussicht von seinem alten Arbeitsplatz, dem Goethe- und Schiller-Archiv, in Erinnerung erhalten soll.

Die silberne Faciusmedaille überreichte der Vorstand den Herren Senatoren Hermann Strunk und Ernst Volkmann in Danzig in dankbarer Wertung ihrer hohen Verdienste um die erfolgreiche Durchführung der Danziger Goethe-Woche; ferner Herrn Stadtrat a. D. Olbertz in Erfurt in Würdigung seiner großen Arbeit bei der Durchführung des so schön gelungenen Ausfluges nach Erfurt, endlich dem Unterzeichneten bei Gelegenheit seines 65. Geburtstages.

Am Sarge Otto Heuers, unseres Ehrenmitgliedes, legte Herr Geheimrat v. Oettingen namens der Gesellschaft Kränze des Vorstandes und des Ortsausschusses nieder. Auch Frau Ajas Grab wurde am 200jährigen Gedenktag ihres Geburtstages mit einem Kranze der Gesellschaft geschmückt, nicht minder am 28. August das Dichterdenkmal vor dem Weimarer Theater.

Beim Tode Reinhold Schelles, des trefflichen hochbetagten Gründers und Hüters des Biberacher Wielandmuseums, hat Herr Prof. Hecker als Schriftführer unser Beileid übermittelt.

Dem 'Gebirgsverein der Borschenfreunde' in Bilin (Böhmen), der im Gebiet des von Goethe wiederholt besuchten, geologisch interessanten Klingsteinberges Borschen ein schlichtes Goethedenkmal setzen will, stifteten wir zur Ausschmückung seines Borschenschutzhauses die faksimilierten Handzeichnungen Goethes böhmischer Landschaften, im besonderen aus dem Biliner und Teplitzer Gebiet. Für das neu instand gesetzte Geburtshaus Herders in Mohrungen wurde zu seiner Wiedereröffnung im Dezember 1930 eine vom Goethe-Nationalmuseum freundlichst überlassene Herderbüste von Franke überreicht und gern angenommen.

Zum 14. Mai sandten wir der mit diesem Tage in Kyoto offiziell ins Leben tretenden Japanischen Goethe-Gesellschaft folgende Begrüßungsdepesche:

Privatdozent Ueberschaar, Universität Kyoto.

Herzliches Willkommen im Reiche Goethischen Geistes und Goethischer Forschung der jungen Japanischen Goethe-Gesellschaft! Fruchtbare Arbeit zu völkerverbindender Gemeinschaft in Goethischem Sinne erhofft

Goethe-Gesellschaft Weimar.

Was die für dieses Jahr geplanten und in der Drucksache „An alle Mitglieder" bereits erwähnten Veröffentlichungen anlangt, so wurde Band 4 des Goethe-Meyerschen Briefwechsels inzwischen erneut zur Subskription ausgeschrieben. Diese ergab statt der nach dem früheren Ergebnis erwarteten mindestens 800 Zeichnungen deren nur 208. Wir bitten dringend um weitere Zeichnungen im Laufe des Sommers, da die Herstellungskosten des Bandes bei so geringer Nachfrage und Auflage unerschwinglich würden und das Werk ohne den abschließenden 4. Band ein Torso bleiben würde.

Das Generalregister zu Band 1 bis 15 des 'Jahrbuchs' ist druckfertig; es soll zur Subskription aufgelegt werden, sobald das Schicksal des Meyerbandes entschieden ist.

Die Zahl unserer Mitglieder hält sich um 4000; die schwere wirtschaftliche Not zeitigt naturgemäß auch bei uns außergewöhnlich viele Abmeldungen, doch sind auch erfreuliche Neuanmeldungen zu verzeichnen.

Am Schlusse dieses flüchtigen Rückblicks auf die Tätigkeit unserer Verwaltung im vergangenen Jahre soll die Bemerkung nicht unterdrückt werden, daß es auch an gelegentlichen kritischen Angriffen auf diese Tätigkeit nicht gefehlt hat. Sie kamen aus politischen Lagern von rechts und links und hoben einander durch ihre Gegensätzlichkeit dergestalt auf, daß wir die Überzeugung gewinnen durften, zwischen „Prophete rechts, Prophete links" den richtigen Mittelweg gegangen zu sein. Im übrigen wollen wir uns mit dem Goethewort trösten:

Was klagst du über Feinde?
Sollten solche je werden Freunde,
Denen das Wesen, wie du bist,
Im Stillen ein ewiger Vorwurf ist?

Dr. M. Donndorf.

Aus den eingegangenen

Ortsgruppenberichten

sei folgendes auszugsweise wiedergegeben:

1. Berlin. Im Laufe des Winterhalbjahres 1930/31 fanden folgende Veranstaltungen statt:

Im Oktober 1930 Vortrag von Herrn Werner Deubel: 'Goethe als Schöpfer eines neuen Weltbildes'; im November 1930: Vortrag von Herrn Prof. Dr. Julius Petersen: 'Goethe und die deutsche Sprache'; im Januar 1931: Vortrag von Herrn Eberhard König: 'Vom letzten Wunsch' ('Faust' II, 1. Akt, V. 4705); im Februar 1931: Erinnerungsfeier für Goethes Mutter (Vortrag von Dr. Flodoard Frhr. v. Biedermann; künstlerische Mitwirkung von Frau Else Heims, Fräulein Annemarie Jürgens und Frau Lina Cossen); im März 1931: Vortrag von Herrn Ministerialdirektor Dr. Erich Wulffen: 'Goethes kriminelles Bekenntnis'.

Am 10. Mai 1931 fand die Hauptversammlung statt. Die Hauptposten des Vorstandes blieben in den bisherigen Händen. Der Kassen-

bestand ist befriedigend. Den Mitgliedern wurde das letzte 'Jahrbuch der Sammlung Kippenberg' geliefert. Nach der Hauptversammlung fand ein gemeinsames Abendessen und geselliges Beisammensein statt, bei dem Fräulein Annemarie Jürgens vom Staatstheater durch Vortrag Goethischer Gedichte erfreute.

2. Chemnitz. Mit der Jahresfeier im März 1930 nahm das Tätigkeitsjahr seinen Anfang; den Vortrag hatte der 1. Vorsitzende, Prof. Happach, übernommen. Er sprach über das Thema 'Dem Geier gleich (Harzreise im Winter)'. Fräulein Barranius sang, von Frau Aschheim begleitet, Schubertlieder. Im April sprach Prof. Happach über 'Karl August und Goethe in den ersten Jahren ihrer Freundschaft', der Mai-Vortrag, vom gleichen Redner geboten, erläuterte 'Shakespeares Einfluß auf Goethe'. Im Oktober führte Prof. Happach die Hörer in 'Goethes dichterische Sprachform' ein. Im November sprach Lehrer Roßberg, Mitglied der Ortsgruppe, über 'Goethe und die Musik'. Der wohlgeschulte Chor des Redners bewies feines Eingehen auf Goethische Gedankenwelt; Opernsänger Worlitschek brachte besonders alte Kompositionen Goethischer Lieder formvoll zu Gehör. Das Thema des Weihnachtsvortrags, den Prof. Happach bot, lautete: 'Über neue Goethe-Bücher'. Der Abend im Januar führte die zahlreichen Hörer an Prof. Happachs Hand nach Italien: 'Goethes Italienische Reise' war das Thema. An der Tagung der Goethe-Gesellschaft nahmen, wie üblich, verschiedene Mitglieder der Ortsgruppe teil und füllten ihr Herz wieder mit Liebe und Kraft zum Werk.

Die Zahl der Mitglieder beträgt 63, in Anbetracht der schweren Lage eines großen Teils der Chemnitzer Bevölkerung gewiß erfreulich. Die Abmeldungen konnten durch Werbung neuer Mitglieder wieder wettgemacht werden.

3. Dessau. 1930, 1. Nov.: Vortrag des Herrn Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Ziehen (Wiesbaden): 'Neuere Forschungen über Schlaf und Traum'. 1931, 21. Febr.: Aufführung des 'Urfaust' als Schattenspiel von Heinz Ohlendorf (Hannover). An beide Veranstaltungen im Festsaale des Messelhauses schloß sich ein geselliges Beisammensein der Mitglieder an. 16. Mai: Gedenkfeier in Wörlitz anläßlich der hundertjährigen Wiederkehr des Todestages Friedrich v. Matthissons (Ansprache am Grabe Matthissons vom Vorsitzenden der Ortsgruppe, Prof. Dr. Kießmann; Feier im großen Saale des Schlosses mit Rezitationen aus Matthissons Gedichten, Vortrag der 'Adelaide' und geselligen Veranstaltungen).

4. Hamburg. Die Ortsgruppe zählte am Ende des Berichtsjahres 141 Mitglieder, gegen 151 im Jahre 1929. Der Ortsgruppenvorstand war auch in diesem Jahre durch seinen 1. Vorsitzenden, Herrn Dr. Kleinschmidt, bei der Hauptversammlung in Weimar vertreten.

Zu den Vorbereitungen der Jahrhundert-Gedenkfeier des Todestages Goethes 1932 ist unsere Ortsgruppe von amtlicher Seite hinzugezogen worden. Unser Vorstand ist in den dazu eingesetzten Ausschüssen durch je drei Vorstandsmitglieder vertreten.

Der Antrag unserer Ortsgruppe, daß die Veranstaltungen aller Ortsgruppen der Goethe-Gesellschaft und ihre leitenden Persönlichkeiten (mit Anschriften) in jeder Ausgabe der 'Jahrbücher der Goethe-Gesellschaft' aufgeführt werden sollen, ist ohne jede Verhandlung nur dadurch, daß unser Vorsitzender in Weimar die Angelegenheit besprochen hat, angenommen worden.

Veranstaltungen 1931. Im Berichtsjahre haben wir uns dem neugegründeten Verbande für das Vortragswesen Niederdeutschlands als Mitglied angeschlossen. Am 8. Januar: Vortrag von Herrn Dr. Rud. Ibel (Hamburg) über: 'Klopstock und Goethe'; am 28. Februar: Vortrag von Herrn Prof. Dr. Scheidemantel (Weimar) über: 'Von der Esplanade zum Frauenplan'; am 7. März: Vortrag von Herrn Geheimrat Prof. Dr. O. Walzel (Bonn) über: 'Der deutsche Roman seit Goethe'; am 27. Oktober: Vortrag von Herrn Prof. Dr. R. Petsch (Hamburg) über: 'Die künstlerische Form von Goethes Elegien'; am 21. November: Vortrag von Herrn Prof. Dr. Lohmeyer (Cuxhaven) über: 'Parodien Goethes auf Lavater und Genossen'. Diese Vortragsabende wurden gemeinschaftlich mit den Ortsgruppen Hamburg des 'Deutschen Schillerbundes' und der 'Gesellschaft für Deutsche Bildung' abgehalten.

Durch unsere Symbiose mit der Ortsgruppe des 'Deutschen Schillerbundes' konnten unsere Mitglieder wieder zu sehr ermäßigten Preisen an von dieser veranstalteten Theateraufführungen und an einem Nietzsche-Abend teilnehmen.

5. Hannover. 27. August 1930: Goethe-Beethoven-Abend (Mitwirkende: Dr. Leonhard Blaß, Berlin, Frau Elsa Blaß-Rauschenbusch, Berlin). Der Vorsitzende sprach über den Sinn des Abends und berichtete über die Tagung der Goethe-Gesellschaft in Weimar und Erfurt. 25. Oktober 1930: Ausflug nach Marienrode bei Hildesheim zu den Egloffsteinschen Gräbern. Vortrag des Kirchenrats Dr. Walter Lampe (Hannover) über Julie von Egloffstein. 10. November 1930: Prof. Dr. H. H. Houben (Berlin): 'Goethe und seine Freunde Eckermann und Soret'; 10. Februar 1931: Prof. Dr. E. Horneffer (Gießen): 'Goethes Religion'; 2. März 1931: Vorlesung von Frau Lucie Matthias-Tronnier (Hannover): a) 'Trilogie der Leidenschaft', b) aus dem 'Werther'; 19. März 1931: Hölty-Feier; 24. März 1931: Oberstudiendirektor Geheimrat Dr. Hermann Schmidt (Hannover): 'Marianne v. Willemer, Goethes Suleika' (musikalische Darbietungen von Frau Vera Klapproth-v. Halle, Hannover, und Editha v. Kloeden, Hannover); 30. März 1931: Vorlesung von Frau Lucie Matthias-Tronnier (Hannover): Aus den Briefen von Goethes Mutter.

6. Königsberg. Im November 1930 veranstaltete der hiesige 'Goethe-Bund' im großen Saale der 'Stadthalle' einen Rezitationsabend, zu dem die Mitglieder der Ortsgruppe der Goethe-Gesellschaft in Weimar eingeladen waren. Dr. Ludwig Wüllner trug ausgewählte Szenen aus 'Faust' frei vor. Am 17. Januar 1931 hielt die Ortsgruppe im Sitzungssaale des Regierungsgebäudes eine Mitgliederversammlung ab, in der Prof. H. H. Houben (Berlin) einen Vortrag über 'Goethe und seine Freunde Eckermann und Soret' hielt.

7. Leipzig. Die für das Geschäftsjahr festgelegten vier Abende wurden durch nachfolgende Veranstaltungen bestritten. Es sprachen: Prof. Dr. A. H. Korff über: 'Deutschlands Anteil an der Weltdichtung'; Dr. Erich Ebermayer über: 'Die geistige und menschliche Situation der jungen Schriftstellergeneration'; Dr. Engelsmann über: 'Goethe und Beethoven'; Dr. W. Linden über: 'Nietzsche und das moderne Lebensgefühl'. Sämtliche Veranstaltungen konnten erfreulicherweise einen regen Besuch verzeichnen.

Die Mitgliederzahl hat gegen das vergangene Jahr einen außerordentlichen Rückgang zu verzeichnen. Umfaßte im Vorjahre die

Gesellschaft noch 191 Mitglieder, so beträgt in diesem Geschäftsjahr die Mitgliederzahl nur noch 138. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dieser außerordentliche Rückgang in erster Linie auf die wirtschaftlichen Verhältnisse zurückzuführen ist. Wieweit diese Entwicklung auf den Stand unserer Veranstaltungen drücken wird, kann heute noch nicht übersehen werden.

8. Magdeburg. In Magdeburg konnte wegen der allgemeinen Ungunst der Verhältnisse nur eine Veranstaltung zustande kommen: Dr. Linden (Halle) hielt einen Vortrag über 'Goethe als Naturforscher'.

9. Weimar. Die Mitgliederversammlung am 3. November 1930 nahm den Tätigkeits- und Kassenbericht des Vorstandes entgegen, aus dem hervorging, daß die Mitgliederzahl von 223 auf 209 gesunken ist (18 Abgänge, 4 Zugänge). Oberbürgermeister a. D. Dr. Donndorf und Sanitätsrat Dr. Vulpius berichteten über die Danziger Goethe-Woche, an der der 1. Vorsitzende als Ortsgruppenvertreter teilgenommen hatte. — Eine festliche Veranstaltung war dem Andenken der Frau Rat zu ihrem 200. Geburtstag gewidmet. Man hatte hierzu den Saal des Wittumspalais nicht nur um des unvergleichlichen Reizes willen gewählt, den er im Kerzenschimmer ausübt, sondern auch der freundlichen Beziehungen gedacht, die Frau Aja mit der Herrin des Hauses einst verbunden hatten. Der Redner des Abends war Professor Dr. W. Deetjen; Gertrud Treßnitz (Berlin) las aus den Briefen der Frau Rat und Anneliese Petrich (Nationaltheater Weimar) sang zur Laute Goethe-Lieder. Ein Bedürfnis zu weiteren Veranstaltungen lag nicht vor, da viele Mitglieder sich an den Frankfurter Goethe-Tagen beteiligten und gern auch dem Ruf nach Ilmenau Folge leisten.

Auch der Wiener Goethe-Verein ließ uns dankenswerterweise durch unser Vorstandsmitglied Baron v. Weckbecker einen Tätigkeitsbericht zugehen, dem folgendes entnommen wird.

Vorträge wurden acht abgehalten, und zwar: 25. Oktober 1930: Dramaturg des deutschen Volkstheaters in Wien Dr. Herbert Furreg: 'Zur Dramaturgie klassischer Dramen'; 22. November: Charlotte Aßmuß: 'Die Vorläufer Fausts'; 13. Dezember: Gymnasialdirektor Dr. Artur Petak: 'Goethe und die Mittelschule'; 7. Januar 1931: Kirchenrat Prof. Dr. Robert Zilchert (Prag): 'Goethe als geistiger Führer der Gegenwart'; 21. Januar: Sektionsrat Dr. Kurt Thomasberger: 'Bibliophiles um Goethe'; 4. März: Dr. med. Otto Frankfurter: 'Von Klassiker-Autogrammen'; 6. Mai: Universitätsdozent Dr. Wolfg. Himmelbauer: 'Goethe als Botaniker'.

Das Goethe-Museum des Vereins erfuhr eine Umstellung.

Der Verein beteiligte sich an der von der 'Gesellschaft der Freunde der Nationalbibliothek' am 16. April 1931 veranstalteten Feier zu Ehren des 50. Geburtsfestes des Dichters Anton Wildgans. Da Frhr. v. Weckbecker als Präsident der genannten Gesellschaft die Ansprache an den Jubilar hielt, begrüßte er ihn auch namens des Wiener Goethe-Vereins. Dasselbe tat er auf Ersuchen des Präsidenten Petersen im Namen der Weimarer Goethe-Gesellschaft.

Schließlich sei noch erwähnt, daß der Ausschuß des Wiener Goethe-Vereins sich bereits eingehend mit den Vorbereitungen zu der in Wien zu veranstaltenden Jahrhundertfeier von Goethes Tod im Jahr 1932 beschäftigt. In Aussicht stehen vorläufig: eine Festversamm-

lung, ein Festakt vor dem Goethe-Denkmal, eine große Goethe-Ausstellung (gemeinsam mit der Nationalbibliothek und der Kunstsammlung Albertina), eine Festaufführung der beiden Teile des 'Faust' im Burgtheater, eine Reihe anderer Theater- und Konzertaufführungen, die Herausgabe einer bildgeschmückten Festschrift und einer kleinen Denkschrift für die Mittelschüler Österreichs. Voraussichtlich wird der 22. März 1932 in Österreich als Schulfeiertag erklärt werden.

## Rechnungsabschluß für 1930

### Einnahmen:

| | | |
|---|---|---|
| 3 885.68 | *RM* | Gewährschaft vom Jahre 1929. |
| 1 500.00 | „ | Bestand des Wirtschaftsfonds. |
| 53 049.39 | „ | Jahresbeiträge und Spenden der Mitglieder. |
| 2 490.10 | „ | Erlös aus früheren Veröffentlichungen. |
| 4 412.87 | „ | Zinsen. |
| 168.58 | „ | Insgemein. |
| 65 506.62 | *RM.* | |

### Ausgaben:

| | | |
|---|---|---|
| 15 503.34 | *RM* | für das 'Jahrbuch' Band 16. |
| 12 800.35 | „ | für die 'Schrift' Band 43. |
| 917.76 | „ | Vorauszahlungen für spätere Veröffentlichungen usw. |
| 1 500.00 | „ | für die Bibliothek der Goethe-Gesellschaft. |
| 4 700.00 | „ | Beitrag zur Verwaltungsgemeinschaft für das Goethe- und Schiller-Archiv. |
| 1 569.39 | „ | sonstige Zuwendungen (Goethe-Nationalmuseum, Landesbibliothek usw.). |
| 154.25 | „ | Grabpflege und Beiträge an Vereine. |
| 1 800.00 | „ | Zuwendungen und Ehrengaben an Personen. |
| 9 086.96 | „ | Gehälter und Aufwand der Geschäftsstelle einschließlich Porto. |
| 2 257.12 | „ | sonstige Verwaltungskosten. |
| 4 648.43 | „ | für die Hauptversammlung. |
| 9 069.02 | „ | Überweisung an das Kapitalkonto. |
| 1 500.00 | „ | Rückstellung des Wirtschaftsfonds. |
| 65 506.62 | *RM.* | |

### Vergleich:

| | |
|---|---|
| Die Einnahmen betragen . . | *RM* 65 506.62. |
| Die Ausgaben betragen . . | *RM* 65 506.62. |
| | *RM* —.—. |

Das Kapitalvermögen beträgt nach dem Kursstand vom 31. Dezember 1930 *RM* 62 742.74.

## Bericht über die Bibliothek der Goethe-Gesellschaft, die Goethe-Anstalten und die Dornburger Schlösser

Das Goethe- und Schiller-Archiv hat seine Ordnungsarbeiten weitergeführt. Der Rest der Briefe an Goethe wurde registriert. Die Korrespondenz Goethes mit seiner Familie und die der einzelnen Familienmitglieder untereinander und mit Fremden ist gefolgt. Zur Zeit

wird die Korrespondenz August v. Goethes aufgenommen. Ferner wurden die Haushaltakten Goethes, die amtlichen Akten August v. Goethes und der Nachlaß des Tiroler Dichters Adolf Pichler geordnet.

Die Arbeiten in der Bibliothek sind ebenfalls weiter fortgeschritten. Die Bestände haben sich nicht unerheblich vermehrt. Der große Zuwachs aus der Stiebelschen Verlassenschaft wird allmählich aufgearbeitet. Neben den Verfasserkatalog tritt nunmehr ein wirkl cher Sachkatalog. Die Lücken werden weiter zurückverfolgt, und ein Desideratenkatalog sichert eine allmähliche Auffüllung. Wir haben uns bei der Vermehrung der Bestände wiederum der freundlichen Unterstützung von Autoren und Verlegern zu erfreuen gehabt. Mehr als 150 Schenkungen sind eingegangen. Die Namen der Spender, denen an dieser Stelle herzlich gedankt sei, werden unten folgen. Mit den Mitteln der Goethe-Gesellschaft sind für ihre Bibliothek rund 300 Werke angekauft worden.

Die Vermehrung der Handschriftenbestände war im vergangenen Jahre schwächer als sonst, weil erst gegen Ende des Etatjahres die Zuwendung des Reichsministeriums des Innern zur Verfügung stand. Erworben wurden: zwei Briefe Schillers, ein unbekanntes Schreiben des Barons v. Merian an Goethe, zwei Briefe der Ottilie v. Goethe, vierzig Schreiben der Sophie v. Schardt an Eduard Mounier, ein Brief Hebbels und die Handschrift eines Goethischen Gedichtes.

Durch Schenkung gingen ein: zwei Briefe Ottiliens (Frau Kammergerichtspräsident v. Staff, Berlin), ein Stammbuchblatt von Christiane Vulpius (Geh. Studienrat Frerichs, Oldenburg), ein Schillerbrief (Verlag Hermann Böhlaus Nachf.), eine Gerstenbergsche Schillerfälschung (übersandt von Prof. Dr. Karl Friedrich Schreiber, New Haven, im Auftrage von Dr. H. W. Wootton, New York), neununddreißig Briefe, zumeist an Espérance Sylvestre (Frl. Mia Schwartz, Emmishofen, Thurgau). Die 'Deutsche Schillerstiftung' überwies den handschriftlichen Nachlaß des Tiroler Dichters Richard Bredenbrücker.

Zur wissenschaftlichen Benutzung wurden vorgelegt Bestände der Nachlässe von Reuter, Kanzler v. Müller, Johann Kaspar Goethe, Freiligrath, Zelter, Julius Mosen, Otto Ludwig, Johannes Falk, Bertuch, Mörike, Ottilie v. Goethe, Julius Rodenberg und Pichler; ferner Handschriften und Briefe von Kant, Runge, Wilhelm v. Humboldt, Lichtenberg, Carus, Wieland, Rochlitz, Berthold Auerbach und anderen.

Für umfangreiche Arbeiten zu den Themen: 'Goethe und Amerika', 'Goethe und England', 'Die Engländer um Goethe in Weimar' wurden die gesamten Bestände über das ganze Jahr hin benutzt. Soweit es die Bestimmungen erlaubten, wurde Material an fünfzehn Archive und Bibliotheken außerhalb Weimars verliehen.

Geschenke brachten dar:

1. Buchverleger und Autoren: Prof. Dr. Bäumer (Anklam); Dr. Jakob Baxa (Wien); Dr. Alfred Bergmann (Weimar); C. Bertelsmann (Gütersloh); Prof. Dr. E. Beutler (Frankfurt a. M.); Dr. Louis Bobé (Kopenhagen); Hermann Böhlaus Nachf. (Weimar); Deutsches Verlagshaus Bong & Co. (Berlin); Gustav Bosse Verlag (Regensburg); Hofbuchhandlung Brückner & Renner (Meiningen); Rittmeister a. D. Helmut Brussatis (Zittau); Otto Erich Deutsch (Wien); Deutsche Buchgemeinschaft (Berlin); Eugen Diederichs Verlag (Jena); Landgerichtsrat Raimund Eberhard (Schwerin); Dr. Kurt Karl Eberlein (Berlin); Dr. Erich Ebstein (†) (Leipzig); Götz Eisenhart-Saur (Bielefeld); Geheimrat Prof. Dr. Max Förster (München); Dr. W. Frels

(Leipzig); Gebauer-Schwetschke (Halle); Oberstudienrat und Konrektor Dr. Martin Gebhardt (Dresden); Wissenschaftliche Gesellschaft für Literatur und Theater (Kiel); Dr. Anton Gnirs (Ellbogen bei Karlsbad); Goethe-Nationalmuseum (Weimar); Dr. Rudolf Göhler (Dresden); Henry Guenser (Millau/Aveyron); Fräulein Rosa Hagen (Emmendingen); Herderinstitut (Riga); Dr. Carl Sigismund Hilbert (Weimar); Bürgermeister Dr. Hirschmann (Marktredwitz); Ferdinand Hoesick (Warschau); Geheimrat Dr. A. Hoffmann (Breslau); Stadtarchivar Friedrich Hoppe (Naumburg); Dr. Fritz Adolf Hünich (Leipzig); Insel-Verlag (Leipzig); Dr. Walter Jablonski (Charlottenburg); T. D. Jones (Cambridge); Verlag Niels Kampmann (Freiburg i. B.); Hans Kasten (Bremen); Prof. Dr. Anton Kippenberg (Leipzig); Paul Alexander Kleimann (Hamburg); Dr. Gisbert Klingemann (Marburg); Dr. Franz Koch (Wien); Koehler & Amelang Verlag (Leipzig); Dr. Fritz Kohl (Leipzig); Dr. Willy Krogmann (Rostock); Prof. Dr. A. Largiader (Zürich); Pastor Lennep (Plön); Hans Lenz (Reykjavik); Archivar Dr. A. Lindner (Crimmitschau); Verlag Ed. Lintz (Düsseldorf); Dr. med. Carl Haeberlein (Bad Nauheim); Georg Lobe (Leipzig); Dr. Hermann Luckenbach (Heidelberg); Arthur v. Oertzen (Potsdam); Dr. Orend Misch (Hermannstadt); H. J. Paris Verlag (Amsterdam); Friedrich Perthes A.-G. (Gotha); Prof. Dr. Robert Petsch (Hamburg); Dr. Leon Polack (Den Haag); Dr. Hermann Priebe (Berlin-Grunewald); Propyläen-Verlag (Berlin); August Puringer (Künigsberg); Quelle & Meyer Verlag (Leipzig); Alice Raphael (Ms. Eckstein) (New York); Reale Accademia d'Italia (Rom); Prof. Dr. A. Rode (Altona-Rissen); Dr. Elias Rosenberg (Berlin-Wilmersdorf); Sächs. Staatstheater (Dresden); Prof. Dr. E. Scheidemantel (Weimar); Prof. Dr. Julius Schiff (Breslau); Schlaraffia (Francofurta); Prof. Dr. C. F. Schreiber (New Haven); Dr. Werner von der Schulenburg (Ascona); Pfarrer Fr. Schwarz (Kirchentellinsfurt bei Tübingen); Senat der Freien Stadt Danzig; Dr. Julius Steinberger (Göttingen); B. G. Teubner (Leipzig); Dr. Konrad Toeche-Mittler (Berlin); Dr. Valerian Tornius (Leipzig); Geh. Regierungsrat Dr. A. Trendelenburg (Berlin); Vilhelm Trydes Buchhandlung (Kopenhagen); Ullstein-Verlag (Berlin); Verlagsbuchhandlung Alfred Unger (Berlin); Prof. Dr. H. L. Urlichs (München); Dr. Johannes Urzidil (Prag); Postsparkassenrat Béla Vécsei (Budapest); Stadtbibliothekar Adolf Völker (Offenbach); Geheimrat Dr. Ernst Volkmann (Zoppot); Geheimrat Dr. Ludwig Volkmann (Leipzig); Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag (Berlin-Charlottenburg); Dr. Hugo Vollrath (Leipzig); Sanitätsrat Dr. W. Vulpius (Weimar); Prof. Dr. Hans Wahl (Weimar); Verlag J. J. Weber (Leipzig); Dr. Rudolf Zaunick (Dresden); Studienrat Emil Zeißig (Oschatz); Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte (Leipzig); Bücherei der Zeiß-Werke (Jena).

2. Zeitungen und Zeitschriften: Alt-Frankfurt (Frankfurt a. M.); Arbeiter-Zeitung (Wien); Augustinusverein (Düsseldorf); Bamberger Blätter für fränkische Kunst und Geschichte (Bamberg); Bayrische Staatszeitung (München); Julius Beltz (Langensalza); Die Bergstadt (Breslau); Berliner Börsenzeitung (Berlin); Berliner Tageblatt (Berlin); Der Bund (Bern); Georg D. W. Callwey (München); Chemie G. m. b. H. (Berlin); Moritz Diesterweg (Frankfurt a. M.); Deutsche Allgemeine Zeitung (Berlin); Deutscher wissenschaftlicher Verein (Buenos Aires); Deutsches Ausland-Institut (Stuttgart); Deutsche Tageszeitung (Berlin); Deutsche Verlagsanstalt (Stuttgart);

Deutsche Zeitung (Berlin); Deutsch-ungarisches Heimatblatt (Budapest); Dresdener Anzeiger (Dresden); L. Düringhofer (Berlin); Elsaß-Lothringer Heimatstimmen (Berlin-Charlottenburg); Fischer & Schmidt (Stettin); Frankfurter Nachrichten (Frankfurt a. M.); E. Gerdes (Berlin); Germanic Review (New York); Gießener Anzeiger (Gießen); Goetheanum (Stuttgart); Greiner & Pfeiffer (Stuttgart); De Gruyter & Co. (Berlin); Hamburger Stadttheater (Hamburg); Harzer Graphische Kunstanstalt (Wernigerode); Carl Heymann (Berlin); Hochwart (Eisenach); Höhere Bundes-Lehranstalt und Bundes-Versuchsstation für Wein-, Obst- und Gartenbau (Klosterneuburg); Hoehlsche Buchdruckerei (Hersfeld); Insel-Verlag (Leipzig); Israelitische Religionsgemeinde (Leipzig); Kasseler Post (Kassel); Kölnische Zeitung (Köln); Kreuz-Zeitung (Berlin); Kühn-Verlag (Weimar); Loge „Latonia" (Reichenberg); Literarische Welt (Berlin); Magdeburgische Zeitung (Magdeburg); Markgräfler (Lörrach-Baden); Felix Meiner (Leipzig); Alfred Metzner (Berlin); J. C. B. Mohr (Tübingen); Münchener Neueste Nachrichten (München); Münchener Zeitung (München); Der Nachen (Wien); Neue Badische Landeszeitung (Karlsruhe); Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung (Berlin); Neue Schweizer Rundschau (Zürich); Neues Tagblatt (Stuttgart); Neues Wiener Tagblatt (Wien); Die Neue Zeit (Neu-Ulm, Minn., U. S. A.); Der Neue Weg (Berlin); Neue Zürcher Zeitung (Zürich); Nürnberger Zeitung (Nürnberg); Ostdeutsche Monatshefte (Berlin); Ph. Reclam jun. (Leipzig); Saarbrücker Zeitung (Saarbrücken); Moritz Schauenburg (Lahr); August Scherl (Berlin); Schlesische Monatshefte (Breslau); Schleswig-Holsteiner Bund (Kiel); Schwäbischer Merkur (Stuttgart); Slavistische Schulblätter (Prag); Spaet & Linde (Berlin); Julius Springer (Berlin); Staatsanzeiger für Württemberg (Stuttgart); Städtische Bühnen (Frankfurt a. M.); Stuttgarter Zeitungsverlag (Stuttgart); Tagebuch (Berlin); Thüringisch-Sächsische Zeitschrift für Geschichte und Kunst (Halle); Volksvereins-Verlag (München-Gladbach); Vossische Zeitung (Berlin); Wächter-Verlag (Graz); Franz Westphal (Lübeck); Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig).

Das Goethe-Nationalmuseum hat im vergangenen Jahre seine Ordnungsarbeiten weitergeführt mit dem praktischen Ergebnis, daß nunmehr der Druck des Katalogs der Bibliothek Goethes begonnen wird, um das an 30 Bogen starke Werk im Jahre 1932 vorlegen zu können. Ganz aus eigener Kraft werden wir jedoch den umfangreichen Druck nicht sichern: die Germanische Sektion der 'Modern Language Association of America' hat auf Vorschlag des Herrn Professor Frederick W. J. Heuser (New York) einen Druckzuschuß zur Verfügung gestellt. Auch der erste Band der Reihe 'Goethes Sammlungen', umfassend die deutschen Meister, wird, bearbeitet von Dr. Schilling vom Städelschen Kunstinstitut in Frankfurt, noch rechtzeitig im Centenarjahr erscheinen. Hoffen wir, daß sich weitere Bände rasch anschließen. Der Band wird den Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft auf dem Wege der Subskription angeboten werden, die Mitglieder der 'Vereinigung der Freunde des Goethehauses' erhalten die Bände satzungsgemäß je nach der Preislage entweder unentgeltlich oder zu ermäßigtem Preise, wie alle Bücher, die ausdrücklich mit Unterstützung des Goethe-Nationalmuseums erscheinen.

Das Goethe-Nationalmuseum hat im vergangenen Jahre seine Erwerbsmittel auf Ergänzung der Sammelabteilungen 'Bildnisse von Zeitgenossen Goethes' und vor allem 'Goethestätten' verwendet und dabei nicht nur die Stichsammlung mit schönen Stücken bereichert,

sondern auch Klauersche Tonbüsten von Wieland, Musäus, Bode, Bertuch und Gellert erworben, Gemälde (Anna Amalia von Heinsius, Ernst August Constantin, wahrscheinlich von Löber), Miniaturen (Herzogin von Kurland, Erbgroßherzog Karl Friedrich), ein großes Brustbild: Goethes Schauspieler Oels als Hamlet, u. a. Eine Reihe von Persönlichkeiten des Goethekreises konnte in schönen Medaillen festgehalten werden. Die Abteilung 'Goethestätten', die bisher im Hintergrunde stehen mußte und nur im vergangenen Jahre für das Kapitel 'Altfrankfurt' reich ausgerüstet werden konnte, ist nunmehr durch zeitgenössische Stiche und Farbstiche von vielen deutschen, böhmischen, schweizerischen und italienischen Goethestätten reichlich aufgefüllt worden.

Mit den von der Goethe-Gesellschaft zur Verfügung gestellten Mitteln zweier Jahre konnte ein Ölbild Tischbeins erworben werden, darstellend den Maler selbst in Gesellschaft von Karl Phil. Moritz und Lord Hamilton, ferner das Bildnis der Silvie v. Ziegesar, das, bisher Kügelgen zugeschrieben, in Wirklichkeit von der Hand der Luise Seidler stammt.

Die Zuwendung des Reichsinnenministeriums, diesmal erst gegen Ende des Etatjahres eingetroffen, konnte den zeichnerischen und handschriftlichen Nachlaß des Baumeisters der Goethezeit Coudray einbringen und eine Reihe von Originalzeichnungen und wertvollen Stichen, die das Rom der Goethejahre zeigen.

Die Handzeichnungen Goethes wurden um drei unbekannte vermehrt, von denen eine die schönste der frühen Weimarer Landschaften überhaupt ist; die zweite ist eine Zeichnung zum 'West-östlichen Divan', die dritte ein Aquarell von Karlsbad, bei dem nach der Überlieferung auch Riemer als Kolorist beteiligt ist.

Die langgesuchten und zufällig wieder aufgetauchten neun Faustzeichnungen von Mila konnten den Sammlungen zugeführt werden; die Goethische Musikbibliothek wurde durch wertvolle Stücke bereichert. Diese Abteilung erhält jetzt einen genauen Katalog, so daß sie in Zukunft bequem zur Benutzung steht.

Für freundliche Spenden haben wir in diesem Jahre zu danken: Herrn Professor Rietschel (Würzburg) für drei Originalskizzen Rietschels zu seinem Goethe- und Schiller-Denkmal, Geh. Rat Professor Johannes Walther (Halle) für eine Alraune, ein einstiges Geschenk Goethes an Knebel, Professor Dr. Anton Kippenberg (Leipzig), Dr. Alfred Bergmann (Weimar), Karl Viol (Amsterdam), Dr. Rudolf Fischer (Steglitz), Dr. Streitberger (Pößneck), Johannes Bartholmes (Frankfurt a. M.), Frau Hofrat Suchier (Reichenbach), Frau Geheimrat Lehmann (Weimar), Fräulein Margarete Geibel (Weimar), Frau Geheimrat Helene Beneke (Marburg), Frau Eva Chamberlain, geb. Wagner (Bayreuth).

Durch Ausleihung von Material haben wir im vergangenen Jahre unterstützt die Danziger Goethe-Ausstellung, die Beireis-Ausstellung in Helmstedt, die Wilhelm Tischbein-Gedächtnis-Ausstellung in Oldenburg und die Dichter-Maler-Ausstellung in Schaffhausen.

In Dornburg haben wir uns im vergangenen Jahre auf allgemeine Erhaltungsarbeiten beschränken müssen, nachdem das Goethische Quartier und das Treppenhaus des Goetheschlosses wiederhergestellt waren. Die Bestrebungen unserer Kuratorin Katharina Kippenberg für Vogelschutz und Vogelsiedlung tragen bereits ihre Früchte.

Als Spender für Dornburg haben wir wiederum hier Herrn Rechtsanwalt Dr. Kähler (Kiel) zu nennen, neben ihm Herrn Rechtsanwalt Dr. Schönberg in Wien. Unser alter Dornburg-Freund Karl Viol (Amsterdam) hat es sich nicht nehmen lassen, abermals Blumensamen aus Holland zu schicken.

Wir hoffen, noch in diesem Jahre eine Kuratoriumssitzung abhalten zu können, und wünschen uns, daß es uns gelingen möge, die Mittel für die übrige Wiederherstellung des Goetheschlosses zusammenzubringen. Die im Jahre 1927 wiederhergestellten Gärten entwickeln sich gut.

Im Vordergrunde unserer Bestrebungen des vergangenen Jahres hat natürlich der Erweiterungsbau des Goethe-Nationalmuseums für 1932 gestanden. Trägerin dieses Anbaues ist trotz ihrem geringen Mitgliederstande die 'Vereinigung der Freunde des Goethehauses'. In einigen Tagen wird der Entwurf, den Professor Tessenow vorlegt, geprüft werden; sobald wie möglich werden wir alsdann mit dem Bau beginnen, über dessen Sinn und Zweck wir im vergangenen Jahre an dieser Stelle berichtet haben.

Die Finanzierung des Erweiterungsbaues hat sich äußerst schwierig gestaltet. Ein Zuschuß des Reiches, der bis vor kurzem eine Rolle spielte, hat sich leider nicht ermöglichen lassen, was angesichts des Centenarjahres sehr bedauerlich ist. Dagegen haben sämtliche deutschen Länder eine Lotterie zugelassen, die, 1931 und 32 gespielt, den Bau ermöglichen soll. Hier bedarf es nun der tätigen Mithilfe eines jeden Menschen, dem Goethe etwas bedeutet. Insbesondere sollte sich jedes Mitglied der Goethe-Gesellschaft diese Lotterie zur eigenen Sache machen. Die Losausgabe beginnt im September dieses Jahres für die erste, im Januar 1932 stattfindende Ziehung. Der Lospreis ist 1 *RM*.

Großen Dank sind wir dem Lande Thüringen schuldig: die Thüringische Regierung hat die erforderlichen Grundstücke durch Kauf an sich gebracht und die Mittel zur Ausmietung der Bewohner zur Verfügung gestellt. Auch verdanken wir ihr die Ermöglichung des Zwischenkredits, der uns in die Lage setzt, mit dem Bau zu beginnen. Für uns kommt es nun darauf an, Mittel für die Innenausstattung des Baues zu beschaffen und den Gang der Lotterie zu fördern. Wenn in unserem 60-Millionen-Volk nur 200 000 Menschen um Goethes oder des Gewinnes willen je zwei Lose oder 100 000 Menschen je 4 Lose nehmen, dann ist der Ertrag gesichert. Und man sollte meinen, daß dies angesichts der Hundertjahrfeier ohne Schwierigkeit zu erreichen sei. Bei Beginn des Losverkaufs werden wir nicht unterlassen, die Mitglieder der Goethe-Gesellschaft besonders auf die Lotterie hinzuweisen.

Hans Wahl.

# Die Danziger Goethe-Woche

(10. Deutschkundliche Woche in Danzig)
5. bis 10. Oktober 1930.

Der 'Deutsche Heimatbund Danzig' hat sich die Pflege deutscher Art und Sitte zur Aufgabe gesetzt, um den geistig-sittlichen Zusammenhang mit der deutschen Heimat aufrecht zu erhalten; als fördersamstes Mittel hierzu hat der gegenwärtige Leiter, Hermann Strunk, die jährig wiederkehrenden Deutschkundlichen Wochen ins Leben gerufen, deren zehnte dem Andenken Goethes gewidmet war und in Verbindung mit der Goethe-Gesellschaft in der Zeit vom 5. bis 10. Oktober veranstaltet wurde. Ihr Thema war: Goethe und der Osten. Es galt, der Bevölkerung des deutschen Ostens, vor allem den Bewohnern der vom Reiche losgerissenen Landschaften die Persönlichkeit des großen Dichters in Leben und Wirken als unverlierbar gemeinsames Gut eindringlich vor Augen zu stellen, dann aber auch, im Osten für die Goethe-Gesellschaft als die Bewahrerin des Goethischen Geisteserbes zu werben. Vorbereitet mit liebevollster Sorgfalt von Hermann Strunk und zahlreichen Mitarbeitern, unter denen sich Studienrat Hoffmann in unverdrossener Mühewaltung als Geschäftsführer den Dank aller Teilnehmer gesichert hat, ist die Danziger Goethe-Woche, wenngleich vom Wetter nur wenig begünstigt, von schönstem Erfolg gewesen.

## Der erste Tag (Sonntag, 5. Oktober).

Durch festliche Zusammenkunft der Gäste im Stadttheater wurde mittags (12 [30]) die Goethe-Woche eröffnet. Zur Einführung spielte die Kammermusikvereinigung des Theaterorchesters den ersten Satz des C-Dur-Streichquintetts von Schubert. Dann begrüßte Senator Strunk die Erschienenen. Ausgehend von jenem Vierzeiler, mit dem Goethe am 30. Januar 1814 die russische Kaiserin in Weimar begrüßt hatte:

Von Osten will das holde Licht
Nun glänzend uns vereinen,
Und schönre Stunden fänd' es nicht,
Als diesem Tag zu scheinen,

bezeichnete Strunk die Goethe-Woche als die Gelegenheit, nun umgekehrt Weimar nach dem Osten zu ziehen und in Würdigung der wachsenden Sehnsucht nach einer ausgeprägten Persönlichkeit das Bild eines erhabenen Geistes vorzuführen, der nach Romain Rollands Wort das überlegene Gleichgewicht innerer Gegensätze bedeutet, der als Prophet einer Weltliteratur unter den wechselnden Formen der Stämme und Völker das Ewig-Menschliche sucht und darstellt. Es folgte die Festrede, vom Präsidenten der Goethe-Gesellschaft Julius Petersen gehalten: 'Goethe und die deutsche Sprache' (abgedruckt oben S. 1—26). Der zweite Satz des Schubertschen C-Dur-Quintetts schloß die eindrucksvolle Feier würdig ab.

Am Abend (19[30]) fand im Stadttheater eine Festaufführung des 'Egmont' mit der Musik Beethovens statt.

Der zweite Tag (Montag, 6. Oktober).

Mittags um 12 Uhr wurde vor geladenem Publikum die Goethe-Ausstellung im Stadtmuseum, dem alten Franziskanerkloster, eröffnet. Präsident Petersen würdigte die Schau als ein köstliches Festmahl, das im ehrwürdigen Refektorium des Klosters dargeboten werde; Geheimrat Dr. Ernst Volkmann (Zoppot) kennzeichnete die Sammlung, dieses sein eigenstes Werk, das schöne Ergebnis eindringender Kenntnis und hingebender Sorgfalt, als den Bogen, der über der Basis Weimar-Danzig geschlagen worden sei, und dankte den öffentlichen Anstalten und einzelnen Sammlern, die in erfreulichem Wetteifer die Schaukasten mit auserlesenen Kostbarkeiten gefüllt hätten.

Die Ausstellung ist der Brenn- und Mittelpunkt der ganzen Goethe-Woche gewesen.[1]) Um Goethes Einwirkung auf die östlichen Kulturgebiete zu zeigen, waren hier Handschriften, Drucke, Bilder, Reliquien zusammengetragen, deren reiche Fülle sich unter Volkmanns zielsicherer Hand in vier Gruppen auseinandergelegt hatte: Goethe und Danzig, Goethe und Ostpreußen, Goethe und das Baltikum, Goethe und Polen; angegliedert war eine von dem polnischen „Verein für Wissenschaft und Kunst" zusammengebrachte Abteilung, die schon am Sonnabend, dem 4. Oktober, durch Professor Dr. Spiridion Wukadinovic (Krakau) mit einem Vortrag 'Goethe und Polen' eingeführt worden war. Ein sorgfältiger Katalog: 'Goethe und der Osten', verfaßt von Geheimrat Volkmann unter Mitwirkung des Direktors der Danziger Stadtbibliothek Dr. Friedrich Schwarz, macht die Früchte der wissenschaftlichen Tat dieser Danziger Goethe-Ausstellung für die kommende Zeit der Forschung nutzbar.

Am Nachmittag unterhielten sich in einem Rundfunkzwiegespräch, das auf die Sender Königsberg, Leipzig und Dresden übertragen wurde, die Herren Volkmann und Petersen über die Ausstellung im allgemeinen und über einzelne besonders wichtige Stücke derselben.

Der Fortgang des Nachmittags führte die Teilnehmer in die Aula der Technischen Hochschule Langfuhr, deren weiter Raum sich bis zum letzten Winkel mit einer Schar erwartungsvoller Hörer füllte (17 Uhr). Senator Strunk begrüßte die Erschienenen und dankte der Technischen Hochschule, die nun zum zehnten Male der Deutschkundlichen Woche Gastrecht in ihrem Festsaale gewähre; der Rektor der Hochschule, Professor Dr. Lienau, antwortete mit einem Willkommengruß und wies auf die Verbindungsfäden hin, die sich aus Goethes ausgebreitetem Lebenswerk auch in die Welt der Technik hinüberspinnen. Dann ergriff Professor Dr. Heinz Kindermann (Danzig) das Wort zu einem Vortrag: 'Goethes Menschendarstellung', der oben gedruckt ist S. 80—97.

Am Abend (20 Uhr) veranstaltete der Senat der Stadt Danzig einen Empfangsabend im festlich geschmückten Artushof, wo die Teilnehmer mit Bier und kaltem Imbiß bewirtet wurden. Senator Strunk hielt die Begrüßungsrede und führte an den Hörern die lange Reihe der Dichter und Künstler, der Philosophen und Naturforscher vorüber, die, in Danzig wirkend oder geboren, geeignet seien, der Stadt als einem Vorort geistigen Lebens den Ehrennamen eines „Weimar des

[1]) Sie ist bis zum 9. November sichtbar geblieben.

Ostens“ zu erwerben. Dann ließ Geheimrat Volkmann vor der Einbildungskraft alle jene Danziger Männer und Frauen erscheinen, die zu Goethe in nähere oder entferntere Beziehung getreten sind; was seine Ausstellung in sinnfälligen Zeugnissen vor die Augen des Leibes gebracht hatte, gewann vor der Erinnerung in seinen geistvollen, oft launigen Worten vertieftes Leben und inneren Zusammenhang. Dem Danke der Goethe-Gesellschaft für die herzliche Aufnahme, die sie im gastlichen Danzig gefunden, gab Präsident Petersen beredten Ausdruck. Er pries die Schönheit der alten, in vielen Schicksalsstürmen bewährten Hansastadt, die er ermahnte, auch in der jetzigen Not des Goethewortes eingedenk zu bleiben: „Allen Gewalten Zum Trutz sich erhalten, Rufet die Arme Der Götter herbei.“ Zum Schluß erläuterte Oberstudienrat Dr. Arno Schmidt (Danzig) die Erinnerungsmale des herrlichen Festsaales, die Zeugen einer ruhmvollen Vergangenheit.

### Der dritte Tag (Dienstag, 7. Oktober).

Am Vormittag (12 Uhr) hielt Landgerichtspräsident Dr. Zint (Stettin) in der Aula der Technischen Hochschule einen Vortrag: ‘Schopenhauers Goethebild’, in dem in feinsinniger Deutung nachgewiesen wurde, wie die Darstellung, die Schopenhauer von dem genialen Menschen gibt, bestimmt ist durch die Eindrücke, die er selbst einst von Goethe empfangen hatte.

Am Abend (20 Uhr) fand im Großen Saale des Zoppoter Kurhauses unter Leitung des Danziger Generalmusikdirektors Cornelius Kun und des Musikdirektors Paul Stange und unter Mitwirkung des Madrigalchores des Danziger Männergesangvereins ein Liederabend statt, der Goethische Dichtungen (Lieder, aber auch den Monolog der Stella aus ‘Stella’ IV. Akt 1. Szene) in Vertonungen neuzeitlicher Komponisten vorführte (Waldemar v. Baußnern, Georg Göhler, Ernst Křenek, Henri Marteau, Hans Pfitzner, Max v. Schillings, Hermann Zilcher).

### Der vierte Tag (Mittwoch, 8. Oktober).

Bei einem Ausflug nach Oliva gab das Collegium Musicum der Technischen Hochschule, nachdem unter Führung des Museumsdirektors Dr. E. Keyser die Sehenswürdigkeiten der Stadt (Kathedrale, Kloster, Museum) besichtigt worden waren, unter Leitung des Herrn Professor Frotscher im Saale des Olivaer Schlosses ein Morgenkonzert (‘Musik im Hause Goethes’), bei dem Goethes eigene Komponisten, Reichardt, Kayser, Zelter, die Herzogin Anna Amalia, zu Worte kamen.

Der Vormittag brachte sodann (12 Uhr) einen Vortrag von Professor Dr. Anton Kippenberg (Leipzig) in der Aula der Technischen Hochschule: ‘Der Wandel der Faustgestalt’, der, ausgehend von den dürftigen Nachrichten über den geschichtlichen Faust, in klarer Übersicht die große Linie ans Licht stellte, die durch allen Wechsel der Sage und der Volksbücher hindurch zum Goethischen Faust hinüberleitet.

Am Abend ($19^{30}$) bot das Danziger Stadttheater eine Aufführung des ‘Clavigo’.

### Der fünfte Tag (Donnerstag, 9. Oktober).

In der Aula der Technischen Hochschule sprach am Vormittag (12 Uhr) Eugen Kühnemann vor dichtgedrängter Zuhörerschaft über den ‘Zweiten Teil des Faust’. Dem Gang der Dichtung folgend, der

zu Unrecht das Vorurteil der Unverständlichkeit anhafte, entwickelte Kühnemann den Grundgedanken des ewigen Werkes: der Sinn des Menschenlebens ist die Tat, die soziale Tat, die in unermüdlichem Kampfe der Allgemeinheit Freiheit und Leben schafft. Der 'Faust' ist der Aufruf an Deutschland, aus dem Lande der Dichter und Denker hinauszuschreiten in das Land der Tatkraft.

Der Abend (19 [30]) vereinigte die Teilnehmer der Goethe-Woche im Hansasaal des Ratskellers zu einem letzten Beisammensein. Unter lebhaftem Beifall machte Präsident Petersen die Mitteilung, daß die Goethe-Gesellschaft Herrn Senator Strunk, dem zielsetzenden Ordner der Goethe-Woche, und Herrn Geheimrat Volkmann, dem Veranstalter und Leiter der Ausstellung, die Facius-Medaille verliehen habe. Oberbürgermeister a. D. Donndorf (Weimar) faßte den allgemeinen Dank noch einmal in warmempfundene Worte zusammen, die Größe des alten Danzig bewundernd, vertrauend auf eine glückliche Zukunft des neuen. Dr. Otto v. Petersen, Dozent am Herder-Institut in Riga, überbrachte die Grüße dieser Anstalt, des Geschichts- und Altertumsvereins und der Rigaer Goethe-Gesellschaft. Senator Strunk sprach ein Schlußwort: er dankte allen Mitwirkenden für ihre selbstlose Hilfe, vor allem dem Geschäftsführer der Goethe-Woche Herrn Studienrat Dr. Hoffmann, dem er in Anerkennung seiner umsichtigen Tätigkeit ein wertvolles Buchgeschenk überreichte.

Während der ganzen Dauer der Goethe-Woche war man darauf bedacht gewesen, den Besuchern die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu erschließen. Hatten die Gäste schon am Nachmittag des ersten Tages (5. Oktober) unter Führung des Oberspielleiters Hermann Merz die Waldbühne in Zoppot besichtigt, so war der Morgen des Mittwochs einem Ausflug nach Oliva, der des Donnerstags einer Fahrt durch den Hafen gewidmet gewesen; an den andern Tagen hatten die Oberstudienräte Dr. Schmidt und Dr. Rühle als kenntnisreiche Kenner und Künder der ruhmvollen Vergangenheit Danzigs eine aufmerksame Gefolgschaft durch die alten malerischen Gassen, durch Kirchen und Rathäuser geleitet. Und so fand denn die Goethe-Woche auch ihren Abschluß in dem Besuche des herrlichsten mittelalterlichen Baudenkmals in Westpreußen, der stolzen Feste des Deutschen Ordens, der Marienburg. Am Freitag, dem 10. Oktober, wurde um 7 [30] von Danzig abgefahren. In der Marienburg hielt Oberbaurat Dr. h. c. Schmid einen einführenden Vortrag: 'Goethe und die Marienburg'. Die Besichtigung der großartigen Baulichkeiten, die sich anschloß, konnte nur eilig geschehen, die meisten der Besucher schieden nur ungern von diesem machtvollen Zeugen deutscher Größe. Um 12 [22] führte der Eisenbahnzug die Gäste des Westens nach Berlin.

Die Wirkung der Goethe-Woche auch für die kommende Zeit zu sichern, sind wertvolle literarische Festgaben verteilt worden:

1. Goethe und der Osten. Katalog für die Ausstellung der Goethe-Woche in Danzig, Stadtmuseum im Franziskanerkloster. Oktober 1930. (Verfaßt von Ernst Volkmann mit Unterstützung von Friedr. Schwarz.)

2. Faksimile des Berichts des Ratsherrn Schröder vom Jahre 1669 über eine Aufführung des 'Faust' auf dem Danziger Jahrmarkt 'Domnik', herausgegeben von Friedr. Schwarz.

3. Ernst Volkmann, Chodowiecki und Goethe (Gabe des 'Deutschen Heimatbundes Danzig').

4. Chodowiecki in seiner Heimat Danzig. 16 Blätter aus Daniel Chodowieckis Künstlerfahrt im Jahre 1773. Den Teilnehmern an der Danziger Goethe-Woche 1930 zugeeignet vom Insel-Verlag. Mit Einleitung und Erläuterungen von Ernst Volkmann.

5. Goethe und der Osten. Heft 7 der 'Ostdeutschen Monatshefte', 11. Jahrgang, Oktober 1930 (Herausgeber Karl Lange). Mitarbeiter: Martin Donndorf, Ludwig Goldstein, Hermann Harder, Erich Jenisch, Heinz Kindermann, Anton Kippenberg, Eugen Kühnemann, Karl Lange, Otto v. Petersen, Friedrich Schwarz, Hermann Strunk, Ernst Volkmann, Hans Zint u. a.

Die Danziger Goethe-Woche hat ihren Zweck erfüllt. Dem deutschen Osten, der vor Zeiten tiefe Wellen seelischer Erneuerung nach Mittel- und Westdeutschland entsendet hat, ist dargetan worden, daß diese Wellen nicht erstarrt sind, daß vielmehr die Gedanken der Hamann, Herder, Kant, wie sie sich in Goethes Wesen und Werk zu geläuterter Harmonie verschmolzen haben, noch immer zu beweisen stark genug sind: die reinste Ausprägung eines geistig-sittlichen Idealismus sei das Erzeugnis der deutschen Seele.

Max Hecker.

# Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft vom 28.—31. Mai 1931.

Die Hauptversammlung des Jahres 1931 bedeutet insofern eine Neuerscheinung in der Geschichte der Gesellschaft, als sie sich auf zwei weit voneinander getrennten Schauplätzen abgespielt hat: in Weimar und in Frankfurt a. M. Die Geschäftliche Sitzung der Versammlung wickelte sich wie üblich in Weimar ab, der Festliche Teil wurde zwar auch mit Vortrag und künstlerischer Darbietung auf dem satzungsgemäß vorgeschriebenen Boden Weimars abgehalten, erfuhr aber eine steigernde Wiederholung in Goethes Vaterstadt.

## I. Weimar.

### Donnerstag, den 28. Mai 1931.

#### 1. Geschäftliche Sitzung.

Präsident Petersen eröffnete nachmittags 1/2 4 Uhr die im Saale der 'Armbrustschützengesellschaft' stattfindende Sitzung mit einer Begrüßung der versammelten Mitglieder und hieß namentlich willkommen Herrn Oberregierungsrat Dr. Jesinghaus als den Abgesandten der Thüringischen Regierung, Herrn Oberbürgermeister Dr. Mueller-Schlenkhoff als den Vertreter der Stadt Weimar und den aus Frankfurt erschienenen Stadtrat Dr. Michel. Wie in früheren Jahren durfte sich auch dieses Mal die Gesellschaft des Besuches zahlreicher Mitglieder aus dem Auslande erfreuen; aus Österreich und Böhmen, aus der Schweiz und aus Dänemark hatten sich treue Goethefreunde eingefunden. Die Goethe Society in New York hatte einen Drahtgruß gesendet; in Kyoto ist am 14. Mai eine japanische Goethe-Gesellschaft gegründet worden, die telegraphisch begrüßt worden ist. Aus Indien lag die Nachricht vor, daß auch dort die Jahrhundertfeier des Jahres 1932 festlich begangen werden wird; in Reykjavik auf Island haben deutsche Studenten den 'Urfaust' in isländischer Sprache aufgeführt.

Der Redner gedachte der Freunde, die im vergangenen Jahre der Tod abgerufen hat. Er nannte an erster Stelle das Ehrenmitglied der Gesellschaft, den früheren Direktor des Frankfurter Goethehauses Otto Heuer, ferner den Begründer und Leiter des Wielandmuseums in Biberach Reinhold Schelle, die Urenkelin Mariannens v. Willemer Frau v. Weißenthurn, Schriftstellerin in Wien, den englischen Germanisten C. H. Herford in Manchester, den nordamerikanischen Goetheforscher Julius Goebel.

Auch von freudigen Ereignissen konnte Meldung geschehen: Kommerzienrat Roderich Moritz, einer der Begründer der Gesellschaft und ihr erster Schatzmeister, hat seinen 80. Geburtstag gefeiert; den 70. hat Professor Julius Wahle, der frühere Leiter des Goethe- und Schiller-Archivs, begangen. Vor allem war der Blick auf die Danziger Goethe-Woche (siehe S. 209) zurückzulenken; den beiden Männern, die sich das meiste Verdienst um die wohlgelungene Ver-

anstaltung erworben haben, den Herren Senator Strunk und Geheimrat Volkmann, hat die Gesellschaft ihren Dank durch Verleihung der Facius-Medaille dargebracht.

Von der Vergangenheit wendete sich der Redner der Zukunft zu. Wiederum wird die Goethe-Gesellschaft nach auswärts gerufen: eben jetzt bei dieser Tagung nach Goethes Geburtsstadt, wo der 200. Geburtstag der Frau Rat gefeiert werden soll, und im August nach Ilmenau, wo man sich bereit macht, zum Gedächtnis an Goethes letzten Geburtstag — er hat ihn hier verbracht — ein würdiges Fest zu begehen. Daß trotz den Reisen der letzten Jahre Weimar die Heimat der Gesellschaft bleiben werde, wurde als selbstverständliche Pflicht bezeichnet; eben der Geist und Gedanke Weimars sei es, dem die Gesellschaft in ihren „Wanderjahren" in der Ferne ein weiteres Feld erschlossen habe.

Zu den künftigen Veröffentlichungen übergehend, teilte Präsident Petersen mit, daß das für das laufende Jahr ins Auge gefaßte Werk Niessens 'Faust auf der Bühne' für einen späteren Zeitpunkt zurückgestellt worden sei, daß statt seiner eine von Wolfgang Schottländer besorgte Ausgabe der autobiographischen Schriften Zelters zur Verteilung kommen werde. Im Gedenkjahr 1932 wird ein von Franz Koch verfaßtes Werk: 'Goethes Stellung zu Tod und Unsterblichkeit' ausgegeben werden.

Im Mittelpunkt des Jahres 1932 wird die Weimarer Weltfeier bei der 100. Wiederkehr des Todestages Goethes stehen; sie wird vom Palmsonntag bis zum 2. Osterfeiertag dauern. Präsident Petersen gab einen Vorbericht über die geplanten Veranstaltungen: auf der Weimarer Bühne werden die Theater von Berlin, Bochum, Dresden, München, Stuttgart, Wien mit je einer Festvorstellung den Manen des Dichters huldigen, das Weimarer Nationaltheater selbst wird die Reihe der Aufführungen mit beiden Teilen des 'Faust' abschließen. Eine Trauerfeier wird in der Fürstengruft, ein Festakt in der Stadthalle stattfinden. Hervorragende Ausländer werden sprechen. Der Erweiterungsbau des Goethe-Nationalmuseums wird eröffnet werden. Die Mittel zu diesem Bau aufzubringen, ist eine Lotterie bestimmt; den Mitgliedern der Gesellschaft fällt die Aufgabe zu, sich nach Kräften für den Verkauf der Lose einzusetzen. Der Ertrag wird auch der Volksspende für das Frankfurter Goethehaus zugute kommen. „Es geht am Ende doch nur vorwärts": mit diesem zukunftssicheren Goethewort beendete Petersen seine Ansprache.

Stadtrat Dr. Michel aus Frankfurt begrüßte die Versammlung im Namen Frankfurts und lud aufs neue zur Fahrt an das Grab der Frau Rat ein. Auch im Jahre 1932 hoffe Frankfurt bei seiner Gedächtnisfeier, die im Hinblick auf die Weimarer Osterwoche erst im August stattfinden soll, die Gesellschaft bei sich empfangen zu können.

Oberstudienrat Dr. Beyer forderte zur Teilnahme an der dreitägigen Ilmenauer Feier (August 1931) auf.

Oberbürgermeister a. D. Dr. Donndorf erstattete den Bericht über das abgelaufene 46. Geschäftsjahr (siehe S. 287), dem er Mitteilungen über die Tätigkeit der Ortsgruppen folgen ließ. Den Dank, den ihm für seine Mühewaltung Präsident Petersen aussprach, gab er an die Geschäftsstelle als treue Mithelferin weiter.

Bankdirektor Adlung trug die Jahresrechnung vor und erhielt Entlastung.

Professor Wahl gab Rechenschaft von dem Leben der klassischen Stätten und Anstalten (Goethe- und Schiller-Archiv, Goethe-Nationalmuseum, Dornburg, siehe S. 293). Von besonderer Wichtigkeit waren

seine Mitteilungen über den Erweiterungsbau des Goethe-Nationalmuseums, zu dem der Plan, von Professor Tessenow (Berlin) entworfen, in nächster Zeit geprüft werden würde und dessen Finanzierung mangels eines vom Reich erhofften Zuschusses durch eine Lotterie ermöglicht werden solle.

Von der Ortsgruppe Hannover lag als Ausfluß der allgemeinen Not der Zeit ein dreifacher Antrag, datiert vom 25. März 1931, folgenden Wortlauts vor:

1. Die Generalversammlung in Weimar wolle beschließen, daß nicht mehr wie bisher alljährlich ein 'Jahrbuch' und ein Band der 'Schriften' herausgebracht wird, sondern jedes der beiden Bücher ein um das andere Jahr, eventuell daß wenigstens die 'Schriften' der Goethe-Gesellschaft nur alle zwei Jahre erscheinen. Dafür ist der Jahresbeitrag auf 8,— bis höchstens 9,— *RM* zu ermäßigen.

2. Die Generalversammlung in Weimar wolle beschließen, daß die Mitglieder der Goethe-Gesellschaft, die in Ortsgruppen zusammengeschlossen sind, durch diese das 'Jahrbuch' und die 'Schriften' erhalten, und zwar mit einem Preisnachlaß (gleich dem sonst üblichen Buchhändlerrabatt) von 30 %. Die Ortsgruppen ziehen fortan die Jahresbeiträge für ihre Mitglieder ein und führen sie in zwei Jahresraten ab.

3. Der Vorstand der Goethe-Gesellschaft wolle ein Verzeichnis von geeigneten Rednern zusammenstellen, die bei den einzelnen Ortsgruppen zu der Jetztzeit angepaßten Preisen Vorträge zu halten bereit sein würden.

Staatsanwaltschaftsrat Dr. Max Döring, der Vertreter Hannovers, zog bei seiner Begründung der Anträge ihren zweiten sogleich zurück und gab dem ersten eine geänderte Fassung dahin, daß, wenn die Verträge und Bindungen, die für die nächsten Jahre eine Minderung der Veröffentlichungen nicht gestatten, erledigt sein werden, der Vorstand mit allen Mitteln dahin wirken solle, daß möglichste Herabsetzung des Mitgliederbeitrags erreicht werde.

Präsident Petersen erwiderte: der Versuch, eine Rednerliste für die Ortsgruppen aufzustellen, wie es Antrag 3 fordere, sei früher schon einmal gemacht worden und ergebnislos geblieben, doch wolle der Vorstand noch einmal ein solches Verzeichnis aufstellen. Was die Senkung des Beitrags angehe, so sei es seit lange das Bemühen des Vorstandes, im Hinblick auf die Bedrängnis der Zeit den Beitrag wenigstens auf die alte Höhe (*M* 10) zurückzuführen; aber eine Senkung des Beitrags sei nicht ohne Senkung der Leistungen möglich. Daß das 'Jahrbuch' Jahr für Jahr erscheine, sei notwendig; es könne allenfalls erwogen werden, seinen Umfang zu beschränken. Um die Kosten der 'Schriften' zu vermindern, werde im Vorstand erwogen, häufiger Faksimiledrucke herauszubringen; doch sei vorläufig bis zum Jahre 1933 der Inhalt der Bände durch Verträge mit den Bearbeitern festgelegt.

Auch Oberstudienrat Ewald (Frankfurt a. M.) hielt es für erforderlich, daß das 'Jahrbuch' als ein für das innere Leben der Gesellschaft unentbehrliches Mitteilungsorgan alljährlich ausgegeben werde; dagegen könnten die 'Schriften' unter Umständen nur alle zwei Jahre erscheinen.

Staatsanwaltschaftsrat Dr. Döring erklärte sich von den Ausführungen des Präsidenten befriedigt und verzichtete auf eine Abstimmung über die Anträge seiner Ortsgruppe.

Nunmehr brachte Dr. Donndorf den Antrag des Vorstandes ein, den Jahresbeitrag für 1931 wiederum auf 12,— *RM* festzusetzen; die Versammlung stimmte ohne Widerspruch zu.

Präsident Petersen bat um Genehmigung des Vorstandsbeschlusses, Herrn Professor Dr. Julius Wahle, dem hochverdienten und allbeliebten früheren Archivar und Leiter des Goethe- und Schiller-Archivs, die Ehrenmitgliedschaft zu erteilen; unter freudigem Beifall sprach die Versammlung ihr Einverständnis aus.

Es folgten einige Mitteilungen der Herren Donndorf und Michel, die zumeist die Reise nach Frankfurt betrafen, worauf Präsident Petersen unter erneuten Dankesworten die Geschäftliche Sitzung schloß.

### 2. Vortrag und Konzert im Deutschen Nationaltheater.

Abends ½8 Uhr eröffnete Professor D. Dr. Hans Joachim Moser, Direktor der Staatlichen Akademie für Kirchen- und Schulmusik zu Berlin, die Festversammlung im Nationaltheater durch den oben S. 261 abgedruckten Vortrag: 'Goethe und die neuere Musik'. Das folgende Konzert, geleitet von Generalmusikdirektor Dr. E. Praetorius, bestand aus Kompositionen neuzeitlicher Tondichter nach Goethischen Werken; das Programm ist oben (S. 281) mitgeteilt worden.

Es wirkten mit: Herr Professor Dr. Moser; die Damen Bergmann-Reitz, L. Schmidt und Welz, die Herren Mang und Heerdegen vom Deutschen Nationaltheater; Chor und Orchester des Deutschen Nationaltheaters, Weimarer Neuer Gemischter Chor.

## II. Frankfurt.

### Freitag bis Sonntag, 29. bis 31. Mai 1931.

Am 19. Februar 1931 war zum zweihundertsten Male der Tag wiedergekehrt, an dem vor Zeiten Frau Katharina Elisabeth Goethe, des Dichters fröhlich-liebenswürdige Mutter, Frau Aja, geboren worden war; das Gedächtnis ihrer weltbekannten Tochter zu ehren, hatte die Stadt Frankfurt eine Feier gerüstet, zu der sie die Goethe-Gesellschaft eingeladen hatte. In mühevoller Arbeit, Hand in Hand mit der Weimarer Geschäftsstelle, war das Fest vornehmlich von Herrn Stadtrat Dr. Max Michel vorbereitet worden; über 500 Gäste haben daran teilgenommen.

### Der erste Tag (Freitag, 29. Mai).

In vier Eisenbahnwagen, die dem fahrplanmäßigen D-Zug angehängt waren, fuhren etwa 200 Mitglieder der Gesellschaft, darunter 30 in Weimar einheimische, 12 27 von Weimar ab, um gegen 5 Uhr in Frankfurt einzutreffen; in vorbereiteten Quartieren fanden sie behagliche Unterkunft. Die Veranstaltungen begannen um 20 Uhr im Frankfurter Schauspielhaus mit einer von dem Intendanten Dr. Alwin Kronacher neu eingerichteten Festvorstellung des 'Clavigo', die bei

aller gewollten Gedämpftheit des Tones den Sturm- und Drang-Gehalt des Trauerspiels zu eindrucksvoller Wirkung brachte. Nach dem Theater versammelte man sich in dem großartigen, durch ruhmvolle Vergangenheit geweihten Kaisersaale des 'Römers', wo Herr Oberbürgermeister Dr. Ludwig Landmann die Erschienenen begrüßte. Der Redner wies auf den reichen Erinnerungsschatz hin, den Goethe wie von dieser Stätte im besonderen, so von seinem Geburtsort überhaupt ins Leben und nach Weimar mitgenommen habe; er, der ein guter Weimaraner geworden, sei immer ein guter Frankfurter geblieben. Diese höhere Einheit sei zu bewahren, wenn im Jahre 1932 Goethes hundertster Todestag begangen werden würde; sie sei auch in diesen Tagen wirksam, da es gelte, den Geburtstag seiner Mutter zu feiern. Den herzlichen Willkommengruß beantwortete Präsident Petersen mit gleich herzlichem Danke. Er führte aus, wie die Goethe-Gesellschaft freudig bereit sei, getreu den Worten, mit denen im Jahre 1830 ihr Dichter ein Geburtstagsgeschenk seiner Vaterstadt erwidert hatte, den Frohsinn Frankfurts in diesen Tagen dankbar mitzugenießen. Die scheinbare Nebenbuhlerschaft Frankfurts und Weimars sei nur eine Polarität in Goethischem Sinne, die sich in erhöhter Wirksamkeit auflöse; aus ihr erhebe sich ein Bild der deutschen Einheit, die alle Gegensätze in sich vereinige. Dem festlichen Empfang folgte ein Beisammensein in den 'Römerhallen', wo man bei Bier und Imbiß eine Stunde zwanglos-angeregter Geselligkeit verleben durfte.

Der zweite Tag (Sonnabend, 30. Mai).

Die verfrühte Sommerhitze, die bisher über der diesjährigen Tagung der Gesellschaft geruht hatte, war am Morgen durch ein heftiges Gewitter zu willkommener Kühle gemildert worden; noch ging ein leichter erfrischender Regen nieder, als sich um 10 Uhr eine andächtige Zuhörerschaft zur Gedächtnisfeier an Frau Ajas Grab auf dem alten Peterskirchhof zusammenfand. Ein Bläserensemble der Orchesterklasse von Dr. Hochs Konservatorium leitete unter Führung des Herrn Hermann v. Schmeidel die Festhandlung durch Mozarts Divertimento Nr. 12 Es-Dur ein. Dann trat Präsident Petersen vor, um in bewegter und bewegender Rede die Mutter des Dichters zu preisen, die, ein unerschöpflicher Born heiterer Güte, nicht nur dem eigenen Sohne, sondern vielen andern Menschenkindern eine Mutter geworden sei, die als lebendig gewordener Inbegriff der Mütterlichkeit sich des fröhlichen Kinderspielplatzes erfreuen würde, der ihrer Grabhalle nun benachbart ist. Und wie auf jenem Bilde Correggios in der Dresdener Gallerie die Mutter von dem Lichte ihres Sohnes angestrahlt werde, so Frau Aja von dem Glanze, der von Wolfgang Goethe ausgehe; so bleibe sie lebendig in ihrer Unmittelbarkeit, ihrer Lebensfreude und Lebensfrische. „Nemt, frouwe, disen kranz", mit diesen Worten Walthers von der Vogelweide legte der Redner abschließend den Kranz der Goethe-Gesellschaft nieder, ein Frühlingsgewinde aus vielfarbigen Rosen; die blau-silberne Schleife trug die Inschrift: „Stets heiter und froh und den andern das Gleiche gönnend." Mozarts Divertimento Nr. 13 F-Dur gab der Huldigung stimmungsvollen Ausklang.

Um 11 Uhr begann im dichtgefüllten Kaisersaal des 'Römers' die Festsitzung mit der Ouvertüre zu Mozarts 'Zauberflöte', die durch Mitglieder des Städtischen Orchesters unter Leitung Helmut Seidelmanns in höchster Kunstvollendung gespielt wurde. Den Festvortrag hielt Friedrich Gundolf über das Thema: 'Goethes Kindheit'; es ist wohl das letzte Mal gewesen, daß dieser hervorragende Mann,

gleich bedeutend als Forscher wie als Darsteller, ein Gelehrter von umfassendem Wissen und ein Deuter von zartester Einfühlungsfähigkeit, öffentlich gesprochen hat. Seine Rede, in treffender Charakterisierung und geistig-seelischer Durchdringung ein Meisterwerk, riß die entzückte Versammlung zu begeistertem, langanhaltendem Beifall hin.[1]) Würdigen Abschluß fand der Vormittag in Beethovens 'Egmont'-Ouvertüre.

Nach gemeinsamem Mittagessen, das die einen im 'Schwarzen Stern' (Römerberg), die andern im 'Ratskeller' einnahmen, wurden um 15 Uhr die Autobusse bestiegen, die vom Römerberg aus die Schar der Fremden zu den Frankfurter Goethe-Erinnerungsstätten trugen. Die Fahrt führte vorbei an dem Sterbehause der Frau Rat (Roßmarkt), vorbei an des Dichters Geburtshaus, hinüber nach Sachsenhausen, wo auf der Höhe das einfach-trauliche Weinberghäuschen Willemers besichtigt wurde: von hier aus hatte Goethe am 18. Oktober 1814 an der Seite Mariannens den weiten Kreis der zum Gedächtnis der Völkerschlacht entzündeten Freudenfeuer lodern gesehen. Dann ging es hinunter an das Ufer des Mains zur Gerbermühle, die einst im Jahre 1815 mit Terrasse und Hain den Liebes- und Liedertausch Hatems und Suleikas mit erlebt hatte; unter ihren alten Bäumen wurde ein Imbiß eingenommen. In Offenbach stieg die Erinnerung an des Dichters schmerzlich-süße Bräutigamszeit auf; im Lilipark, den sein Besitzer, Herr Stroh in Offenbach, in großzügiger Weise zur Benutzung überlassen hatte, gaben unter Helmut A. Kellers Leitung Zöglinge der Frankfurter Schauspielschule mit vollendeter Grazie eine Freilichtaufführung des anmutig-nachdenklichen Liebesspieles 'Die Laune des Verliebten'; die Begleitmusik bestand aus Stücken der Mozartschen Bläserdivertimenti Nr. 8 und 9.

Der Abend (20 Uhr) vereinigte die Gesellschaft aufs neue: im Frankfurter Opernhaus fand eine ausgezeichnete, von Hans Wilhelm Steinberg geleitete Vorstellung des 'Fidelio' von Beethoven statt.

## Der dritte Tag (Sonntag, 31. Mai).

Der dritte Tag war einem Ausflug in den Rheingau gewidmet. Ausgiebiger nächtlicher Regen, der einen bedeckten Himmel zurückgelassen, hatte die Luft erfrischt, die Straßen staubfrei gemacht. In 17 mächtigen Autobussen, die morgens $9^{30}$ vom Bahnhofsplatz abfuhren, ging es den „hochgesegneten Gebreiten" entgegen, die der Dichter so sehr geliebt hat. Die in Feiertagsruhe liegenden Vorstädte Frankfurts blieben zurück, Höchst näherte sich und entschwand, bald war Biebrich erreicht, und dann reihte sich an der rheinab führenden Landstraße die Kette berühmter Weinorte: Schierstein, Walluf, Eltville, Erbach, Hattenheim, Oestrich; ihre altersgrauen Gassen waren vielfach mit bunten Fahnen geschmückt, dem Ruhmestag der Schlacht am Skagerrak zu Ehren. Der westlichste Punkt, dem man zustrebte, war Winkel: hier öffnete das Brentanohaus freundlich seine Pforte. Man betrat die Räume, in denen vor Zeiten so oft der leichte Fuß Bettinens erklungen war, und suchte im Garten den zum Rhein hinabführenden Laubengang auf, den im September 1814 Goethe jeden Morgen sinnend auf und nieder gewandelt ist. Dann wendeten

---

[1]) Sie wird vom Insel-Verlag, Leipzig, veröffentlicht werden ('Almanach auf das Goethe-Jahr 1932').

die Wagen nach Hattenheim zurück, um von da landeinwärts nach Kloster Eberbach zu fahren, der ältesten Zisterzienserſiedelung auf deutschem Boden. Die Kirche ward betrachtet, das mächtige Dormitorium, dessen Längsausdehnung dank allmählicher Kürzung der gedrungenen Säulen zu wachsen scheint, das Refektorium, wo jetzt die großen Keltern aufgestellt sind, die im Herbst die Fülle köstlicher Trauben auspressen; auch dem Wildschweinzwinger, in dem noch immer das Wappentier des Klosters gezüchtet wird, ward bei einem Rundgang durch die alten Gartenanlagen ein Blick gegönnt. Eine rühmenswerte Umsicht hatte für das Mittagsmahl die Menge der Ausflügler in Gruppen geteilt: wenn die eine schon vor Eberbach die Tafel in Hattenheim gedeckt gefunden hatte (Weinrestaurant Reß), so speiste eine zweite und dritte, von Eberbach zurückkehrend, in Hattenheim an zwei verschiedenen Gaststätten (Reß, Noll), eine vierte endlich war nach Erbach vorausgefahren, wo im Gasthaus 'Zum Engel' ihrer der Tisch gewartet hatte. Die prächtige Kurhausterrasse in Wiesbaden sah die Teilnehmer sodann wieder zusammen; im Angesicht des Kurparks wurde bei den Klängen eines Konzerts der Kaffee eingenommen (16 Uhr). Von Wiesbaden ging es nach Hochheim: hier fand die Rheingaufahrt in den Hallenräumen der Firma Burgeff bei einem Winzerfest fröhlichen Abschluß. An langen Holztafeln saßen die Schmausenden auf derben Bänken, vor sich das hohe Glas, das von hübschen buntgekleideten Mädchen immer aufs neue aus großen Weinkrügen gefüllt wurde: ein volles Halbstückfaß köstlichen 1929er Hochheimers hatte die Stadt Frankfurt für ihre Gäste bereitgestellt. Breite Schüsseln, voll bedeckt mit kräftigen Schinken- und Käsebroten, wurden unermüdlich geleert. Und wenn auch weder die offene Halle noch das Stimmengewirr des Frohsinns die Möglichkeit allseitig vernehmbarer Ansprache darbot, so nahm doch ein Redner dem andern das Wort aus dem Munde: Stadtrat Michel begrüßte die Anwesenden ein letztes Mal als die Gäste der Stadt Frankfurt, Präsident Petersen brachte einen letzten herzlichen Dank dar, dem er besonderes Gewicht durch die Mitteilung verleihen konnte, daß die Goethe-Gesellschaft den Herren Oberbürgermeister Dr. Landmann und Stadtrat Michel die silberne Facius-Medaille verliehen habe, Sanitätsrat Walter Vulpius sprach im Namen der Weimarer Ortsgruppe und ließ ein schönes Faksimile verteilen: eine Nachbildung jener Worte, mit denen sich am 9. Dezember 1814 Johann Jakob Willemer in Goethes Stammbuch eingezeichnet hatte, die Firma Burgeff verkündete durch den witzigen Mund des Herrn Direktor Hummel ihre Freude, auf ihrem Besitztum die Goethe-Gesellschaft beherbergen zu können. Und damit dem Übermut rheinischer Volksart sein Recht werde, sang eine närrisch verkleidete Sängerschar derb-lustige Volks- und Scherzlieder. Nur langsam leerten sich die Tische; erst gegen 22 Uhr kam der letzte Autobus in Frankfurt wieder an. Mit heftigem Regenguß setzte hier der Himmel dem wohlgelungenen Ausflug und damit der Frankfurter Goethetagung ein Ende.

Zwar hatte die Fülle der offiziellen Veranstaltungen eine planvollallgemeine Besichtigung der Stadt nicht erlaubt; indessen haben wohl alle Teilnehmer Gelegenheit gefunden, die breiten glänzenden Straßen des neuen, die malerischen Winkel des mittelalterlichen Frankfurt zu betrachten. Und keiner wird an dem Hause auf dem Großen Hirschgraben vorübergegangen sein, wo jene Gemäldesammlung, deren Entstehung Goethe in 'Dichtung und Wahrheit' beschreibt, wenn auch nicht durchweg in ihrem ehemaligen Bestande, so doch in gleichwertigem

Ersatz zur Schau gestellt war; Professor Dr. Ernst Beutler, der liebenswürdige Direktor des Goethehauses, war unermüdlich in Führungen und Erläuterungen. Und so haben die Frankfurter Festtage den schönsten Erfolg gehabt. Getragen von der Begeisterung für den Dichter und des Dichters Welt und Werk, durchweht von dem Atem rheinischer Daseinsfreude, sind diese Tage, die dem Andenken der Mutter Goethes geweiht waren, ein Siegel geworden auf die Weimar-Frankfurter Einheit, ein glückverheißendes Vorzeichen für die Jahrhundertfeier 1932.

Juli 1931. Max Hecker.

# Register

(Die Namen der Abteilung 'Goethe-Schrifttum', S. 236—260, und der Schenkerliste S. 294—296 sind nicht verzeichnet worden.)

## I. Personen- und Ortsnamen

## II. Goethe

# Inhalt



## Tafeln



Gedruckt in der Hof-Buchdruckerei zu Weimar.